

# message

14,00 € – [www.message-online.com](http://www.message-online.com)



## Russland im Aufbruch

Journalisten zwischen Konformität und Konfrontation

Lösungsorientiert: Abschied von den Bad News S. 48

Kariereknick Familie: Frauen im Journalismus S. 68

INTERNATIONAL CONFERENCE  
**June 13-15, 2014**  
WINNIPEG, CANADA



# HOLDING POWER TO ACCOUNT



International Conference on Investigative  
Journalism, Democracy, and Human Rights



**Holding powerful interests to account  
is one of journalism's most important missions.  
It's critical to democracy and the preservation of human rights.**



**Keynote Speaker**  
**Carl Bernstein**  
Pulitzer Prize winning  
investigative journalist  
and author

### Call for Proposals

We are pleased to invite proposals from journalists and academics that explore linkages between investigative journalism, democracy and international human rights.

We invite proposals for panels, papers or practice work presentations that explore these issues in Canada and around the world. We already have proposals from five continents.

That's why the University of Winnipeg and the Canadian Broadcasting Corporation are organizing a conference to bring journalists, academics and the public together from around the world to debate some of the important issues that investigative journalism can help illuminate. The conference will uniquely blend seminars and speeches from working journalists with papers and research presentations from academics. The conference will cover many themes, from the importance of investigative journalism in highlighting basic human rights, to investigating corruption globally, to an examination of criminal justice abuses like wrongful convictions, imprisonments and torture.

[www.winnipeg2014.com](http://www.winnipeg2014.com)



THE UNIVERSITY OF  
WINNIPEG

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



Volker Lilienthal

wer in St. Petersburg mit Journalistik-Studierenden und ihren Dozenten diskutiert, der lernt einen klugen, aber auch vorsichtigen und allemal stolzen Nachwuchs kennen: junge Leute, die sich wohl eine andere Gesellschaft wünschen, aber auch mit den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, umzugehen wissen. Kritischen Journalismus definieren sie nicht »westlich«, sie müssen und wollen ihren eigenen Weg finden.

Russland und seine Medien, mal geknechtet und bedroht, mal aufbegehrend und freiheitlich gesonnen, sind das Titelthema dieser Ausgabe, mit der *Message* in den Jahrgang 2014 startet. Putin gilt als der große Manipulator der Medien. Erst vor Kurzem hat er die Nachrichtenagentur *RIA Novosti* und den Rundfunksender *Golos Rossii* (Stimme Russland) auflösen und zur neuen *Internationalen Nachrichtenagentur Rossija Segodnja* (Russland heute) fusionieren lassen. Neuer Chef ist der Hardliner Dmitry Kiselyov.

Immerhin: *RIA Novosti* traute sich auf seiner englischsprachigen Website, die Verfügung des Kreml als ein Beispiel für »zunehmende Staatskontrolle im ohnehin stark regulierten Mediensektor« zu kritisieren. Dies allein zeigt, dass sich auch die russischen Staatsjournalisten nicht mehr alles bieten lassen. Russland ist zu groß und stark, zu vielfältig und widersprüchlich, als dass ein Präsident dem ganzen Land seinen Willen aufzwingen könnte.

Unser Heft verharrt nicht bei den altbekannten Übergriffen und Repressalien gegen Journalisten, sondern will das allmähliche Wachsen freier Medien in den Nischen des politischen Systems Russlands ins Bewusstsein rücken (ab Seite 8). Oft kleine Zeitungen sind das, die in den Provinzen gegen Korruption und Machtmissbrauch und für Erleichterungen im Alltag ihrer Leser kämpfen.

Um Alltag, und zwar den zwischen Familie und Beruf, geht es auch in einem weiteren Themenschwerpunkt ab Seite 50. Journalistinnen, die Verantwortung übernehmen und doch auch gute Mütter bleiben wollen, haben immer noch zu kämpfen. In deutschen Journalistik-Seminaren stellen Frauen längst die absolute Mehrheit. Bald wird das auch in den Redaktionen der Fall sein.

Und auf noch einen Schwerpunkt möchte ich Sie hinweisen: Recherche-Journalismus als neue globale Kraft – *Message* hatte diese neue Entwicklung bereits im vorletzten Heft als Titelthema. Jetzt traf sich die Internationale der Investigation in Rio de Janeiro – namhafte deutsche Journalisten, die zur Global Investigative Journalism Conference flogen, hatten *Message* vorab versprochen, Augenzeugenberichte mitzubringen. Und sie hielten Wort. Lesen Sie unser packendes Rio-Spezial ab Seite 30.

Dies ist die erste Ausgabe, die ohne Michael Haller entstand. Er gründete *Message* 1999 und leitete die Zeitschrift über all die Jahre durch etliche Höhen und Tiefen. Für diese Kärnerarbeit zollen wir ihm allen Respekt! Nun werden Lutz Mücke und ich das Heft weiterführen und das eine oder andere neu justieren.

Wir wünschen uns, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, uns dabei begleiten – kritisch und an dem interessiert, was uns verbindet: die Sorge um und die Freude am Qualitätsjournalismus.

Ihr

Volker Lilienthal

# TITELTHEMA: RUSSLANDS STEINIGER WEG

- 8 **Auftakt**  
Wie viel Russland-kritische Berichterstattung erwartet uns während Olympia? *Message* fragt in Deutschland, Dänemark und Russland nach
- 10 **Der harte Weg zur Freiheit**  
Von Gleichschaltung und Aufklärung  
von *Moritz Gathmann*
- 15 **»Wir leben hier«**  
Wie Maria Iwanowa die unabhängige, kritische und preisgekrönte *Jakutsk Wetschernij* leitet  
Ein Interview von *Maxim Kireev*
- 18 **Federführend aktiv**  
In Russland verschwimmen zunehmend die Grenzen zwischen Journalismus und Aktivismus  
von *Anna Litvinenko* und *Svetlana Bodrunova*



Russische Zeitungsautomaten

Quelle: Mikhail Shtcherbakov

## LÖSUNGSORIENTIERT

- 20 **Abschied von den Bad News**  
Was positive Nachrichten bewirken können  
von *Uwe Krüger* und *Nadine Gassner*
- 26 **Erlösungsjournalismus**  
Eine Kritik am Solution Journalism  
von *Kathrin Hartmann*

## GIJC 13: RIO-SPEZIAL

- 30 **Enthüllungen unter Palmen**  
Die Investigative Internationale trifft sich in Rio  
von *Jörg Eigendorf*
- 34 **Nischen ausleuchten**  
Investigative Recherchen in China  
von *Thomas Schuler*
- 36 **Das letzte Mittel**  
Ohne verdeckte Recherchen sind in Afrika kaum heikle Informationen zu bekommen  
von *Anas Aremeyaw Anas*
- 38 **»Wir sperren ihn quasi ein«**  
Interview mit NSA-Enthüller Glenn Greenwald  
von *Marcella Smit*
- 42 **Geschäftsmodelle ohne Geschäft**  
Auch bei gemeinnützigen journalistischen Organisationen spielt Geld eine wichtige Rolle  
von *Christian Salewski*
- 44 **Mehr Fantasie!**  
Was im Datenjournalismus möglich wäre  
von *David Schraven*

- 46 **Recherche-Werkzeuge**  
Onlinetools zum Wühlen in Datenbanken und zur Kartierung von Informationen  
von *Günter Bartsch*
- 48 **Global Shining Light Award**  
Interview mit Preisträgerin Khadija Ismayilova über Recherchen, Repressalien und Privatsphäre  
von *Marcus Pfeil*

## FRAUEN IM JOURNALISMUS

- 50 **Nicht mehr nur in Reihe zwei**  
Frauen im Journalismus zwischen Männerbünden, Quote und Macho-Gehabe  
von *Susanne Keil*
- 54 **Frauen vereinigt Euch!**  
Ein Aufruf zu mehr Solidarität unter Frauen  
von *Silke Burmester*
- 56 **Mutter und Journalistin**  
Drei Erfahrungsberichte von Journalistinnen mit Kindern und Karriere  
von *Vera Schroeder*, *Alexandra Frank* und *Verena von Ondarza*
- 60 **Anbruch einer neuen Zeit?**  
Eine Studie liefert Erkenntnisse zur Vereinbarkeit von journalistischem Beruf und Familie  
von *Katharina Hölter*
- 62 **Eine Berufsgeschichte**  
Die Kommunikationswissenschaft ist männlich. Fehlen deshalb so viele Frauen im historischen Journalisten-Berufsbild?  
von *Ulla Wischermann* und *Elisabeth Klaus*

## WEITERE SCHWERPUNKTE

30



Foto: Günter Bartsch

**Investigative Internationale:** Mit mehr als 1.300 Teilnehmern war die Global Investigative Journalism Conference in Rio de Janeiro so groß wie nie. Die Teilnehmer interes-

sierten sich nicht nur für prominente Gäste wie Glenn Greenwald, sondern zeigten sich besonders von den zahlreichen Workshops und Erfahrungsberichten begeistert. Für *Message* berichten deutsche Teilnehmer und ein afrikanischer Kollege über ihre Konferenz-Höhepunkte.

68

**Recherche:** Michael Obert folgte der Spur schwarzafrikanischer Geiseln, die zu Tausenden in Foltercamps auf dem Sinai verstümmelt oder getötet werden. In *Message* protokolliert er die Entstehung seiner eindringlichen Reportage (S. 68). Außerdem zwei weitere exzellente Rechercheprotokolle von Lukas Roegler zur Zwangsprostitution von Nigerianerinnen (S. 72) und von Oliver Schröm zur Vernichtung von Ermittlungsakten zum NSU-Terror (S. 75).

## US-ZEITUNGSBRANCHE

- 64 **Licht am Ende des Tunnels?**  
Kann die erfolgreiche Digitalstrategie der *New York Times* Vorbild für die ganze Branche sein?  
von Rem Rieder

## RECHERCHE

- 68 **Ich bin kein Schreibroboter**  
Recherchen über Foltercamps auf dem Sinai  
von Michael Obert
- 72 **Fatale Abhängigkeiten**  
Protokoll einer zehnjährigen Spurensuche  
von Lukas Roegler
- 75 **Beim Schreddern ertappt**  
Wie der *Stern* die Aktenvernichtung in deutschen Behörden aufdeckte  
von Oliver Schröm

## FORSCHUNG

- 78 **Männerdomäne Sportjournalismus**  
Eine internationale Studie zeigt, dass Männer und Fußballthemen das Sportressort dominieren  
von Thomas Horky und Jörg-Uwe Nieland

## NORMEN

- 94 **Deutscher Presserat**  
»Selbstzensur« oder »Rassismus«?  
von Ilka Desgranges
- 97 **Schweizer Presserat**  
Alte Frage abermals: Was darf Satire?  
von Max Trossmann

## RUBRIKEN

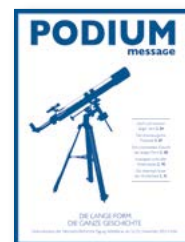
- 6 **Feedback**
- 28 **Wolf sieht fern**  
Als gäbe es nur das Heute  
von Fritz Wolf
- 93 **Vorbilder**  
Herbert Hoven schreibt über den Querkopf und Fernsehjournalisten Jürgen Lodemann
- 100 **Aus dem Netzwerk Recherche**  
Journalistische Projekte haben es schwer, als gemeinnützig anerkannt zu werden  
von Günter Bartsch
- 102 **Die Top-Ten des Buchjournalismus**
- 104 **Buchbesprechungen**
- 108 **Highlight**  
Jürgen Leinemann war ein sehr genauer Beobachter und Meister des Politikerporträts  
von Walter Hömberg
- 110 **Holger's Cartoon Corner**  
**Impressum**

## MESSAGE – PODIUM

- 83 **»Weitblick« – Die lange Form, die ganze Geschichte**

Dokumentation der Netzwerk-Recherche-Tagung am 22./23. November 2013 in Köln

Titelbild-Quelle: Dmitriy Yakovlev/shutterstock, TUBS/Wiki Commons





AUSGABE 4/2013

**message 4/2013**  
**Aus der Nische: »Antworten gesucht«**

**Ad absurdum geführt**

Die Idee, ausgerechnet der »Generation Facebook« den Printjournalismus wieder näherzubringen, lässt aufhorchen – immerhin widerspricht solch ein Versuch allen gegenwärtigen Trends.

»Wie kann man die schier unendlich scheinenden Möglichkeiten noch besser nutzen und Inhalte möglichst kostenpflichtig online vertreiben?«, fragt sich heutzutage der Großteil der Verlage.

Anders ist die Idee von den Machern des Beilagenmagazins +3 allemal – aber ist sie auch zukunftsweisend? Der Wunsch, »die Zeitungslandschaft vor dem Internet zu retten«, ist nobel – aber zugleich absurd. Warum eine Zielgruppe Fragen online diskutieren lassen und daraus ein Magazin stricken, wenn die Antwort schon nicht mehr interessiert?

Die Facebook-Generation, also diejenige, welche die Debatte bereits online ausgetragen hat, ist schon längst bei anderen Themen. Die angepeilte Zielgruppe wird nur bedingt verstanden. Zwar wird sie dort eingefangen, wo sie sich gerne tummelt – im World Wide Web also –, aber dann wird es abstrus: Wozu warten (!) auf ein gedrucktes (!) Resümee? Das passt nicht zu einer Generation, denen Google & Co. in einem Bruchteil einer Sekunde auf dem Handy antwortet und die Hunderte Bücher auf einmal in kompakten E-Book-Readern abrufbereit mit sich trägt.

Nicht umsonst sagt der Volksmund: »Kalten Kaffee soll man nicht wieder aufwärmen«. Die Zeitungslandschaft kann man nicht vor dem Internet retten – wieso auch?

*Prof. Dr. Michel Clement und Alexander Selker  
 lehren am Institut für Marketing und Medien,  
 Universität Hamburg.*

**message 4/2013**  
**Zensur: »Maulkorb für den Wachhund«**

**Kampf um Informationshoheit**

»Weder Meinungsfreiheit noch Pressefreiheit gesetzlich vorgeschrieben«, »Abwärtstrend bei der Pressefreiheit« und »einzige Demokratie, die ihre Medien einer Zensur unterwirft«. Starke Worte im wichtigen und in vielen Punkten richtigen Artikel von Ido Liven. Dennoch möchte ich als TV-Korrespondent,

der in Israel und den palästinensischen Gebieten seit vielen Jahren arbeitet, einiges relativieren. Sicherlich gibt es hier die Bestimmungen des Zensors. So darf man zum Beispiel in Krisenzeiten in Berichten nicht konkrete Orte von Angriffen oder Namen und Standort von Armeeeinheiten nennen.

Als Berichterstatter, der seit 2006 schon über drei Kriege berichtet hat, muss ich aber auch sagen: Konkret bin ich noch keiner Zensur unterworfen worden. Wir konnten immer frei berichten, wurden nie behindert. Beispiele wie der »Häftling X« oder das israelische Atomprogramm kann man sicherlich anführen. Das sind aber doch die Ausnahmen.

Außerdem lässt sich die sogenannte Gag-Order in Zeiten moderner Informationstechnologien kaum mehr aufrechterhalten. Ein Beispiel dafür sind die Ermittlungen gegen den israelischen Popstar Golan. Hier durfte die Presse den Namen des Verdächtigen nicht nennen, obwohl der im Netz bereits veröffentlicht wurde.

Eine andere Sache ist die Bewegungsfreiheit: Ohne die israelische Pressekarte ist es schwierig, aus der Westbank zu berichten, und unmöglich aus Gaza (dort braucht man zusätzlich eine Hamas-Pressekarte). Mit diesem Ausweis ist es aber möglich, ohne Hindernisse zu berichten – solange man sich nicht sicherheitsrelevanten Bereichen nähert.

*Markus Rosch ist seit August 2011 Nahost-Korrespondent der ARD mit Sitz in Tel Aviv.*

**message 4/2013**  
**Podium: Überwachung / »NSA-Affäre«**

**Im Zweifelsfall verdächtig**

Die Analysen von Ulrike Langer und Oliver Pragal zur Überwachungsaffäre rund um die NSA sind zutreffend und bestürzend zugleich.

Insbesondere Langers Schilderungen US-amerikanischer und auch britischer Medienverhältnisse geben Anlass zur Sorge. Der Verweis auf das jeweils historische Selbstverständnis der beiden Staaten als Wiege der Pressefreiheit zeigt, dass längst andere Paradigmen diese Ursprungsnarrative ersetzen.

Großbritannien ist ein bevormundender Staat, der seinen Bürgern beständig Vorschriften macht. In den USA bedeutet »freedom of speech« schon lange die Dominanz der Unternehmensmeinungen und ihrer Weltansichten, wie der US-amerikanische Medienkritiker Herbert Schiller (1919-2000) bereits 1996 in sei-

ner Analyse der Informationsgesellschaft feststellte. Schiller warnte vor allem vor der Zensur durch Wirtschaftsinteressen, die wesentlich effizienter wirken als jede staatliche Kontrolle – in erster Linie deshalb, weil sie nicht als Maßregelung im Gewande einer Autokratie daherkommt.

Berichterstattung über Kontrolle, Überwachung oder Schnüffelei fällt somit anderen Interessen zum Opfer, auch weil sie sich in ihrem Bedürfnis nach Aufklärung unbeliebt macht.

Gute Berichterstattung zu den Themen auch hierzulande rennt oft den neuesten Storys hinterher, statt sich zu fragen, inwieweit NSA, Terrorabwehr oder auch nur der Personalausweis ein Ausdruck einer Gesellschaft des Verdächtigen und der Verdächtigten sind. Es ist also auch darauf zu achten, dass nicht nur ein Skandal nach dem nächsten ans Tageslicht kommt, sondern *wie* berichtet wird. Nach der Enthüllung müssen die richtigen Fragen gestellt werden. Erst dann ergibt die Arbeit der Journalisten ihren eigentlichen Sinn. In einer Gesellschaft, in der alles und jeder verdächtig ist, erscheint dies umso schwieriger.

*Dr. habil. Nils Zurawski lehrt kriminologische Sozialforschung in Hamburg und ist Initiator des »Surveillance-Studies« Journalistenpreises.*

**message 4/2013**

**Veränderungsprozesse: »Besser arbeiten«**

**Wie mit Wandel umgehen?**

Change-Management ist ein optimistischer Begriff. Suggestiert er doch, dass man welchen Wandel auch immer bei Anwendung der richtigen Kniffe, Tricks und Kenntnisse »managen« könnte wie das tägliche Geschäft einer beliebigen Betriebsabteilung.

Aber ganz so banal ist es ja leider nicht. Wenn wir schon bei dem Begriff bleiben wollen, dann gibt es eine fundamentale Voraussetzung, damit ein »Change« tatsächlich gut »gemanagt« werden kann: Ziele und Rahmenbedingungen der Veränderung müssen klar definiert sein.

Dass ein »Change Prozess« – ist es nicht großartig, wie viele dieser nach Personalentwicklungs-Beratungs-Know-How geradezu schreienden Begriffe man mit dem Wort »Change« bilden kann? – dass ein »Change Prozess« also, bei dem das Ziel und die Rahmenbedingungen zumindest klar sind, sich tatsächlich vergleichsweise gut »managen« lässt, zeigen

die beiden Fallbeispiele zum *Main-Echo* und zur *Neuen Westfälischen*. Wenn – wie bei der *Neuen Westfälischen* – das Ziel mit der Vorgabe, dass ein neuer Newsroom/Newsdesk eingeführt werden solle, hinreichend klar definiert ist, dann greifen viele der beschriebenen Rezepte wie die Einbindung der Mitarbeiter und die aktive Steuerung der Kommunikation.

Beim Fall *Main-Echo* gab es eine grundlegende Rahmenbedingung, die den Wandel ebenso erleichtert haben dürfte: Das Programm »Besser arbeiten« sollte ausdrücklich kein Spar- und Abbauprojekt sein. In solchen Veränderungsprozessen mit klaren Zielen und klaren Rahmenbedingungen kann man handwerklich viel falsch machen, keine Frage.

Aber wenn Ziele und Rahmenbedingungen feststehen, ist es eben auch genau das: Handwerk. Deshalb passt der Begriff Change-Management für solche Veränderungen tatsächlich, denn diese lassen sich – salopp formuliert – mit einigen Standardratschlägen aus dem Erste-Hilfe-Koffer der Change-Management-Beratungsindustrie ordentlich und gut bewältigen. Die beiden Fallstudien bestätigen diese These.

Interessant wird es, wenn wir es mit einer – meist von außen kommenden, nicht steuerbaren – Veränderung zu tun haben, bei der niemand so recht weiß, wie mit dieser umgegangen werden soll. Bei der also Ziele und/oder Rahmenbedingungen unklar sind – und nur klar ist, dass es jedenfalls nicht einfach so weitergehen kann wie bisher. Wenn ein Unternehmen in einer solchen Phase steckt, dann fragen sich die Mitarbeiter irgendwann entgeistert: »Die Chefs sagen, ich soll mich verändern. Wäre ja mal nett, wenn ich wüsste, wie und wohin ich mich verändern soll.« Einen solchen »Change« kann man noch nicht »managen«, weil der erste und allerwichtigste Schritt noch nicht erledigt ist: die Erarbeitung des Ziels und der Rahmenbedingungen.

Diese Herausforderung jedoch lässt sich oft nicht mit dem Setzbaukasten »Change-Management leicht gemacht« meistern – weil die Erarbeitung von Zielen und Konditionen oft individuell und einzigartig sein müssen, um erfolgreich zu sein. Eine Fallstudie, bei der die Aufstellung von Zielen im Mittelpunkt steht, hätte die Beleuchtung des Themas abgerundet – aber diese »message« kann ja in einer der kommenden Ausgaben noch nachgeholt werden.

*Adrian Schimpf ist Personalleiter der Mediengruppe Madsack. Zuvor war der Jurist als Personalentwickler bei G+J tätig.*

*An dieser Stelle äußern sich Publizisten zu den Themen des vergangenen Heftes. Sie erreichen uns ...*

*... per Post:  
Redaktion Message  
Universität Hamburg  
Sedanstraße 19  
20146 Hamburg*

*... per Fax:  
040 42 838-9333*

*... oder per E-Mail:  
redaktion@message-online.com*

# »Jenseits der Loipen«



Olympia in Sotschi – das wird ein außergewöhnliches Erlebnis. Winterspiele unter Palmen, dazu die Premiere von Thomas Bach als IOC-Präsident, und all dies in einer sündteuren Kulisse, die Wladimir Putin errichten ließ, um der Welt zu zeigen, wie er sich sein modernes Russland vorstellt.

Die politische Dimension wird bei diesen Spielen eine besondere Rolle spielen, vermutlich mehr noch als 2008 in Peking. Die *Süddeutsche Zeitung* und *sueddeutsche.de* werden deshalb ein besonders großes Aufgebot nach Sotschi schicken. Sieben Autoren – so viele waren es noch nie bei Winterspielen – werden gewährleisten, dass auch das Geschehen jenseits von Loipen und Pisten berücksichtigt wird. Und das nicht nur zwischen Eröffnungs- und Schlussfeier. Das *SZ Magazin* wird sich mit dem Alltag Homosexueller in der Olympia-stadt auseinandersetzen, die Außenpolitik gestaltet einen Schwerpunkt zu den politischen Strömungen im Land. Dass diese Mission keine einfache wird, ist allen Beteiligten bewusst.

Eine direkte Gängelung bei der Berichterstattung würde aber mit Sicherheit gravierende diplomatische Verwerfungen nach sich ziehen – und in der Berichterstattung umgehend thematisiert werden.

*René Hofmann ist stellvertretender Ressortleiter Sport der Süddeutschen Zeitung.*



Unsere Zeitung *Politiken* schickt nur einen Reporter zu den Olympischen Spielen nach Sotschi. Neben den sportlichen Highlights werden wir auch andere Themen, etwa die rechtliche Situation in Russland, thematisieren. Darauf sind wir vorbereitet.

Die Leichtathletik-Weltmeisterschaft im August war ein guter Test für uns. In unserer Berichterstattung haben wir schon damals problematische Entwicklungen wie die Beschneidung der Rechte von Homosexuellen angesprochen. Von Seiten der Behörden haben wir dabei nie Probleme gehabt.

In Sotschi werden wir das Thema der Rechte von Schwulen und Lesben allerdings nicht zum Hauptthema machen. Vergleichbares haben wir in der Vergangenheit auch nicht getan. Und wir werden die Athleten mit Sicherheit nicht fragen, ob sie homosexuell sind, nur um eine gute Geschichte zu bekommen. Aber ich denke, wir können sicher sein, dass einige Athleten die Grenzen des erlaubten Protests ausreizen werden. Wenn das passiert, werden wir es selbstverständlich thematisieren.

Im Vorfeld der Spiele haben wir außerdem einen Bericht gebracht, wie das dänische Olympische Komitee sich in dieser Frage verhält.

*Søren-Mikael Hansen ist Sportredakteur bei der dänischen Zeitung Politiken.*



*Olympische Spiele in Sotschi: Die Berichterstattung über die Vorbereitungen war oft kritisch. Was haben sich Journalisten für die Dauer der Großveranstaltung vorgenommen? Message fragt in Dänemark, Deutschland und Russland nach.*



Bei Olympia begeben sich die westlichen Medien auf ganz dünnes Eis. Erst Irak, Afghanistan, Libyen und Syrien, jetzt Russland. Für die zahlreichen Freunde von politischen Machtwechseln unter den Journalisten ist Sotschi das nächste Großereignis.

Fällt der ersehnte Protest für die Rechte von Homosexuellen aus, werden unsere aufrichtigen Reporter ihn spätestens beim Paar-Wettbewerb im Eiskunstlauf thematisieren. Die Kanadier werden herausfinden, dass der russische Geheimdienst FSB die Steine beim Curling manipuliert hat. Die Gewinner im Doppelsitzer

beim Rennrodeln werden bei der Medaillenzeremonie die unter ihren Helmen versteckten Pussy-Riot-Sturmhauben enthüllen. Das russische Eishockeyteam wird den Beweis liefern, dass der korrupte Putin seine Hand überall im Spiel hat – sollte es Gold gewinnen. Falls nicht, wird das als Beweis für die Überlegenheit des Westens gelten. Und auf Youtube wird ein Video die Runde machen, das russische Sicherheitskräfte zeigt, wie sie wie von der Tarantel gestochen auf Bilder von Boris Berezovsky und Alexander Litvinenko einprügeln, die per Beamer auf die Riesenslalom-Strecke projiziert wurden.

*John Helmer ist Wirtschaftsjournalist, Buchautor und seit 1989 freier Korrespondent in Russland.*

## Medien in Russland

Trotz aller Härten und Schwierigkeiten ist unabhängige Berichterstattung in Russland möglich. Journalisten ringen hartnäckig um Pressefreiheit und oft auch mit einem inneren Zwiespalt: Sollen sie den Gesellschaftswandel journalistisch begleiten oder ihn als politische Aktivisten mitgestalten? Der aktuelle *Message*-Titel analysiert die vielschichtige und komplexe Lage russischer Journalisten, ihr Rollenverständnis und ihre Aussichten.

- ▶ **Der harte Weg zur Freiheit:** Unabhängige Medien trotzten Gängelung und Einschüchterung S. 10
- ▶ **Federführend aktiv:** Ob Journalist oder Aktivist, ist eine Abwägungsfrage S. 15
- ▶ **»Wir sind hier«:** Im Interview verrät Maria Iwanowa, Chefredakteurin der *Jakutsk Wetschernij*, wie kritischer und unabhängiger Journalismus in der russischen Provinz aussieht S. 18

# Der harte Weg

Russlands Medienmarkt boomt. Einerseits entwickelt sich langsam unabhängiger Journalismus, besonders im Printmarkt und im Internet. Andererseits brachte kurz vor dem Jahreswechsel Wladimir Putin die wichtigste russische Nachrichtenagentur RIA Nowosti auf Linie: Die staatliche Agentur, die sich zuvor durch ihre verhältnismäßig objektive Berichterstattung auszeichnete, wird aufgelöst, ihre Nachfolge tritt die Agentur Russia Today an. Zu ihrem Direktor bestimmte Putin einen politischen Hardliner, was vermuten lässt, dass diese in Zukunft mehr staatliche Propaganda als objektive Berichterstattung produzieren wird.



Quelle: Maria Dyagileva / Flickr

# zur Freiheit

*Neue Gesetze engen pressefreiheitliche Spielräume ein. Journalistenmorde bleiben unaufgeklärt. Trotzdem: Unabhängige Berichterstattung ist in Russland möglich und gewinnt immer mehr an Bedeutung.*

VON MORITZ GATHMANN

**W**er die Lage von Journalisten in Russland anhand von Rankings beurteilt, dem müssen jedes Jahr aufs Neue die Haare zu Berge stehen. Auch 2013 scheint es wieder etwas schlimmer geworden zu sein: Hatte Russland 2012 noch auf Platz 142 gelegen, landete es in der »Rangliste der Pressefreiheit« dieses Mal auf Platz 148. Wer allerdings vor einem Moskauer Zeitungskiosk steht, fragt sich, wie solche Rankings zustandekommen. Die Vielfalt des Blätterwalds beeindruckt: »Russifizierte Magazine«, Ableger aus dem Westen, wie *Forbes*, *GEO* oder *Computer Bild*, gibt es ebenso wie Tabloids wie die *Komsomolskaja Prawda*, linientreue Zeitungen wie die *Iswestija*, Wirtschaftsblätter wie *Vedomosti* oder *Kommersant* und die kremlkritische *Nowaja Gaseta*, ganz zu schweigen von der Masse an unpolitischen Special-Interest- und Lifestyle-Magazinen.

## **Und es gibt ihn doch – auch in Russland**

Russische Experten protestieren denn auch regelmäßig lautstark gegen das Ranking von Reporter ohne Grenzen. Für »Blödsinn« etwa hält es Pawel Gusjew, langjähriger Chefredakteur der unabhängigen Zeitung *Moskowskij Komsomolez* und Vorsitzender des Moskauer Journalistenverbandes. Die größten Probleme sind laut Gusjew dagegen die mangelhaften Finanzierungsmöglichkeiten unabhängiger Medien sowie die absolute Übermacht der staatlichen Medien: Gusjew zufolge sind 80 Prozent der Medien in staatlicher Hand. Eben diese Übermacht der staatlichen Medien, insbesondere im Bereich Fernsehen, ist jedoch entscheidend: Bis in den letzten Winkel des Landes sind nur die drei staatlich kontrollierten Sender *1. Kanal*, *Rossija* und *NTV* zu empfangen. Insbesondere in den Städten verlieren sie allerdings

Zuschauer und damit ihre Deutungshoheit, so medienwissenschaftliche Befunde von Dr. Svetlana Bodrunova und Dr. Anna Litvinenko. Und doch ist der Einfluss der Staatsapparat auf die 145 Millionen Russen ungebrochen. Die drei Sender, auf denen Kritik am Kreml

höchstens in den späten Abendstunden zu sehen ist, teilen sich über 40 Prozent der russlandweiten Zuschauer. Der Rest entfällt auf Unterhaltungssender sowie das Regionalfernsehen, das allerdings bis auf wenige Ausnahmen ebenfalls staatlich kontrolliert ist.

Aber das russische Mediensystem ist reich an Anomalien. Eine davon ist der Sender *Doschd* (Regen), der seit 2010 im Internet und inzwischen auch über Kabel und Satellit sendet: Mit dem Beginn der großen Demonstrationen in Russland Ende 2011 entwickelte er sich zum wichtigsten Oppositionskanal – auch wenn der Sender sich selbst nicht so bezeichnen will. *Doschd* ist in seiner unkonventionellen, intelligenten Machart besonders populär in den Großstädten und in der jüngeren Altersgruppe, die sich vom Staatsfernsehen abgewendet hat. Neben Musik und Kultur bringt der Sender Live-Berichte von Demonstrationen und lädt politische Gegner jeder Couleur zu Diskussionen. Gleichzeitig wird er dabei von den staatlichen Behörden in Ruhe gelassen. »Vermutlich sieht der Staat in uns ähnlich wie in *Echo Moskowskaja* oder der *Nowaja Gaseta* ein Ventil, das in einem solchen System zum Ablassen des Drucks benötigt wird«, sagt der Chefproduzent des Senders, Renat Dawletgildejew. Im Ranking des Marktforschungs-

*Das russische Mediensystem ist reich an Anomalien. Eine davon ist der Sender Doschd, der sich zum Oppositionskanal entwickelte.*

instituts *Medialogia*, das sich an der Anzahl der Zitierungen orientiert, hat *Doschd* immerhin einen festen Platz unter den ersten fünf Fernsehsendern. Das Internet, Geburtsort von *Doschd*, stellt die Deutungshoheit des Staates mit jedem Jahr mehr und mehr in Frage: Laut *Medialogia* führen hier die unabhängigen Online-Medien *lenta.ru* und *gazeta.ru* den Markt an.

Ständig werden hier neue Projekte à la *Huffington Post* geboren, verschwinden aber leider oft schnell wieder: Ein Beispiel ist das feuilletonistisch geprägte

*Russkaja Schisn* (Russisches Leben), das im Oktober 2012 gestartet und im März 2013 wieder eingestellt wurde.

Bei Medien wie *Vedomosti* oder *Forbes*, deren Eigentümer sonst keine wirtschaftlichen Interessen in Russland haben, sind wir völlig frei.

Das gleiche Schicksal erlitt das 2011 mit großem Etat begonnene *PublicPost*, das in seiner Konzeption aus eigenen journalistischen Inhalten und Bloggerbeiträgen sehr nah am Konzept der *Huffpost* war. Finanziert wurde es von der staatlichen Sberbank, für die journalistische Integrität stand jedoch als Pate Alexej Wenediktow, Chefredakteur von *Echo Moskau*. Im Juli 2013 war auch hier aus angeblich finanziellen Gründen Schluss.

#### Frischer Wind weht aus dem Web

Großer Popularität in liberal-oppositionellen Kreisen erfreut sich derweil die Seite *colta.ru*. Nach einem Fehlstart im Jahr 2012 und einer vorübergehenden Schließung steht die Seite nun wieder, wenn auch auf »wackeligen Beinen«, wie Chefredakteur Michail Ratgauz erklärt. Das Finanzierungskonzept ist ungewöhnlich: Jeweils etwa 7.500 Euro pro Jahr »investieren« die 13 »Kuratoren«, ansonsten wird per Crowdfunding gesammelt. Spender erhalten »nichtmaterielle« Belohnungen wie Einladungen zu Theaterpremieren oder von Schriftstellern signierte Bücher.

Im Online-Bereich überwiegt jedoch der »publizistische« Inhalt: Bekannte Journalisten und Schriftsteller schreiben Meinungsbeiträge, Essays und Rezensionen, populär sind auch lange Reportagen etwa von Gerichtsprozessen oder Demonstrationen.

Eine Ausnahme bilden die Blogs des Oppositionsführers (und ehemaligen Bürgermeisterkandidaten in Moskau) Alexej Nawalny, die auch seine Popularität

begründeten: Die Mitarbeiter des Projekts *rospil.info*, das Nawalny komplett durch Crowdfunding finanziert, recherchieren landesweit Fälle von Korruption und Geldverschwendung in staatlichen Behörden. Nawalyns persönlicher Blog, in dem er mit Vorliebe darüber schreibt, welche Anwesen sich die Angehörigen der politischen und wirtschaftlichen Elite in London, Miami oder Baden-Baden kaufen, gehört seit Jahren zu den meistgelesenen im russischen Internet.

#### Partizipativer Journalismus hoch im Kurs

Dem Erfolg von Nawalyns Blogs zollt auch Roman Schleinow Respekt. Der 38-Jährige ist einer der renommiertesten Investigativjournalisten des Landes. Schleinow beschäftigt sich seit Ende der 1990er Jahre mit ähnlich heißen Eisen: Zuerst bei der *Nowaja Gaseta* und jetzt bei der Wirtschaftszeitung *Vedomosti* recherchiert er die wirtschaftlichen Verflechtungen im Umfeld von Putin. »Die Vorstellung, es gebe ein Putin-Konto, auf dem Milliarden liegen, ist absurd. Wozu? Seine Vertrauten sind führend in verschiedenen Wirtschaftsbereichen vertreten. Und genau mit diesen Leuten beschäftigen wir uns auch tagtäglich: Welcher Vertraute kauft in welchem Land einen Palast, welcher verlässt den Aufsichtsrat von Rosneft, welcher Aktionär steigt bei der Russischen Eisenbahn ein?«, erklärt Schleinow. Aber stößt der Journalist dabei nicht an Grenzen?

»Bei Medien wie *Vedomosti* oder *Forbes*, deren Eigentümer sonst keine wirtschaftlichen Interessen in Russland haben, sind wir völlig frei«, antwortet Schleinow, »aber die Erfahrung zeigt: Wenn es bei einem Medium russische Aktionäre gibt, dann werden nach unangenehmen Geschichten immer die Anrufe und Fragen »von oben« kommen«. Als Beispiel dafür gilt der *Kommersant*, der zwar weiterhin als renommiertes Wirtschaftsblatt gilt, aber politisch zahm geworden ist, seit der Oligarch Alischer Usmanow ihn aufgekauft hat. Aber auch von staatlicher Seite spürt Schleinow keinen Druck mehr. Unter dem Vorwurf des »Verrats von Staatsgeheimnissen« wurde er zwar mehrfach von Ermittlern zum Verhör geladen, allerdings sei das schon viele Jahre her. »Ich verwies dann regelmäßig auf das russische Pressegesetz, das es mir nicht erlaubt, meine Quellen preiszugeben. Der Ermittler notierte das, und damit hatte sich der Fall erledigt.« Ein viel größeres Problem ist, dass das Aufdecken eines Skandals in Russland nur in den seltensten Fällen erkennbare Folgen wie

etwa Rücktritte oder Gerichtsverfahren nach sich zieht. Das muss auch Schleinow eingestehen. »Aber das heißt nicht, dass es jenen, über die geschrieben wird, egal ist. In den Kreisen, in denen sich diese Menschen bewegen, wird über diese Dinge gesprochen«, sagt Schleinow. In einzelnen Fällen hätten auch schon Gerichte aus Europa oder den USA nach dem Erscheinen von Artikeln in russischen Medien Verfahren eröffnet.

Schleinow sieht echte Investigativjournalisten nur bei *Vedomosti*, *Forbes* und der *Nowaja Gaseta* am Werke. Auf dem flachen Land gebe es dagegen nur wenig Investigativjournalismus. »Insbesondere in der Provinz verbreiten Journalisten oft Informationen, die sie nicht überprüft haben, sondern die auf Gerüchten basieren.« Daraus entstehen Gerichtsverfahren, die mit Geldstrafen gegen die Journalisten oder Schließung eines Mediums enden können.

Dass es außerhalb von *Vedomosti* und *Forbes* keine Investigativjournalisten gibt, bestreitet jedoch Irina Samochina. Die 43-Jährige leitet den Verlag *Krestjanin* (Bauer), der im südrussischen Rostow am Don vier Zeitungen und ein Magazin herausgibt, mit einer allwöchentlichen Gesamtauflage von 225.000 Exemplaren. 2013 leitete Samochina zudem die »Allianz unabhängiger Herausgeber«, in der sich russlandweit 70 unabhängige Verlagshäuser zusammengeschlossen haben.

Mehrere ihrer Journalisten recherchieren etwa illegale Landnahmen, in die lokale Behörden verwickelt sind – Rostow ist eine der wichtigsten Landwirtschaftsregionen Russlands. »Solche Journalisten gibt es in vielen Regionalzeitungen«, weiß Samochina. »Aber leider führen gerade Enthüllungsgeschichten immer wieder zu Gerichtsprozessen und Problemen mit den örtlichen Machthabern.« Die meisten Regionaljournalisten haben sich mit den schlechten Beziehungen zu Gouverneuren und Bürgermeistern jedoch abgefunden. »Sie können unabhängige, kritische Medien nicht ausstehen, und daran scheint sich nichts zu ändern«, sagt Samochina, »eine Kultur des Respekts gegenüber einer Presse, welche die Exekutive kontrolliert, gibt es nicht.«

Ob sich ein Medium als unabhängig und kritisch behaupten könne, hängt ihr zufolge aber stark von der Chuzpe der Journalisten und Herausgeber ab (siehe Interview Seite 15): »Wenn es denen gelungen ist, die Journalisten einzuschüchtern, werden sie es weiter machen. Haben sie sich einmal die Zähne ausgebis-

sen, gibt es keine weiteren Versuche.« Eine Allianz wie ANRI hält Samochina vor diesem Hintergrund für äußerst wichtig: »Als privater Herausgeber sollte man in Russland nicht alleine dastehen. Es ist wichtig, dass wir die Unterstützung der Kollegen spüren. Und es gibt sehr viele Fälle, in denen sich Herausgeber aus verschiedenen Regionen gegenseitig unterstützt haben.«

Die rechtlichen Rahmenbedingungen für Journalisten haben sich seit der Rückkehr von Wladimir Putin in den Kreml allerdings durch einige neue Gesetze verschlechtert.

Dazu gehört ein 2012 eingeführtes staatliches Register: Auf einem speziell eingerichteten Por-

tal können Bürger und Behörden neuerdings Seiten melden, die Inhalte enthalten, deren Verbreitung in Russland verboten ist. Die staatliche Medienaufsichtsbehörde prüft die Seite und fordert den Besitzer zur Entfernung der Information oder den Provider zum Blockieren der Seite auf.

Allerdings haben sich die Sorgen der Internetnutzer, dass das Register dazu genutzt werden könnte, unliebsame Blogger und Onlinemedien zu blockieren, bislang nicht bewahrheitet: Seit der Einführung des Registers sperrte die Behörde vor allem Seiten, die Anleitungen zu Selbstmorden, zur Herstellung von Drogen oder Kinderpornografie enthielten.

### Neue Gesetze drosseln Medienfreiheit

Als folgenschwerer haben sich die Wiedereinführung des Paragraphen über Verleumdung ins Strafgesetzbuch und das Verbot von obszöner Lexik in den Medien erwiesen. Den Paragraphen zur Verleumdung hatte die Duma erst im Dezember 2011 ins Verwaltungsrecht »übertragen«. Seit Juli 2012 ist er jedoch wieder Teil des Strafrechts: Für Verleumdung müssen russische Journalisten nun zwar nicht mehr mit Haft rechnen, dafür aber mit hohen Geldstrafen.

Ende Oktober 2013 wurde der Nachrichtenagentur *Rosbalt* aufgrund des »Schimpfwortparagraphen« die Lizenz entzogen. Die Medienaufsicht hatte gegen *Rosbalt* Klage eingereicht. Ungeachtet dessen, dass *Rosbalt* kein »oppositionelles« Medium, sondern eher für seine engen Kontakte zum Geheimdienst

*Ob sich ein Medium als unabhängig und kritisch behaupten könne, hänge stark von der Chuzpe der Journalisten und Herausgeber ab.*

bekannt war, schafft die Gerichtsentscheidung einen gefährlichen Präzedenzfall.

Auch das im Juni 2013 in Kraft getretene Gesetz gegen die Propaganda von Homosexualität (im Original »Propaganda nicht-traditioneller sexueller Beziehungen«) hat im November das erste Medium getroffen: Die örtliche Medienaufsichtsbehörde legte gegen den Chefredakteur der Regionalzeitung *Molodoj Dalnewostotschnik* in Chabarowsk vor Gericht Beschwerde gegen eine Publikation ein. Konkret geht es um ein dort abgedrucktes Zitat eines Lehrers, der aufgrund seiner Homosexualität Probleme in seiner Schule hatte: »Meine Existenz ist ein effektiver Beweis der Tatsache, dass Homosexualität normal ist.« Eine Entscheidung des Gerichts steht noch aus.

Die Gesetze hängen nun wie ein Damoklesschwert über den Medien. »In Russland werden

*Insbesondere Hochglanzmagazine entwickeln sich nach Putins Amtsantritt zu einem Zufluchtsort kritischer Journalisten.*

Gesetze nicht zum Zwecke geschrieben, dass alle sie achten, sondern um den passenden Paragraphen zu finden,

wenn es darum geht, jemanden unter Druck zu setzen«, sagt Herausgeberin Irina Samochina aus Erfahrung, auch wenn sie bislang noch nicht von den neu eingeführten Gesetzen betroffen war.

Viel zu wenig beachtet, dafür aber folgenreicher sei allerdings ein anderes Gesetz, meint Juri Saprykin, Direktor des wichtigen Moskauer Verlags *Rambler-Afisha*: Seit 1. Januar 2013 ist in Russland nun auch im Internet und in den Printmedien die Werbung für Alkohol gesetzlich verboten. In den Printmedien hat das dazu geführt, dass die Werbeeinnahmen im ersten Halbjahr um sechs Prozent sanken. Problematisch sei dies, so Saprykin, insbesondere für die Hochglanzmagazine, die in Russland nach dem Amtsantritt Putins zu einem Zufluchtsort kritischer Journalisten geworden sind.

»Eine Zeitschrift wie *Esquire* verliert 30 bis 40 Prozent ihres Budgets. Das kann sie mit nichts ersetzen«, schätzt Saprykin. Herausgeberin Irina Samochina zufolge hat sich das Werbeverbot jedoch auch auf die Regionalzeitungen ausgewirkt: »Derzeit wird über ein Werbeverbot für Nahrungsergänzungsmittel diskutiert. Das wäre für uns ein weiterer Schlag.« Ein stabiles finanzielles Fundament ist auch

in Russland eine Bedingung für redaktionelle Unabhängigkeit. Aber der Werbemarkt ist trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs Russlands seit Ende der 1990er Jahre noch immer vergleichsweise schwach: 2012 betrug er sieben Milliarden Euro, aber knapp die Hälfte davon fließt in das ohnehin vom Staat subventionierte Fernsehen. Zum Vergleich: In Deutschland lag das Volumen des Werbemarktes im gleichen Jahr bei 26 Milliarden Euro.

### Oppositionelle Journalisten im Visier

Lange Zeit galt Russland wegen der hohen Zahl an Journalistenmorden als besonders gefährliches Terrain für Berichtersterter: Der bekannteste Fall ist der Mord an Anna Politkowskaja, Journalistin der *Nowaja Gaseta*, im Jahr 2006, dessen Auftraggeber bis heute unbekannt sind.

Zu solchen Morden kommt es in den letzten Jahren zwar immer seltener. Dafür häufen sich die Fälle im Nordkaukasus, und dort insbesondere in den Unruhprovinzen Dagestan, Inguschetien und Tschetschenien. 2013 wurde dort etwa der oppositionelle Journalist Achmednabijew Achmednabi erschossen. Er hatte auf einer »schwarzen Liste« von angeblichen Helfern der »Terroristen« gestanden, die 2009 zirkulierte. Aber in der von Gewalt geprägten Region muss man nicht Oppositionsjournalist sein, um gefährdet zu sein: 2012 wurde in der benachbarten Republik Kabardino-Balkarien der Fernsehjournalist Kazbek Gekkijew ermordet, der von islamischen Rebellen zuvor für seine Kritik an deren Tätigkeit bedroht worden war.

Gleichzeitig werden Angriffe auf Journalisten bis heute nur selten aufgeklärt: Als Lackmus-Test muss die Aufklärung des Beinahe-Mordes am oppositionellen Journalisten Oleg Kaschin gelten, der 2010 von Unbekannten brutal verprügelt wurde. Der damalige Präsident Dmitrij Medwedjew hatte öffentlich versprochen, dass die Schuldigen bestraft würden. Nach drei Jahren Ermittlungen hat Kaschin jedoch den Glauben daran verloren: Auf *colta.ru* beschrieb er vor Kurzem, wie nach der Rückkehr Wladimir Putins in den Kreml die Ermittlungen immer mehr ins Stocken geraten seien, obwohl Kaschin selber Hinweise auf die möglichen Täter gesammelt hatte. Er zieht eine ernüchternde Schlussfolgerung: »Ich sehe, dass das Regime, das heute in Russland an der Macht ist, jene Menschen nicht festsetzen und bestrafen will, obwohl es sie namentlich kennt.« ■

*Moritz Gathmann hat von 2008-2013 in Moskau und Kaluga gearbeitet. Seit 2013 schreibt er aus Berlin über Russland und andere osteuropäische Länder.*



# »Wir leben hier«

Weit draußen in Russlands Provinz wird die Regionalzeitung Jakutsk Wetschernij ständig geprüft, durchsucht und abgehört. Chefredakteurin Maria Iwanowa erklärt, wie eine Zeitung ihre Gegner in Schach hält.

*In Rankings für Pressefreiheit fällt Ihr Land jährlich zurück. Gibt es noch freie Presse in Russland?*

**Iwanowa:** Es ist schon noch möglich, eine unabhängige Zeitung in Russland zu machen. Außerordentlich schwer, aber es geht. Das Problem ist, dass ein großer Teil der Presse es gar nicht versuchen will. Es ist um einiges einfacher, von staatlichen Mitteln zu leben und mit rosaroter Brille durch die Welt zu gehen. Es ist warm, trocken und man bekommt rechtzeitig zu essen.

*Wie ist es um die Freiheit Ihrer Regionalzeitung bestellt? Ihre Zeitung gehört zu den privaten Medien. Werden Sie nicht von Ihrem Herausgeber kontrolliert?*

Wir haben Glück mit unserem Herausgeber Leonid Lewin. Er hat sich kein einziges Mal in die Arbeit der Redaktion eingemischt, selbst als er große Probleme wegen uns bekam. Unsere Zeitung verdiente damals noch nichts, aber er war bereit, die Verluste zu tragen.

Heute steht sogar in unserer Satzung, dass die Herausgeber keinen Einfluss auf die Redaktion ausüben dürfen. Wir nehmen auch kein Geld vom Staat, sondern verdienen unser eigenes.

*Also ist eine möglichst große Auflage und Leserschaft der Garant Ihres Erfolges?*

Ich würde sagen, der kommerzielle Erfolg ist nicht so wichtig im Vergleich dazu, dass wir etwas

bewegen. Das könnten wir uns wiederum ohne finanzielle Basis gar nicht leisten. Hier verbirgt sich übrigens eine grundsätzliche Frage: Muss man immer den Geschmack der Massen bedienen? Kann man für eine Sensation die Fakten etwas biegen, um eine höhere Auflage zu erzielen? Kann man schon. – Aber nur wenn es um einen Aprilscherz geht. Sonst würden wir über kurz oder lang unsere Reputation verspielen.

*Oppositionelle Medien in Russland werden oft dafür kritisiert, dass ...*

Ich habe nicht gesagt, dass wir eine oppositionelle Zeitung sind.

*Sind Sie das nicht?*

Wir hatten nie das Ziel, ein oppositionelles Medium zu sein. Wir kritisieren nicht »einfach nur so« und suchen nicht in allen Handlungen der Regierung nur das Negative. Wir versuchen alles vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes zu betrachten. Das ist das einzige Kriterium, das wir von Anfang an festgelegt hatten.

Gibt es etwas zu kritisieren, dann kritisieren wir. Gibt es etwas zu loben, dann loben wir. Wir sind wahrscheinlich die einzige Zeitung, die gleichzeitig den Sacharow-Preis für unabhängigen Journalismus und den Regierungspreis für Verdienste um die Entwicklung des Journalismus bekommen hat.



## **Maria Iwanowa**

ist Chefredakteurin der Wochenzeitung *Abendliches Jakutsk*. Das Blatt erscheint seit 1994 und hat eine Auflage von 53.000. Die Zeitung erhielt 2013 den Gerd Bucerius-Förderpreis Freie Presse Osteuropas. Begründung: Als Regionalblatt leiste es Aufklärung, widersetze sich fragwürdiger Politik – und wache über die Belange seiner Leser. Es klagte beispielsweise erfolgreich gegen die Stadtverwaltung wegen zu hoher Besteuerung der Bürger.

*Eine ungewöhnliche Kombination. Wie kam es denn dazu?*

Ich weiß nicht, vielleicht haben die da oben etwas verwechselt (lacht).

*Es wird oft gesagt, dass oppositionelle Medien nur existieren, weil die Machthaber es ihnen erlauben. Sie werden als Ventil für den Ärger der Menschen gebraucht.*

Auf überregionalem Niveau mag es so etwas tatsächlich geben. Gegen uns wurde jedoch so viel unternommen, um uns zu schließen oder pleitegehenzulassen, dass es an ein Wunder grenzt, dass wir überhaupt überlebt haben.

*Womit hatten Sie zu kämpfen?*

Uns wurden ständig Inspektoren auf den Hals geschickt, die uns das Arbeiten verbieten wollten, etwa von der Feuerwehr. Ständige Durchsuchungen. Unseretwegen wurde 2002 beispielsweise die Akkreditierung für Journalisten bei Jakutiens Regierung abgeschafft. Die hatte es unseren Journalisten vorher ermöglicht, sich frei in den Behörden der Regierung zu bewegen. Staatlichen Betrieben wurde verboten, bei uns Werbung zu schalten. Als der jetzige Präsident unserer Republik, Jegor Borisow, an die Macht kam, forderte er seine Minister öffentlich dazu auf, nicht mit unserer Zeitung zusammenzuarbeiten und uns bei jeder Gelegenheit vor Gericht zu zerren.

*Wurde die Drohung wahr gemacht?*

Seither brachte unsere Zeitung eine riesige Zahl an Gesetzesverstößen durch Regierungsmitglieder ans Licht. Da fand sich auch unser Premier wieder, der zweifelhaft Privatisierungsgeschäfte abgesegnet hatte. Es gab jedoch keine einzige Klage von denen. Dabei sind unsere Juristen sonst ständig vor Gericht. Im Jahr 2012 hatten wir 34 Prozesse am Hals, von denen wir 31 gewonnen haben. Und das bei den – gelinde gesagt – nicht ganz unabhängigen Gerichten in Russland.

*Wie haben Sie dem dauerhaften Druck standgehalten?*

Staatliche Druckereien wollten unsere Zeitung nicht drucken, also haben wir eine eigene Druckerei angeschafft. Die erste passte noch in eine Garage. Die Stadt hat uns den Verkauf an den Kiosken verboten, also haben

wir daraufhin unser eigenes Netz an Zustellern aufgebaut. Wir wurden aus dem Pressehaus gejagt, also haben wir unsere eigenen Räumlichkeiten zuerst gemietet und dann gekauft. Wir wurden ständig geprüft, durchsucht, vernommen. Unsere Journalisten wurden auf Geheiß des ehemaligen Innenministers auch abgehört. Der Innenminister wurde später übrigens selbst zur Fahndung ausgeschrieben, nachdem ein Artikel über ihn in unserem Blatt erschienen war. Wir mussten unsere eigenen Wachleute und Juristen anheuern, damit die schreibenden Journalisten nicht ständig gestört werden.

Aber heute sind wir völlig unabhängig und alles ist deutlich einfacher geworden.

*Die Regionalregierung hat also gar keine Einflussmöglichkeiten mehr?*

Wir sind weniger von der Regierung abhängig als sie von uns. Wir müssen ihnen keine Rechenschaft ablegen, sie unseren Lesern aber schon. Wir haben fünf Bürgermeister und zwei Präsidenten überlebt. Jeder einzelne wollte uns schließen. Die Machthaber kommen und gehen, aber *Jakutsk Wetschernij* bleibt.

*In Ihrer Zeitung erscheinen Artikel mit Kritik an Ihrem Präsidenten und dem Bürgermeister von Jakutsk, der gleichzeitig eine eigene Kolumne im Blatt hat. Ist das kein Widerspruch?*

Wir haben einen Informationsvertrag mit der Stadtverwaltung, den wir bei einer Ausschreibung gewonnen haben. Die Stadt berichtet (hierbei handelt es sich um gekennzeichnete amtliche Bekanntmachungen, Anm. d. R.) in dessen Rahmen über ihre Arbeit. Die Kolumne des Bürgermeisters ist ein eigenes Projekt. Diese gab es schon vor der Kooperation. Meiner Meinung nach belegt das nur den Einfluss unserer Zeitung in der Region. Wenn die Machthaber etwas Wichtiges mitteilen wollen, dann machen sie es in unserem Blatt und nicht in ihren eigenen staatlichen oder kommunalen Medien. Den Bürgermeister bezahlen wir übrigens für seine Kolumne. Das gleiche haben wir auch unserem Präsidenten angeboten. Aber da herrscht noch Stille.

*Haben solche »Informationsverträge« Einfluss auf die Redaktion?*

Wenn es keine anderen Hebel gibt, wird versucht, mit Geld Einfluss auszuüben. Aber bei uns ist die Werbeabteilung eine komplett unabhängige Organisation, mit eigener Leitung.

Der Name *Jakutsk Wetschernij* bedeutet »Abendliches Jakutsk«.





*Müssen Sie nicht befürchten, dass die Stadtverwaltung Ihre Kooperation auflöst, wenn Sie kritisch berichten? Ist das nicht ein Weg in die Selbstzensur?*

Nein, wir haben keine Angst. Wenn sie kündigen, dann kündigen sie. Wir schließen auch nicht mit jedem eine Kooperation ab, obwohl die Interessenten Schlange stehen.

*In Russland werden immer wieder Journalisten angegriffen. Wurden Sie physisch bedroht?*

Wir haben schon einiges erlebt. Einmal hat uns jemand eine Übungsgranate in die Druckerei geworfen. Ein anderes Mal stürmte ein Mann in unsere Redaktion, der Molotow-Cocktails dabei hatte. Das war das einzige Mal, dass wir unfreiwillig einen Arbeitstag ausfallen ließen.

Wir bekamen auch Drohungen von Banditen. Einmal hat die Polizei in unserer Redaktion sogar einen Hinterhalt organisiert, als uns Kriminelle nach mehreren Drohanrufen einen Besuch abstatten wollten.

*Haben Sie Angst?*

Wenn, dann höchstens wegen meiner Familie. »Mutter, bei mir ist alles super, aber mach bitte keinem die Tür auf!« – Damit kann man keine Mutter beruhigen. Um Kollegen mache ich mir aber mehr Sorgen als um mich.

*Viele Oppositionspolitiker in Russland kritisieren die zunehmend autoritäre Regierungsweise Putins und ziehen sogar Parallelen zur Stalinzeit. Welche Rolle spielt die Moskauer Politik in Ihrem Blatt?*

Das macht uns natürlich auch Sorgen. Unsere Journalisten waren auf den Demos am Bolotnaja Platz oder bei der Gerichtsverhandlung von Pussy Riot. Wir berichten von den Orten des Geschehens, damit unsere Leser sich nicht nur aus dem staatlichen Fernsehen darüber informieren.

Wir bevorzugen, immer an der Quelle von Informationen zu sein. In unserer Zeitung haben wir die gleichen Ereignisse vom Oppositionellen Nawalny aber auch von Kremlbeamten kommentieren lassen. Wir haben uns auch gegen das Adoptionsverbot von russischen Waisen durch Amerikaner eingesetzt.

*Gab es deshalb Probleme?*

Ja, man hat lange versucht uns wegen Anstiftung zum Extremismus zur Verantwortung zu ziehen und unser Blatt dichtzumachen. Die Behörden

haben die Ermittlungen allerdings immer wieder eingestellt. Letztlich arbeiten dort auch Menschen, die die Wahrheit sehen. Aber natürlich haben wir auch gute Juristen.

*Ihre Zeitung ist auch politisch aktiv. Der russische Journalistenverband hat sie für ihren Protest gegen ein Stalin-Denkmal in Jakutsk ausgezeichnet.*

Wir haben ein eigenes Referendum abgehalten, ob es dieses Denkmal geben soll. Vier Monate lang veröffentlichten wir alle Informationen dazu und sammelten Unterschriften. Dabei haben wir keinen Hehl daraus gemacht, dass wir erboste Gegner eines solchen Denkmals sind. Zumal es auf dem Boden stehen sollte, wo einst Stalins Gulags standen. Letztendlich haben wir gewonnen. Die Stadtverwaltung hat das fertige Denkmal nicht aufgestellt.

*Es kam woanders hin ...*

Ein Abgeordneter von Einiges Russland hat es auf dem Werksgelände seiner Fabrik aufgestellt, wogegen wir nicht viel machen können. Jetzt verhandeln wir mit der Stadt über ein Denkmal für alle Unterdrückten der Stalinzeit. Das wäre auch ein Denkmal für meinen Großvater. Er war Priester und verschwand irgendwo in den Lagern.

*Was Sie da tun, gehört nicht gerade zu den klassischen Aufgaben von Journalisten.*

Wir haben überhaupt ziemlich viele Projekte, die nicht unbedingt mit Journalismus zu tun haben. Wir haben etwa eine Wohltätigkeitsorganisation, der von jedem verkauften Zeitungsexemplar ein Rubel zukommt. Wir haben auch ein Sorgentelefon für Kinder oder einen kostenlosen Tier-Notruf ins Leben gerufen. Eine gute Zeitung muss nicht nur Probleme aufdecken, sondern auch Lösungen vorschlagen. Nicht nur schreien: »Oh Graus, oh Graus«, sondern diesen Graus auch beseitigen. Wir sind Patrioten, wahrscheinlich in einem sehr provinziellen Sinn. Wir schimpfen über unsere Regierung, aber wir mögen nicht, wenn das andere tun. Wir leben hier und kämpfen dafür, dass unser Leben besser wird. ■

*Wir mussten eigene Wachleute und Juristen anheuern, damit die schreibenden Journalisten nicht ständig gestört werden.*

*Maxim Kireev sprach mit Maria Iwanowa. Der freie Wirtschaftsjournalist aus Moskau ist Absolvent der Kölner Journalistenschule.*



# Federführend aktiv

*Polemisieren, politisieren, protestieren. Mitten im gesellschaftlichen Wandel schwimmen in Russland zunehmend die Grenzen zwischen Journalismus und Aktivismus. Eine Transitionsanalyse.*

VON ANNA LITVINENKO UND SVETLANA BODRUNOVA

**K**iril Rogovs bitterböse Polemik richtet sich an seinen Journalistenkollegen Jurij Saprykin. Rogov schreibt auf den Seiten des Onlinemagazins *Colta.ru*: »Stellen Sie sich vor, Sie seien ein toller Fußball-Kommentator.« Wenn also auf dem Fußballfeld die Regeln nicht eingehalten werden, konstatiert Rogov, sollte der Kommentator darüber dann nicht seine Zuschauer aufklären? Oder sollte er sagen, dass das Abseitstor anerkannt werden muss, weil der Sohn des Landespräsidenten es geschossen hat? Und Rogov fragt weiter: »Wenn du

aber bei einem so kleinlichen Regelverstoß schon anfängst rumzukrakeelen ›Das ist kein Fußball!‹, dann kommen

sofort deine wohlgesinnten Kollegen zu dir und sagen: ›Weißt du was? – Wer bist du überhaupt? Du willst Kommentator sein? Dann kommentiere mal! Oder bist du etwa Revolutionär?‹«

Rogov überschreibt seine Polemik mit »Tweet auf einer Serviette an Saprykin«. Sein Fazit: »Guter Journalismus bedeutet immer Pathos.«

Saprykin entgegnet im Moskauer Stadtmagazin *Bolshoj Gorod* wie folgt: »Vielleicht ist es nicht die populärste Position, und es wirkt besonders ironisch in einer Kolumne, verfasst vom Mitglied aus dem Organisationskomitee der Winterdemos und abgedruckt in einem Magazin, dessen Wahrzeichen ein täglich wechselnder Slogan auf dem Titel ist – aber es gibt Journalismus und politischen Kampf. Beiden Tätigkeiten gilt es, Respekt zu zollen – jedoch muss man sie nicht miteinander vermengen. Journalis-

mus heißt nicht bedingungslose Unterstützung von ›guten‹ Kräften und muss diese nicht mit inspirierenden Kolumnen aufmuntern.«

Hinter diesem Disput stecken handfeste Verwerfungen in der russischen Journalisten-Community über die Grenzen zwischen Journalismus und Aktivismus.

## **Polemik, Protestaktionen und Journalismus**

Ein Blick zurück soll den Konflikt skizzieren: Während der Protestaktionen in den Jahren 2011 und 2012 entwickelten sich viele Journalisten zu politischen Aktivisten. Eine Umfrage der Stiftung »Öffentliche Meinung« über das Vertrauen zu Oppositionsführern zeigt, dass russische Journalisten diese Proteste federführend als Aktivisten begleiteten.

Der berühmte Fernsehjournalist Leonid Parfenov nahm bei der Umfrage mit 40 Prozent den ersten Platz auf einer Vertrauensskala ein, weit vor professionellen Politikern. Auch die Verwaltung der Spendengelder für Demonstrationen übernahm eine Journalistin – Olga Romanova, in deren Händen auch die Koordination zur Mobilisierung der Demonstrationen lag.

Die Umfrage unter 424 Teilnehmern der Protestaktionen zeigt, dass die wichtigsten Meinungsführer für die Protestierenden Online-Journalisten waren. In einer Situation, in der Politiker kaum mehr Vertrauen im Volk genossen, fragten sich Journalisten offenbar: »Wenn nicht wir, wer dann?«

Selbst die Zeitung *Kommersant*, die ansonsten der angelsächsischen Regel der Trennung von Nachrichten und Meinung folgt, schlug sich offen auf die Seite der Protestierenden. Wie konnte es zu solch einem »massenhaften« Rollenwechsel kommen? War es überhaupt ein Rollenwechsel?

In Russland hat Meinungsjournalismus tiefe historische Wurzeln. Dazu gehören auch die von

*Während der Protestaktionen in den Jahren 2011 und 2012 entwickelten sich viele Journalisten zu politischen Aktivisten.*

Journalisten geführten Polemiken und das Engagement für vermeintlich Positives. Anfang des 20. Jahrhunderts schrieb Pavel Berlin, ein bekannter Journalist und Historiker der russischen Presse, über die Funktionen des Journalismus: »Ein engagierter Schriftsteller, ein ehrlicher Journalist verkauft nicht seine Werke, sein Ziel ist es, »gute Absichten« zu erwecken und für diesen Zweck ist er bereit, allein das Leidenskreuz zu tragen. Er interessiert sich nicht für den Verkauf von »Exemplaren«, sondern für die Verbreitung der Ideen.« Dieses Konzept prosperierte auch während der Sowjetzeit, mit der nicht unerheblichen Einschränkung: Die Ideen, die Journalisten auszudrücken hatten, waren streng reguliert.

Die ideologische Funktion der Presse, subsumiert unter Meinungsbildung, war aber schon viel früher lange dominant – schon unter den Zarenregimen. Neben diesem – über weit mehr als ein Jahrhundert gepflegten – Verständnis von Journalismus keimt die auf Distanz bedachte angelsächsische Journalismuskultur erst seit ein paar Jahren und ist wenig verwurzelt.

### Trennung von Fakten und Meinungen

Selbst zu Perestrojka-Zeiten, in den späten 1980ern, dominierte der Meinungsjournalismus. Medienforscherin Svetlana Pasti bescheinigt dieser Spielart des Journalismus sogar »die entscheidende Rolle bei der Liberalisierung der Gesellschaft«. Dabei, so analysiert Medienforscher Alexej Pankin, »entwickelten die Journalisten ein egozentrisches Selbstbild als Missionare, für die das Ausdrücken davon, was ihnen auf dem Herzen lag, viel wichtiger war« als das unabhängige Informieren. Da jedoch in der neu gewonnenen Meinungsfreiheit der 1990er Jahre, nach dem Zerfall der Sowjetunion, der Werbemarkt unterentwickelt blieb, konnten Medienunternehmen nicht unabhängig agieren. Staat und Oligarchen instrumentalisieren sie zusehends. Angelsächsische Standards von Trennung von Nachrichten und Meinungen konnten kaum Fuß fassen. Ausnahmen sind beispielsweise die Wirtschaftszeitungen *Kommersant* oder *Wedomosti*.

Peu à peu entwickelte sich allerdings der russische Werbemarkt in den 2000er Jahren. Heute verdienen auch ausländische Investoren in Russland mit ihren Medien Geld. Und viele von ihnen protegieren

angelsächsische Journalismus-Traditionen. Reichweitenstarke Medien wie die Fernsehstationen blieben jedoch bislang eher Instrumente für Einflussnahmen. Aufklärung und Information waren nie ihre primäre Aufgabe. Jukka Pietiläinen von der Universität Helsinki fasst den derzeitigen Stand der Dinge so zusammen: »Neuer russischer Journalismus ist ein Mix aus sowjetischen Praktiken, westlichem Einfluss und russischer Journalismus-Tradition.«

*Die Verwaltung der Spendengelder wie auch die Protest-Mobilisierung lag in den Händen einer Journalistin – Olga Romanova.*

### Mehrere Journalismuskulturen in Koexistenz

In Russland lassen sich in den letzten 20 Jahren vier grobe Mediencluster beobachten, die sich entlang sozialer Milieus fragmentieren. Wirtschaftswissenschaftlerin Natalia Zubarevich spricht sogar von »vier verschiedenen Russlands«:

- das der Großstädte mit mehr als 1.000.000 Einwohnern;
- das industrielle mit sowjetischen Lebensmustern;
- das der ländlichen Bevölkerung (entvölkert und depolitisiert)
- und das des Nordkaukasus.

Innerhalb der Großstädte bildete sich seit Ende 2010 rasant eben jene »kreative Klasse« heraus, manchmal auch »Wutbürger« genannt, die in den Jahren 2011 und 2012 auf die Straßen ging. Darunter waren und sind auch viele Journalisten.

Rogov und Saprykin gehören dazu und gerieten dadurch unversehens in einen Zwiespalt: Plötzlich waren sie hin- und hergerissen zwischen westlichen Journalistenstandards, zu denen sich beide bekannten, der Tradition des russischen Meinungsjournalismus, dessen Seele und Herzblut für »die gute Sache« sowie der sich plötzlich ergebenden Möglichkeit, eventuell gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen zu können, indem man selbst politische Positionen bezieht. ■

Weiterführende Links:

- ▶ [www.moe-kompetenz.de/2011/04/rus\\_journalismus/](http://www.moe-kompetenz.de/2011/04/rus_journalismus/)
- ▶ [www.globalmediajournal.de/de/current-issue/](http://www.globalmediajournal.de/de/current-issue/)

*Dr. Anna Litvinenko studierte Internationale Journalistik in St. Petersburg. 2010 gründete sie das Deutsch-Russische Zentrum für Journalistik.*

*Dr. Svetlana Bodrunova lehrt Journalistik an der St. Petersburger Staatsuniversität.*





# Abschied von

*Netzwerke und Nischenmagazine fördern gute Nachrichten. Mit positiven Berichten über gelingende Initiativen und zukunftsweisende Modelle wollen sie die Welt verbessern – und den Journalismus gleich dazu.*

VON UWE KRÜGER UND NADINE GASSNER

**D**er 22. Juni 2013 war der erste weltweite »Impact Journalism Day«. Für die Leser von 20 Tageszeitungen in 19 Ländern der Welt hieß das, dass sie Sonderseiten mit ausschließlich guten Nachrichten, funktionierenden Projekten und vielversprechenden Lösungsansätzen für gesellschaftliche Probleme vorfanden. Renommierete Zeitungen nahmen teil: *Le Monde* in Frankreich, *Le Soir* in Belgien, *Politiken* in Dänemark, *La Stampa* in Italien, *Gazeta Wyborcza* in Polen, auch Zeitungen in China, Indien, Brasilien oder Mexiko.

In Deutschland war die *taz* mit von der Partie. »Überall Probleme? Das ist die Lösung!« versprach die Titelseite, und auf einem Dutzend Seiten wurden »15 Ideen für eine bessere Welt« beschrieben: Ein Afghane entwickelt einen windgetriebenen, preiswerten und biologisch abbaubaren Minendetektor, der über ehemalige Schlachtfelder rollt und Minen zur Explosion bringt, bevor diese jemanden töten können. Eine Therapeutin inszeniert Theaterstücke mit Gefangenen in Beirut und gibt ihnen damit ein Stück Würde und Menschlichkeit zurück. In Afri-



Quelle: jid.sparknews.com



Quelle: jid.sparknews.com

Am internationalen Impact Journalism Day dominierten gute Nachrichten die Titelseiten (rechte Seite). Manche Magazine bringen Lösungen nicht nur an Aktionstagen (linke Seite).

# den Bad News

ka erleichtern rollbare Plastikfässer den Frauen und Mädchen die Arbeit, Trinkwasser von öffentlichen Anschlüssen oder Flüssen nach Hause zu tragen.

Koordiniert hatte die Aktion, bei der die teilnehmenden Zeitungen jeweils eigene Beiträge in einen Pool gaben und sich dann daraus bedienen konnten, ein journalistisches Startup-Unternehmen in Paris. 2011 wurde es gegründet, heute beschäftigt es sechs Mitarbeiter, darunter frühere Journalisten von der *New York Times* und *France24*. Sein Name: Sparknews.

## Der Funke, der überspringt

»Spark«, ein Funke, der überspringt – das sollen die positiven News über gelingende Projekte sein, die die Leser zum Handeln anregen. Zumindest nach der Vorstellung des Sparknews-Gründers Christian de Boisredon, der von seinem Erweckungserlebnis erzählt: »Mein Bruder hat in den späten 1980er Jah-

ren die erste Mikrokredit-Bank in Chile eröffnet, nachdem er einen Artikel über den Mikrokrediterfinder Muhammad Yunus gelesen hatte. Seitdem hat die Bank meines Bruders durch Kredite an Arme indirekt 100.000 Jobs geschaffen. Ich erkannte: Hätte nicht ein Journalist den Artikel über Mikrokredite geschrieben, hätte mein Bruder nicht das Leben von 100.000 Leuten verändert.«

2003 gründete er mit Gleichgesinnten die »Reporters d’Espoirs« (Reporter der Hoffnung) und warb im Hauptquartier der Unesco vor Medienmanagern und Journalisten für mehr lösungsorientierte Berichterstattung. Die Reaktionen waren nicht immer wohlwollend. »Sie werden mir nicht erzählen, wie ich meine Arbeit machen soll«, habe der erste Chefredakteur geantwortet, den er zu überzeugen versuchte.

»Das hat mich geärgert«, erzählt der 39-Jährige, »aber ich verstand, dass ich meine Vision anders erklären musste. Ich hörte auf, von »positivem Journalis-

mus« zu sprechen, denn Journalisten mögen das nicht. Mit Recht: Es ist nicht ihr Job, positive oder negative News auszuwählen. Sie müssen sich an den Fakten orientieren, egal ob sie schön oder nicht schön sind.«

*Die Kunst dabei ist, das journalistische Handwerk auszuüben und nicht selbst zum Anwalt einer Lösung zu werden.*

Das Problem sei aber, sagt de Boisredon, dass viele Journalisten die vorhandenen Lösungsansätze gar nicht kennen.

»Also müssen wir diese Geschichten zu ihnen bringen. Und wenn es News sind, dann werden sie auch darüber berichten.« Er hatte Erfolg: 2012 überzeugte er die französische Tageszeitung *Libération*, eine Ausgabe zu zwei Dritteln mit Lösungsgeschichten zu füllen. »Der Titel »Le Libé des solutions« war für sie die meistverkaufte Ausgabe des Jahres.«

#### **Auf journalistischer Mission**

Auf ähnlicher Mission wie der Franzose ist der Journalist David Bornstein aus New York. Er gründete 2012 das Solutions Journalism Network, das neben ihm sechs Mitarbeiter beschäftigt und auf einen 21-köpfigen Beirat zurückgreifen kann, in dem unter anderem Journalisten von *Reuters*, der *New York*

*Times*, *The Atlantic* und *ProPublica* sitzen. Ziel des Netzwerks: »Lösungsjournalismus zu legitimieren und zu verbreiten.«

#### **Hart recherchieren statt hochjubeln**

Dafür vergibt Bornstein Recherchestipendien, hält Vorträge und erarbeitet Curricula für Hochschulen. »Wir vernetzen weltweit mehrere hundert Journalisten, auch wenn wir keine formale Mitgliedschaft haben. Wir arbeiten fest mit 25 News-Organisationen zusammen und haben unter anderem Workshops im Center for Investigative Reporting gegeben.« Denn Lösungsjournalismus, so Bornsteins Credo, habe nichts mit dem Hochjubeln und Promoten von Projekten, Ideen und Initiativen zu tun, sondern in erster Linie mit harter Recherche über selbige. »Es geht um Recherche über Leute, die etwas tun, egal ob sie Erfolg haben oder scheitern. Es geht um die Gründe des Erfolgs oder Misserfolgs, damit die Gesellschaft etwas daraus lernen kann. Es geht um Evidenz, um Daten. Die Kunst dabei ist, das journalistische Handwerk auszuüben und nicht zum Anwalt einer Lösung zu werden.«

Während Christian de Boisredon und David Bornstein daran arbeiten, die Idee in die großen Medienhäuser zu tragen, sieht man in Deutschlands Leitmedien noch wenig vom neuen Lösungsjournalismus.

## WAS IST »LÖSUNGSJOURNALISMUS«?

Der Abschied von den Bad News hat viele Namen: »Impact Journalism«, »Mutmachender Journalismus«, »Konstruktiver Journalismus« oder »Future-oriented Journalism«. In den USA hat sich die »Lösung« als zentraler Begriff durchgesetzt: Häufig ist dort von »Solution-focused« oder »Solution-oriented Journalism« oder einfach von »Solutions Journalism« zu lesen. Allen Begriffen gemeinsam ist, dass sie überwiegend positive Geschichten meinen, die von sozialen Innovationen handeln, neuen Ideen und Bemühungen, auf Probleme adäquat zu reagieren, etwas richtig zu machen und etwas zu verbessern. Damit kann Lösungsjournalismus in allen journalistischen Ressorts eine Rolle spielen. In diesem Sinne bildet etwa »Friedensjournalismus«, den der norwegische Konfliktforscher Johan Galtung propagiert, eine Unterkategorie von Lösungsjournalismus – denn mit seinem alternativen Ansatz, über Konflikte zu berichten,

soll Friedensjournalismus mögliche friedliche Lösungen aufzeigen und sogar aktiv auf diese hinarbeiten.

Das Solutions Journalism Network aus New York definiert auf seiner Website folgendermaßen: »Lösungsjournalismus meint kritische Recherchen mit unverstelltem Blick, die glaubwürdige Antworten auf soziale Probleme beschreiben und erklären. Es geht nicht nur darum, was funktionieren könnte, sondern wie und warum es zu funktionieren scheint (basierend auf Daten und Evidenz) oder auch warum es scheitern könnte. (...) Wenn sie gut gemacht sind, bieten die Geschichten wertvolle Einblicke, wie Gemeinschaften wichtige Probleme besser bewältigen können. Lösungsjournalismus kann also sowohl hochinformativ sein und engagiert, und er kann eine Grundlage schaffen für produktive, zukunftsgerichtete (und weniger polarisierte) Debatten über vitale soziale Themen.«

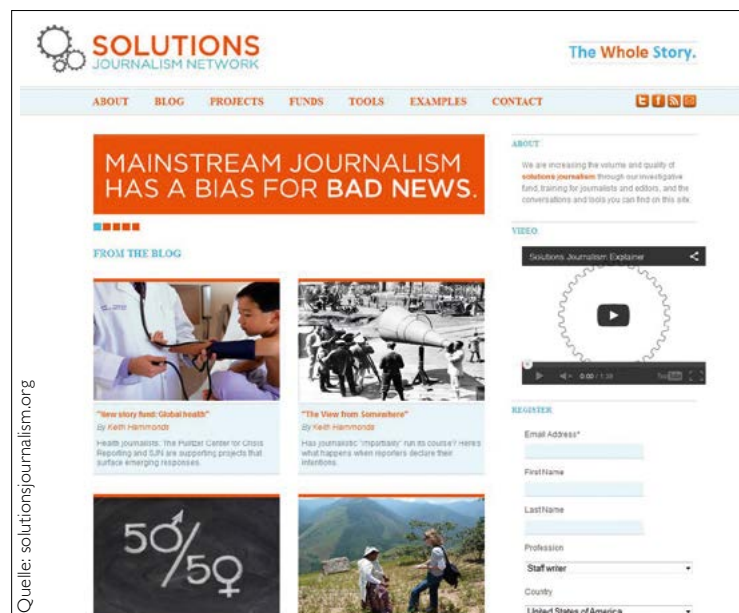
*Uwe Krüger, Nadine Gassner*

Neben kurzen Artikelserien in der *Zeit* («Green New Deal» von 2009) oder der seligen *Financial Times Deutschland* («Green Minds» 2009-2010) fallen nur zwei einschlägige Rubriken auf, die seit 2011 laufen. Die *Geo*-Serie »Werkstatt Zukunft« porträtiert »nachahmenswerte Projekte und technische Lösungen«, etwa Stadtgärten auf Brachflächen in Berlin. Und die Rubrik »Das gute Beispiel« in der *National Geographic* stellt »engagierte Menschen vor, die ökologisch, ökonomisch oder sozial nachhaltig handeln«: den Initiator der erfolgreichen Regionalwährung »Chiemgauer« in Bayern oder die »Stromrebellin« Ursula Sladek, die mit den Elektrizitätswerken Schönau abseits der großen Konzerne atom- und kohlefreien Strom vertreibt.

### Gute Nachrichten vom Kiosk

Die *taz* hatte vor der Beilage zum Impact Journalism Day bereits drei Schwerpunktausgaben mit Good News, die hauptsächlich von *taz*-Mitgründerin Ute Scheub koordiniert wurden. »Eine andere Welt wird sichtbar« zu Pfingsten 2009 war die bestverkaufte Ausgabe des Jahres. Dazu kamen die Titel »Wir steigern das Bruttosozialglück« im Dezember 2009 und »Power aus der Provinz« im November 2010. Reiner Metzger, Vize-Chefredakteur der *taz*, bestätigt den Erfolg: »Die Good-News-Ausgaben verkauften sich fast immer fünf bis zehn Prozent über dem Durchschnitt, wobei zehn Prozent das höchste ist, was wir am Kiosk überhaupt herausholen können. Und die Zuschriften sind überwiegend positiv.« Wohl deswegen hat die *taz* inzwischen den Lösungsjournalismus institutionalisiert: In jeder Wochenendausgabe, der *sonntaz*, gibt es seit April 2013 eine Doppelseite mit dem Titel »Fortschritt«.

Die meisten *taz*-Redakteure sind nicht begeistert. Metzger: »Ich darf mir jeden Montag anhören, dass es irgendwie komisch ist, Seiten dafür zu verschwenden, wo es doch auch eine schöne Katastrophe zu beschreiben gegeben hätte. Aber wir machen das weiter.« Hinter vorgehaltener Hand spotten *taz*-Redakteure über den »Ute-Scheub-Journalismus«.



Quelle: solutionsjournalism.org

»Mainstream-Journalismus hat einen Hang zu schlechten Nachrichten«, kritisiert das Solutions Journalism Network und setzt stattdessen auf Good News.

Metzger kontert: »Die haben keine Ahnung. Mit den Auflagen geht es seit 20 Jahren bergab. Und das liegt nicht daran, dass die Leute kein Geld mehr haben, sondern dass sie es nicht mehr hören können, das übliche Streiten ohne Ergebnis, die Parlamentsberichterstattung und so weiter. Wir müssen eine neue Mischung finden, und das hier ist ein Teil davon.« Das Problem sei nur, dass es dafür journalistisch kaum eine Infrastruktur gebe. »Es gibt keine Gute-Beispiele-Nachrichtenagentur.

*»Die Leute können das übliche Streiten ohne Ergebnis nicht mehr hören. Wir müssen eine neue Mischung finden.«*

In Deutschland gibt es nur eine Handvoll Journalisten, die man dafür anrufen kann.« Die besten Journalisten, so bedauert Metzger, »verschwenden ihre Zeit in Parlamentsbüros und lassen sich einseifen.« Und das kritisiere niemand.

### Boom abseits des Mainstreams

Die Abkehr vom Nachrichtenfaktor »Negativität« boomt einstweilen abseits des Mainstreams – und ohne die Budgets der großen Verlage. Das Hamburger Wirtschaftsmagazin *Enorm*, gegründet 2010 als »Kind der Krise« (wie Vize-Chefredakteur Marc Winkelmann sagt), legt seinen Schwerpunkt auf nachhaltiges Wirtschaften und betrachtet laut Homepage

»Wirtschaftsmodelle, Unternehmen und Personen, die auf die wachsenden Herausforderungen in Gesellschaft und Umwelt reagieren«. Auch der erfolgreichere und ältere Konkurrent *Brand eins* geht stark in diese Richtung.

Mit *Oya* hat sich 2010 ein – laut Selbstbeschreibung – »kulturkreatives Magazin über anderes Denken und anderes Leben« gegründet, dessen Ressorts etwa »Gemeinschaftsprojekte«, »Gesellschaftsmodelle und Utopien« oder »Ökodörfer und Lebensgemeinschaften« heißen. Die Redaktion sitzt in einem vorpommerschen Alternativ-Dorf und wird von einer Genossenschaft getragen. Die Beteiligten an dem alle zwei Monate erscheinenden Heft sehen sich in der Aufbauphase: Von den 10.000 gedruckten Exemplaren werden zurzeit 3.600 im Abo und 1.500 über die Kioske vertrieben.

**Weltverbesserungsort Internet**

Auch entsprechende Nachrichten- und Erzählportale etablieren sich seit einigen Jahren: *Utopia.de* ist ein Webmagazin für nachhaltigen Konsum, um den »glo-

balen Turnaround« zu schaffen – unterstützt von der ARD-Moderatorin Sandra Maischberger, die sich im Promo-Video als Weltverbesserin outet. *Klimaretter.info*, »das Magazin zur Klima- und Energiewende«, wird verantwortet von Toralf Staud, ehemaliger Redakteur der *Zeit* und bekannt für Recherchen über Neonazis und Klimathemen. Auf der Website *futurzwei.org*, die von dem streitbaren Sozialpsychologen und Klimawandel-Aktivisten Harald Welzer verantwortet wird, erzählen freie Journalisten »Geschichten des Gelingens«, abgelegt in der Rubrik »Zukunftsarchiv«. Es geht um Vorbilder und Pioniere in Sachen alternatives Wirtschaften und ressourcenschonenden Lebensstil.

**Das Geld kommt von Superreichen**

Da gute Nachrichten über Problemlösungen nicht vom Geld großer Verlage leben – wovon dann? Die Antwort könnte Besorgnis erregen: Die Finanzierung kommt häufig von Mäzenen, Stiftungen, Unternehmen und großen Konzernen. *Futurzwei.org* lebt vom Stiftergeld des Ehepaars Hanna und Dieter Paulmann, das früher ein Zeitarbeitsunternehmen besaß. Sparknews in Paris wird vom französischen Wasserkonzern Veolia Eau gefördert. Das Solutions Journalism Network in New York bekommt unter anderem Geld von der Rockefeller Foundation und der Bill & Melinda Gates Foundation.

Wenn so viel Geld von Superreichen und Globalisierungsgewinnern kommt – fallen dann

auch die Geschichten über Lösungen business-freundlich und unkritisch gegenüber »Big Money« aus? David Bornstein wehrt ab: »Unsere Geldgeber haben keine Kontrolle darüber, welche Rechercheprojekte wir mit Stipendien fördern. Wenn sie versuchen würden, Einfluss zu nehmen, würden wir nicht mehr mit ihnen zusammenarbeiten.« Die Stiftungen würden bestimmte Kategorien fördern, um die Qualität von Journalismus in ihren The-

Die Good-News-Ausgaben der taz erreichen bis zu zehn Prozent mehr Käufer als die üblichen schlecht-gelaunten Titel.





menfeldern zu verbessern: »Die Gates Foundation unterstützt Rechercheprojekte über Bildung, die Rockefeller Foundation gibt Geld für Recherchen über Klimaschutz. Das ist sehr breit, da gibt es tausende Storys auf der ganzen Welt.« Im Übrigen habe man dieselbe Trennung zwischen Redaktion und Geldgebern, wie Zeitungen sie zwischen Redaktion und Anzeigenabteilung praktizieren. »Journalismus nimmt schon seit langem Geld von der Wirtschaft, das ist nicht neu. Dort sind es Werbeeinnahmen, hier ist es Stiftungsgeld.«

### Grenze zur PR in Sichtweite

Ein großes Problem von Lösungsgeschichten ist ihre journalistische Qualität. Viele sind zwar flott geschrieben, aber oft gibt es nur eine einzige Quelle: den Initiator des betreffenden Projekts oder den Erfinder einer Lösung. Da ist die Grenze zur PR schon in Sichtweite, zuweilen wird sie überschritten. Reiner Metzger sagt selbst über die Impact-Journalism-Beilage der *taz*: Es sei ein Problem, dass es zu vielen Initiativen oder Innovationen noch keine Kritiker oder Studien gebe. »Da fährt der Journalist nach Afghanistan zu dem Minenräumer, und alle finden das Projekt super. Es gibt keinen Test, wie viel Prozent aller Minen der räumt.«

### Qualitätsprobleme noch ungelöst

Soll Lösungsjournalismus jedoch auch eine Teillösung für den Journalismus und dessen Reichweitenproblem werden – und die hohen Verkäufe der Zeitungsspecials zeigen das Potenzial dazu –, dann bräuchte es eine Qualitätsdebatte. Orientierung könnte beispielsweise eine Initiative der Technischen Universität Dortmund bieten, die seit 2013 unter Leitung von Journalistik-Professor Holger Wormer umweltjournalistische Texte evaluiert: der »Medien-Doktor Umwelt«, der die Qualität von Umwelt-Berichterstattung steigern will. In seinen Kriterien für guten Umweltjournalismus finden sich auch Anforderungen zum Thema »Lösungen«. Es solle bei Lösungsvorschlägen auf Quellenvielfalt und Vollständigkeit der Informationen geachtet werden; durch Recherche solle »Greenwashing«, also PR für ein ungerechtfertigt grünes Image eines Unternehmens, entlarvt werden: Journalistische Beiträge propagieren »keine Scheinlösungen, die nicht wirksam zur Beseitigung oder Vermeidung von Umweltproblemen beitragen«. In PR-Kampa-

gnen präsentierte »Ökologische Innovationen« sollen kritisch hinterfragt, zugeschriebene Attribute wie »nachhaltig«, »öko«, »umweltfreundlich«, »nachwachsend« oder »recyclbar« auf ihren tatsächlichen Gehalt überprüft werden, so die Wunschliste aus Dortmund.

### Mit der guten Sache gemein gemacht

Und wie ist es mit der journalistischen Berufsrolle? Sind positive Lösungsgeschichten überhaupt vereinbar mit der Rolle als neutralem, unabhängigem, möglichst objektivem Beobachter, der sich »nicht gemein macht, auch nicht mit einer guten Sache«?

Ein Teil der Lösungsjournalisten hat sich in der Tat von diesen journalistischen Zielvorstellungen verabschiedet, vor allem von dem der Objektivität. Zu ihnen gehört *taz*-Autorin Ute Scheub. Die 58-Jährige, die ihre Leser »lieber aktivieren als deprimieren will«, hält generell alles journalistische Tun für subjektiv. In ihrer Mailsignatur bezeichnet sie sich selbst als »Geburtshelferin ökosozialer Innovationen«.

Andere Akteure halten positive Lösungsgeschichten für absolut vereinbar mit der klassischen Journalistenrolle – ja sogar für notwendig. So sieht es Torsten Schäfer, Professor für Journalismus und Textproduktion an der Hochschule Darmstadt. Er entwickelte mit Studierenden das Nachhaltigkeitsblog »Zukunft leben«, baute das Studienprogramm »Nachhaltigkeit und Journalismus« an der Leuphana-Universität Lüneburg mit auf und will mit der neuen Rechercheplattform »Grüner Journalismus« lösungsorientierte Ansätze in der Umweltberichterstattung fördern. Schäfer: »Der Journalist macht ja nicht selbst Lösungsvorschläge, sondern transportiert Vorschläge von Akteuren.« Natürlich sei es eine Gratwanderung, wie engagiert ein Journalist sein sollte. Aber lösungsorientierter Journalismus sei vor allem eine Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen: »Es ist unglaublich viel Aufbruch da, viel experimentelles und soziales Tun, von Carrotmobs über Transition Towns bis zu Regionalwährungen. Und wenn man das als Journalist abbildet, dann kommt man nur seiner Chronistenpflicht nach.«

Und David Bornstein vom Solutions Journalism Network in New York meint: »Wenn Journalisten über Probleme berichten, aber die Reaktionen darauf und die Lösungsversuche ignorieren, dann informieren sie die Gesellschaft nicht über die ganze Geschichte. Dann erzählen sie nur die halbe.« ■

*Dr. Uwe Krüger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Journalistik der Universität Leipzig und ehemaliger Message-Redakteur.*

*Nadine Gassner studiert in Leipzig Journalistik und ist als Chefin vom Dienst bei detektor.fm tätig.*



# Erlösungsjournalismus

*Solution Journalism gibt vor, den Blick auf die Welt und ihre Probleme zu erweitern. Tatsächlich schränkt er ihn ein und klärt kaum über politische Ursachen auf. Eine Kritik.*

VON KATHRIN HARTMANN

**E**in Schraubenschlüssel gekreuzt mit einem Bleistift ist das Logo der Online-Kolumne »Fixes« in der *New York Times*. Soll zeigen: Hier wird nicht nur geschrieben, sondern angepackt – und zwar nichts weniger als die Rettung der Welt. David Bornstein beschreibt darin »kreative Lösungen für die großen gesellschaftlichen Probleme«. Er sagt: »Wer nicht über Lösungsversuche berichtet, vermittelt den Leuten das Gefühl, dass es viele Probleme,

*Lösungen in den Mittelpunkt zu stellen, verkürzt Probleme auf einzelne Aspekte oder Symptome und verschleiert Ursachen.*

aber keine Lösungsversuche gibt. Das lässt sie zynisch werden.« Bornstein hat deshalb das »Solution Journalist Network«

mitbegründet, das »die Kultur des Journalismus transformieren« will: Wer nur über Probleme schreibe, erzähle nur die halbe Geschichte, heißt es dort, »The Whole Story« ist das Motto des Netzwerks. Dieser konstruktive Ansatz klingt ermutigend. Doch er sollte skeptisch machen.

»Solution Journalism« klingt, als gebe es für jedes Problem der Welt die adäquate Lösung, die nur gefunden werden muss: Weltrettung als Ideenwettbewerb. Aber soziale Missstände haben komplexe strukturelle Ursachen, ihre Folgen äußern sich unterschiedlich. Lösungen in den Mittelpunkt zu stellen, verkürzt Probleme auf einzelne Aspekte oder Symptome und verschleiert Ursachen. Die »Lösungsvorschläge«, die die Autoren des Netzwerks vorstellen, sind demnach fast ausschließlich ökonomisch-technokratischer Natur.

Sie stammen von Nichtregierungsorganisationen, Unternehmen, Stiftungen und öffentlich-privaten Kooperationen. Politische Forderungen und soziale

Bewegungen kommen indessen kaum vor. So gilt Bornsteins Leidenschaft dem Sozialen Unternehmertum. Dazu hat der Journalist drei Bücher geschrieben. Soziales Unternehmertum heißt, gesellschaftliche Probleme unternehmerisch zu lösen. Zwar steht der Profit dabei nicht unbedingt im Mittelpunkt, doch es geht um soziale Dienstleistungen, die bezahlt werden müssen. Kritiker sehen darin eine Privatisierung mit sozialem Anstrich: Während staatliche Leistungen zurückgefahren werden, fördern Regierungen Soziales Unternehmertum. Die Unternehmensberatung McKinsey, oft Wegbereiter von Massenentlassungen, berät soziale Unternehmer, der ehemalige McKinsey-Berater Bill Drayton hat das Social-Entrepreneur-Netzwerk Ashoka gegründet. Die Schwab Foundation for Social Entrepreneurship, gegründet vom Erfinder des neoliberalen Weltwirtschaftsforums, Klaus Schwab, gehört ebenfalls zu den Förderern.

## Umstrittene Stiftungen als Geldgeber

Das »Solution Journalist Network« wird unter anderem von der Rockefeller- und der Bill&Melinda Gates Foundation gesponsert. Beide Stiftungen sind umstritten, weil sie Grüne Gentechnik und Agrotechnik propagieren. Kritiker meinen, dass sie damit Armut und Hunger fördern. Die Gates-Foundation investiert beispielsweise in den Saatgutkonzern Monsanto. Zwar sagt Bornstein, dass Spender keinen Einfluss auf die Geschichten seines Netzwerks nehmen. Die interessantere Frage ist jedoch: Warum haben diese Superreichen-Stiftungen überhaupt Interesse daran, ein Netzwerk von Weltrettungsjournalisten zu unterstützen?

## Schmutzige Lösung für sauberes Wasser

Eine der Bornstein-Kolumnen in der *New York Times* heißt »The Future of Clean Water«. Darin beschäf-

tigt er sich damit, dass fast eine Milliarde Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser hat. Die »Lösung«, die Bornstein propagiert, ist das Projekt water.org, das Menschen in armen Ländern via Mikrokredit dazu bringen will, in ihre Wasserversorgung und in sanitäre Anlagen zu investieren. Zu den Projektunterstützern gehört PepsiCo. Dem Getränkekonzern wird unter anderem Wasserraub in Indien vorgeworfen. PepsiCo profitiert davon, dass verschuldete arme Länder dazu gezwungen sind, ihre öffentlichen Strukturen zu privatisieren. Der Konzern hat es derzeit leicht, lokale Wasservorkommen aufzukaufen und Flaschenwasser teuer zu verkaufen. So teuer, dass es sich arme Menschen nicht leisten können. Wie könnte dieser Konzern tatsächlich den Armen dienen? Warum sollen denn ausgerechnet die Ärmsten für das Menschenrecht auf Wasser bezahlen? Der Versuch, dieses strukturelle Problem ökonomisch zu lösen, macht eine unfaire Situation für Arme noch unfairer.

#### **Mikrokredite ohne Belege befürwortet**

Bornstein gehört seit vielen Jahren auch zu den Befürwortern von Mikrokrediten. 1997 veröffentlichte er ein Porträt der Grameen Bank in Bangladesch (»The Price of a Dream: The Story of the Grameen Bank«), deren Gründer Muhammad Yunus 2006 den Friedensnobelpreis bekam. Der Ansatz, Arme mittels Kleinkrediten zu Unternehmern zu machen, gilt als wirksames Instrument der Armutsbekämpfung. Dabei gibt es bis heute keine einzige seriöse Studie, die die armutsreduzierende Wirkung belegt. Der Erfolg wird an hohen Rückzahlungsquoten gemessen, sie liegen meist über 90 Prozent. Diese Quote kommt aber nur deshalb zustande, weil Schuldner oft mit brutalen Methoden zur Rückzahlung gezwungen werden. Man nimmt ihnen Hausrat und Tiere weg oder nötigt sie, ihr Land zu verkaufen. Rund 70 Prozent der Kreditnehmer sind bei mehreren Banken verschuldet, manche seit mehr als 20 Jahren. Denn anstatt ein Unternehmen zu gründen, nimmt ein großer Teil der Armen in Bangladesch Kredite für Essen und medizinische Versorgung auf. Weil die Zinsen auf einen Mikrokredit im weltweiten Schnitt mehr als 30 Prozent betragen, müssen die Armen letztlich noch mehr arbeiten und können noch weniger konsumieren.

Wem nützen also Mikrokredite am meisten? 2010 betrug die Einkünfte der Mikrofinanzbanken fast

20 Milliarden Dollar. 2012 legte ein britisches Forscherteam um die Ökonomin Maren Duvendack eine Auswertung aus 2.500 Mikrokreditstudien vor. Ihr Fazit:

Die positiven Studien gründeten auf zu weichen Untersuchungsmethoden und unzureichendem

Datenmaterial. Der Mythos vom Erfolg der Mikrokredite werde durch Anekdoten und begeisterte Geschichten aufrechterhalten. Und diese Geschichten stammen auch von Journalisten.

#### **Kritik wird höchstens beiläufig erwähnt**

Solche kritischen Studien finden bei Bornstein, der angibt, Lösungen kritisch zu bewerten, höchstens beiläufig Erwähnung. Als Yunus im Frühjahr 2011 von der bangladeschischen Regierung als Bankdirektor abgesetzt wurde, nahm Bornstein seine Fixes-Kolumne zum Anlass, Yunus zu verteidigen: »Manchmal ist es genauso wichtig, Institutionen zu unterstützen, die bereits gut funktionieren« – und zwar so engagiert, dass sich das Yunus Centre via Facebook bei Bornstein öffentlich bedankte.

#### **Antiaufklärung durch Journalismus**

Wer sich nur mit Lösungen beschäftigt, läuft Gefahr, sich zum Fürsprecher für scheinbar gute Ideen und Lösungen zu machen. Die Grenzen zur PR sind dabei fließend. Gesellschaftliche Änderungen sind nie durch »Lösungen« zustande gekommen, sondern durch Aufklärung, Diskurs, Protest und Widerstand. Durch Kritik und Kontrolle können Journalisten zu diesen Prozessen beitragen, die wiederum zu strukturellen Änderungen führen können.

Die Konzentration auf Lösungen folgt letztlich der neoliberalen Maxime »Anpacken statt Jammern« und macht Weltrettung zu einem Mosaik aus Erzählungen, die in der Summe nur den Anschein erwecken, es werde alles gut. Diese Antiaufklärung ist das Gegenteil von Journalismus. In Zeiten, in denen immer mehr Konzerne ihr Kerngeschäft hinter einem grünen und sozialen Deckmäntelchen zu verbergen suchen, müssen »Lösungen« sogar noch kritischer hinterfragt werden. ■

*Wer sich nur mit Lösungen beschäftigt, läuft Gefahr, sich zum Fürsprecher für scheinbar gute Ideen und Lösungen zu machen.*

*Kathrin Hartmann ist freie Journalistin. In ihrem Blog [www.ende-der-maerchenstunde.de](http://www.ende-der-maerchenstunde.de) ärgert sie sich über grüne Lügen. Ihr Buch »Wir müssen leider draußen bleiben. Die neue Armut in der Konsumgesellschaft« erschien 2012.*





FRITZ WOLF IST FREIER  
JOURNALIST IN DÜSSELDORF.

Bei jeder neuen  
Katastrophe scheint das  
Nachrichten-Fernsehen  
zu vergessen, was  
bereits geschah. Zu  
kurz liegt der Fokus  
auf der jeweiligen  
Problemstelle. Eine  
Lösung könnten  
Dokumentarfilme  
sein, doch die werden  
im Nachtprogramm  
versteckt.

# Als gäbe es

**A**nfang Oktober 2013 waren die Bildschirme voll mit Szenen von der Flüchtlingstragödie in Lampedusa. Erst die Bilder der Überlebenden, dann die Särge, dann die Europa-Politiker vor den Särgen. Versprechungen allenthalben, es müsse sich etwas ändern. Dabei taten in den Sendern alle so, als sei diese Flüchtlingstragödie etwas ganz Neues.

Aber daran war nichts neu. Tausende Flüchtlinge sind in den letzten Jahren im Massengrab Mittelmeer ums Leben gekommen. Wir hätten alles wissen können. Das Fernsehen hat es selbst erzählt. Schon vor zehn Jahren etwa in dem verstörenden Dokumentarfilm *Tarifa traffic – Tod vor Gibraltar* von Joakim Demmer. Oder in Michael Richters Dokumentation *Festung Europa – Einsatz gegen Flüchtlinge*. Wir hatten *Tatorte* zum Flüchtlingsthema und einen bewegenden Fernsehfilm von Aelrun Goette: *Unter Verdacht: Die elegante Lösung*, der sich mit der Arbeit von Frontex befasst.

Soll heißen: Fernsehen ist ein Medium ohne Gedächtnis. Jedes Ereignis, und träte es zum wiederholten Male ein, wird stets wieder als neuartig präsentiert. Als gäbe es nichts zu lernen. Die mediale Sonne, die jeden Abend wieder aufgeht.

**A**ber auch das Gegenteil ist richtig. Fernsehen ist ein ungeheures Archiv, ein visuelles Gedächtnis. Es kann Bilder lange aufbewahren und manche so kanonisieren, dass sie zum Ikonogramm einer Epoche, eines Krieges oder einer gesellschaftlichen Umwälzung werden können. Fernsehen als nachhaltiges Medium.

Deshalb Dokumentarfilme. Sie können Erinnerung wachhalten. Sie können uns lehren, Bilder zu lesen und flüchtige Nachrichtenbilder auf ihren wirklichen Gehalt hin zu prüfen. Sie können helfen, sich zu wehren gegen die routinierten Bilder, mit denen wir unsere Gegenwart abgefertigt bekommen.

Bei den Programmverwaltern in den Sendern ist der Dokumentarfilm freilich nicht besonders beliebt. Es gilt als Quotenkiller. Da ist auch etwas dran. Dokumentarfilme sind in der visuellen Kultur so etwas wie der Jazz in der Musik: Außenseiter, ein Fach für Liebhaber und Kenner. Vor allem aber widersetzen sich Dokumentarfilme dem

# nur das Heute

geläufigen Rezeptionsverhalten. Im Fernsehen ist fast alles auf Zerstreuung hin orientiert. Als neuester Schrei gilt, sich nebenbei auch noch auf Tablets oder Smartphones, dem so genannten Second Screen, austoben zu können. Nichts als Ablenkung.

Dagegen verlangen gute Dokumentarfilme Konzentration: auf eine Sache, auf eine Person, auf die Bildsprache. Auf das Grauschattierte statt auf das Grellbunte, auf Vorder- und Hintergrund, auf Geschichte und Vorgeschichte. Auf den Kern und nicht auf das Geschwätz drumherum.

**B**eispiel eins: *Versicherungsvertreter* von Klaus Stern. Die Geschichte spielt vor der deutschen Haustür. Der Versicherungsunternehmer Mehmet Göker baut eine Riesenfirma auf, macht Millionenumsätze mit Versicherungsabschlüssen, betreibt die Firma wie eine Sekte. Bis die Blase platzt, die Staatsanwaltschaft Fahnder in die Büros schickt, Anklage erhebt. Göker verschwindet in die Türkei, inzwischen wird er per internationalem Haftbefehl gesucht.

Wirtschaftsthemen sind selten genug im Fernsehen (außerhalb von Magazinen und Börsenberichten). Dies hier funktioniert, weil der Dokumentarist diese Geschichte des Mehmet Göker rekonstruiert und weil er ein Autor ist mit einem Gespür für Menschen, die nahe am Größenwahn wohnen. Sein Film liefert einen tiefen und weitgespannten Blick in gesellschaftliche Zustände, die solche Betrügereien erlauben.

Beispiel zwei: *Betongold* von Katrin Rothe. Das Thema begegnet uns gelegentlich in den TV-Nachrichten, wenn irgendwo Menschen demonstrieren gegen die Gentrifizierung eines historisch gewachsenen Stadtteils. Politische TV-Magazine greifen das Thema gern auf. Es ist spitzig, enthält Empörungspotential, weil es ja viele treffen könnte und lässt sich meist auch leicht auf der Klaviatur von Gut und Böse intonieren. Nach fünf Minuten war es das wieder.

Anders der Film von Katrin Rothe. Die Fernsehautorin wird selbst zum Akteur in einer Spekulations-

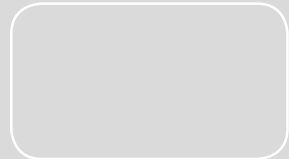
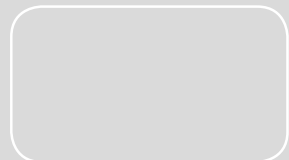
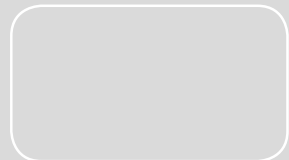
orgie. Das Haus, in dem sie eine Wohnung gemietet hat, wird verkauft. Die neuen Eigentümer sind in einer gesellschaftsrechtlichen Verschachtelung nur mühsam aufzufinden. Sie wollen modernisieren, um danach kräftig die Mieten zu erhöhen. Dazu müssen aber vorher die alten Mieter raus. Wie das vor sich geht, wie Druck und Gemeinheit zunehmen, mit welchen Tricks Makler und Eigentümer arbeiten, – das alles erzählt dieser Film in einer erstaunlich leichten und auch selbstironischen Art.

Aber eigentlich gehörte ein solcher Film in ARD und ZDF in die vorderste Programmreihe. Gäben die Sender nur ein Minimum an Werbegeldern für dieses relevante Genre aus, anstatt für untermittelmäßige Fernseh-Events, dann könnten sie dafür auch ein Publikum finden, könnten für Gesprächsstoff sorgen für Familien oder für gemeinsam fernsehende Studentengruppen und überhaupt für ein junges Publikum. Und das ganz ohne eigenen Jugendkanal.

**D**ie beiden Beispiele zeigen: Wir brauchen dringend ein Gegengewicht zu einem Fernsehkonsum, der immer mehr auf Zerstreuung aus ist und zu einem Fernseh-Journalismus, der sich immer mehr der Echtzeit annähert, der Gleichzeitigkeit von Ereignis und Bericht, von Geschehen und medialer Verarbeitung.

Und wir brauchen nicht nur ein Gegengewicht, sondern auch das Bewusstsein davon: Dass wir die Welt immer weniger verstehen, wenn wir uns nur ihren flüchtigen Spiegelreflex in den Nachrichtenmedien anschauen. Dass wir uns selbst immer weniger verstehen, wenn wir uns nur im Bildschirm-Spiegel stammtischquasseln hören. Dass wir uns keinen Gefallen tun, wenn wir uns in immer mehr Medien verlieren statt uns den medialen Luxus zu erlauben, uns in ein Thema, in einen Gedanken, in einen Prozess zu vertiefen.

Die Fernsehsender bekommen Beitragsgelder, dass sie diesen Luxus bereitstellen und auch dafür sorgen, dass wir ihn erfahren können. Damit wir nicht bei der nächsten Tragödie vor dem Bildschirm sitzen und denken, so etwas habe es zuvor noch nicht gegeben. ■



# Enthüllungen



Investigative Internationale:  
Journalisten aus aller Welt in  
Rio de Janeiro.

Fotos: GJJN, Günter Bartsch, Nicolas Hinsinger/flickr, Christian Haugen/flickr

# unter Palmen

*Das Treffen investigativ recherchierender Journalisten in Rio de Janeiro hat gezeigt: Die weltweite Szene der »Muckraker« hat durch jüngste Enthüllungen Rückenwind bekommen. Jetzt gilt es, diesen zu nutzen.*

VON JÖRG EIGENDORF

**B**rasilien, das klingt aufregend. Dort, wo sich 2014 und 2016 unter den Augen der Weltöffentlichkeit Athleten aus aller Welt messen, versammelt sich vorab und unter deutlich weniger öffentlicher Anteilnahme die internationale Schar investigativ recherchierender Journalisten zur Global Investigative Journalism Conference.

Kollegen, die bei Brasilien zuerst an Copacabana und heiße Samba-Rhythmen denken, schauen neidvoll. Andere, die an die finanzielle Lage der Zeitungsbranche denken, lächeln nur ungläubig: »Sechs Tage für eine Konferenz in Rio? Zu zweit? Das leistet ihr euch?« Man lächelt gequält zurück, zumal unklar ist, was diese Konferenz im fernen Südamerika überhaupt bringen wird. Für *Die Welt* ist es eine Premiere. Und wenn die Präsenz der deutschen Kollegen Maßstab für die Bedeutung der Konferenz wäre, dann kann es eigentlich nichts werden. Nicht viel mehr als zehn der 1.300 Teilnehmer würden deutsche Journalisten sein.

Doch schnell stellt sich heraus: Die fehlende Präsenz ist ein Kontraindikator. Rio ist alles, was man sich von einer Konferenz erhoffen kann: inspirierend, Augen öffnend, Horizont erweiternd.

## Insel der Glückseligen

Es beginnt mit dem ersten Treffen am Freitagabend, am Vorabend der Konferenz (12. bis 15. Oktober), mit Gerard Ryle, dem Chef des International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) – jenem Netzwerk also, das mit seinen Enthüllungen über Offshore Leaks wenige Medien beglückt und viele hat alt aussehen lassen (*Message* 3/2013). Auch die *Welt*. Ryle wirkt ziemlich erschöpft nach dem Sturm der vergangenen Monate, den er mit seinem Team und dem Netzwerk ausgelöst hat. Wir sind direkt im Thema: Wie können und sollten internationale Kooperationen laufen?

Ryle berichtet, wie mühselig es war, für das Projekt die Journalisten zu gewinnen, die sich dann zu einer sehr engagierten Gruppe zusammengetan haben. All das war kein Selbstläufer, das Ausmaß der Geschichte war nicht von Anfang an klar. Umso wichtiger sei es gewesen, erzählt Ryle, dass die Chemie zwischen den Journalisten über die Grenzen hinweg stimmte.

Es sind die verschiedenen Perspektiven auf den Job des investigativen Journalismus, die den Abend und die gesamte Konferenz wertvoll machen. Ob aus Russland, Schweden, den USA oder Argentinien – jeder kann hier von jedem lernen. Es gibt viele Ansätze, die sich von einem Land aufs andere übertragen lassen – vor allem, was die Internet-Recherche angeht. Zum Beispiel der Vortrag des Pulitzer-Preisträgers David Cay Johnston, der darüber referiert, wie sich die Datenbank der amerikanischen Finanzaufsicht SEC ausschachten lässt.

Besonders beeindruckend ist, unter welchen Bedingungen und mit welchem Mut Journalisten

## Das Konferenzdossier:

Mehr als 1.300 Medienschaffende aus rund 90 Ländern trafen sich vom 12. bis 15. Oktober in Rio de Janeiro zur achten Global Investigative Journalism Conference – so viele wie nie zuvor. Für *Message* dokumentieren deutsche Teilnehmer und ein afrikanischer Kollege ihre Konferenz-Highlights:

- ▶ »Enthüllte Nische«: Investigatives aus China S. 34
- ▶ »Das letzte Mittel«: Verdeckte Recherche in Afrika S. 36
- ▶ »Wir sperrten ihn quasi ein«: Greenwald-Interview S. 38
- ▶ »Geschäftsmodelle«: Finanzierung von Nonprofits S. 42
- ▶ »Mehr Phantasie!«: Zukunft des Datenjournalismus S. 44
- ▶ »Werkzeug für Wähler«: Hilfsmittel für die Recherche S. 46
- ▶ »Ein Leibwächter ist ständig an meiner Seite«: Interview S. 48

in Südamerika, Afrika, Osteuropa und Asien arbeiten. Jeder, der schon einmal längere Zeit außerhalb der westlichen Demokratien als Korrespondent tätig war, weiß, dass wir auf einer Insel der Glückseligen leben. Wer das verdrängt haben sollte, wird hier mit der harten Realität des investigativen Journalismus in großen Teilen der Welt konfrontiert. Und damit, dass es sich lohnt, für unseren Job zu kämpfen.

Es sind nicht die großen Podien, die auf dem Campus der Päpstlichen Katholischen Universität von Rio de Janeiro spannend sind. Interessanter sind die Workshops. So wie die Veranstaltungen des Organized Crime and Corruption Reporting Project (OCCRP), die meist in einem relativ kleinen, aber gut gekühlten Klassenzimmer stattfinden.

Paul Radu vom OCCRP macht den ersten Aufschlag, erzählt von einem Dorf in Aserbaidschan, das im wahrsten Sinne des Wortes trockengelegt wurde. Eine britische Bergbaufirma hatte zur Erschließung von Gold- und Silberminen einen großen Teil des Grundwassers abgezweigt. Radu zeigt auf, wie er mit seinen Kollegen herausgefunden hat, wer hinter der britischen Firma steht – nämlich die Töchter des aserbaidschanischen Präsidenten Ilham Aliyev (s. Interview auf S.

48). Alles stand leicht recherchierbar im Internet. »Die gute Geschichte ist manchmal nur einen Mausklick entfernt«, sagt Radu. Heute wäre die Recherche nicht mehr ganz so einfach: Panama hat den Zugang zu seinem Handelsregister erheblich erschwert.

#### **Kriminelle sind nicht besonders innovativ**

Das Panama-Beispiel ist ein einfaches, viele andere sind weitaus komplizierter. Die ständige Auseinandersetzung mit erfolgreichen Recherchen (die auch mal vorübergehend in einer Sackgasse landen) ist einer der Gründe, warum sich eine solche Reise lohnt. Nichts von dem, was all jene tun, die Geld illegal beiseite schaffen wollen, ist besonders innovativ. »Criminal structures are a commodity«, ist einer der Sätze, der fällt. Kriminelle Strukturen sind nicht besonders fantasievoll oder innovativ aufgebaut. Ob Denkmuster, Arbeitsweisen oder Wege: Vieles lässt sich herleiten, wenn man erst einmal einen Grundstock an Kontakten, Informationen und die Zeit hat, diese zu vertiefen. Und wenn die Reporterin oder der Reporter über die richtigen Instrumente verfügt (s. Beiträge ab S. 44).

Anregungen dafür gibt es zuhauf auf der Konferenz. Sicher, vieles hätte man sich fernab von Rio im

## GLOBAL INVESTIGATIVE JOURNALISM NETWORK

Das Global Investigative Journalism Network (GIJN), das alle zwei Jahre ein Welttreffen investigativer Journalisten organisiert, entstand vor mehr als zehn Jahren als loses Netzwerk. Gleichgesinnte, vor allem Amerikaner und Skandinavier, trafen sich, um über ihr Handwerk, ihre Probleme und über gemeinsame Projekte zu sprechen. 2001 und 2003 trafen sich in Kopenhagen jeweils rund 300 Journalisten. Nach Rio kamen zehn Jahre später 1.300, darunter 400 Nachwuchsjournalisten. Es ist eine Familie, die wächst.

2003 wurde das GIJN gegründet. Es umfasst 91 nationale und regionale Organisationen aus 41 Ländern. Geleitet wurde es seit 2012 provisorisch vom Amerikaner David Kaplan. Da Kaplan in Washington lebt und in Rio für drei weitere Jahre als Direktor im Amt bestätigt wurde, liegt die GIJN-Zentrale de facto in den USA. Dort sitzen auch Stiftungen und andere Organisationen, bei denen Kaplan um Gelder wirbt. Immerhin kostet das Welttreffen eine halbe Million Dollar.

Einige Mitgliedsorganisationen befürchten, das Netzwerk könne als amerikanische Organisation gesehen werden, dabei werden die Mitglieder immer internationaler. Ein Vorschlag sah deshalb ein rotierendes Sekretariat vor. Das ist für Kaplan nicht praktikabel. Und zu teuer. Die Mitglieder entschieden sich in Rio am Ende dagegen.

Sie einigten sich darauf, dass Kaplan in Washington sitzt und seine Mitarbeiterin Gabriela Manuli in Budapest. »So the Secretariat is in effect split between North America and Europe now«, begrüßte Kaplan den Kompromiss. Die Mitglieder eines neuen Boards, das Kaplans Arbeit kontrolliert, sollen aus allen Kontinenten kommen.

Kaplan engagiert sich seit Jahrzehnten in gemeinnützigen Recherche-Organisationen: dem Center for Investigative Journalism, dem Center for Public Integrity und dem International Consortium of Investigative Journalists. Kaplan, bis 2007 Reporter des *US News & World Report*, ist ein Mann der ersten Stunde beim GIJN.

Die nächste Konferenz wird 2015 in Lillehammer und damit zum zweiten Mal in Norwegen stattfinden. Das Land unterstützt investigativen Journalismus in großem Stil. Andere Geldgeber des GIJN sind die Unesco, Transparency International, die Ford und Open Society Foundation sowie Omidyar Network. Auch Google Ideas und Al Jazeera gaben Geld. Netzwerk Recherche war eines der Gründungsmitglieder des Welttreffens, aber erstmals war in Rio eine größere Zahl von Deutschen vor Ort, die unter anderem *Stern*, *Spiegel*, Springer, Funke und die ARD vertraten.

Thomas Schuler



Internet zusammenklauben können. Doch das wäre nicht halb so wertvoll. Die Kombination aus Ratschlägen, Links und der Diskussion darüber ist das, was sich ins Gehirn brennt und Assoziationen schafft.

Oder die einfachen Tipps: Wie kann man kommunizieren, ohne dass man E-Mails verschickt? Klar, indem man mit einer vertrauten Person einen Account auf irgendeinem Provider wie *web.de*, Google oder Yahoo anlegt und lediglich Entwürfe schreibt. Das ist ziemlich sicher, wenn auch nicht ganz. Der amerikanische Afghanistan-General David Petraeus ist mit seiner Geliebten trotz dieses Tricks aufgefallen. Auch das ist eine der Schlussfolgerungen, die man als investigativer Journalist zwar kennt, aber über die man dann doch nicht genug nachdenkt: Es gibt keine 100-prozentige Sicherheit bei der Kommunikation – und damit auch nicht für die Quellen. Wer 100 Prozent sicher sein will, müsste seine Arbeit trotz Verschlüsselungswerkzeugen wie »Hollow Coins«, »Truecrypt« oder »Steganography« einstellen.

### Mit dem GPS-Tracker in die Unterwelt

Nachdenklich stimmen auch die Ausführungen von Drew Sullivan. Der Chef des OCCRP spricht darüber, wie man bei gefährlichen Recherchen am Leben bleibt. »Wenn ihr gewarnt werdet, seid ihr ziemlich sicher. Keiner der Journalisten, die in den vergangenen zwölf Monaten umgebracht wurden, war zuvor gewarnt worden.« Dann gibt Sullivan eine Menge guter Tipps mit auf den Weg. Manche sind selbstverständlich (»Die wichtigste Voraussetzung, um nicht in Gefahr zu geraten, ist, dass man selbst integer handelt und sauber bleibt«), manche aber auch sehr konkret (»Redet mit den Verbrechern, bevor der Text erscheint«; »Unsere Reporter tragen bei besonders gefährlichen Terminen GPS-Tracker«; »Wir ignorieren alles, was persönlich oder peinlich ist, wir bleiben sehr faktisch«; »Je niedriger man sich in der Hierarchie des Verbrechens bewegt, desto gefährlicher ist es«).

Ständig hat man die Qual der Wahl: Immer gibt es parallel zwei, drei interessante Workshops. Mehr und mehr wird es eine Art Speed-Dating, wie man es von Konferenzen wie dem Weltwirtschaftsforum in Davos kennt. Man spricht sich auf den Fluren nach den Veranstaltungen kurz an, setzt sich irgendwo an einen Tisch unter den Bäumen und kommt in den Gesprächen sehr schnell auf den Punkt. Ob mit den Kollegen vom kanadischen Fernsehen oder Mark

## Speicherbefehl\*: Tipsheets

Auf der Konferenz-Website *gijc2013.org* sind 20 Tipsheets verlinkt. Die Themenbreite erstreckt sich von Ratschlägen für erfolgreichere Google-Suchen über investigative Recherchen im Sport bis hin zu Finanzierungstipps. Vor dem Hintergrund der NSA-Abhörmethoden, die den Informantenschutz untergraben, ist die Präsentation »Spycraft: Keeping your sources safe« von Steve Doig besonders empfehlenswert. Der Pulitzer-Preisträger und langjährige Reporter des *Miami Herald* fasst darin die aktuellen Spionagemethoden zusammen und erläutert, wie Journalisten es NSA und Co. noch immer vergleichsweise schwer machen können.

► [gijc2013.org/tipsheets/](http://gijc2013.org/tipsheets/)



Hunter, Professor an der Business School Insead: Fast immer entsteht eine neue Idee.

Nur noch einmal füllt sich der große Saal D bis auf den letzten Platz: als Glenn Greenwald über seine Recherchen und Treffen mit Edward Snowden spricht (s. Interview S. 38) und ankündigt, dass schon bald weitere große Enthüllungen kämen. Es dauerte nicht lange nach der Rückkehr aus Rio, und es wird klar, was er unter anderem gemeint hatte: Angela Merkel war ebenfalls von der NSA abgehört worden.

### Ein Anfang

Die Konferenz in Rio wirkt nach. Es ist nicht nur schwierig, sondern unmöglich, all die guten Kontakte weiter zu verfolgen. Aber es ist ein Anfang. Das, was in Deutschland das Netzwerk Recherche mit seiner Jahreskonferenz aufgebaut hat, ist auf globaler Ebene mit der Global Investigative Journalism Conference entstanden. Eine internationale Gemeinschaft investigativer Journalisten, die für gemeinsame Interessen einstehen kann. Durch Offshore-Leaks und die Snowden-Enthüllungen hat diese Szene Rückenwind bekommen.

Den sollten auch die Deutschen mitnehmen. Das nächste Treffen wird 2015 im norwegischen Lillehammer stattfinden, das sich gegen Vancouver durchsetzte. Schade, werden diejenigen sagen, die gern auf weite Reisen gehen. Gut hingegen für die, die mit möglichst großer Teamstärke dort auflaufen wollen. ■

*Jörg Eigendorf leitet seit 2010 das Investigativteam der Welt-Gruppe. Zuvor war er Co-Chef des Wirtschafts-, Finanzen- und Immobilienressort, davor Wirtschaftskorrespondent der Zeit in Moskau.*



\* Die kommentierten Linktipps auf den folgenden Seiten stammen von Konferenzteilnehmer Lars-Marten Nagel, *Die Welt*.

# Nischen ausleuchten

*Auch in China gibt es investigativen Journalismus. Über welche Themen kritisch berichtet werden darf, bestimmt allerdings die KP-Führung. Die Situation wird sich so schnell auch nicht ändern – oder doch?*

VON THOMAS SCHULER

**W**enn Yuen Ying Chan ein starkes Erdbeben aus dem Jahr 2008 als einen der wichtigsten Wendepunkte in der Entwicklung des investigativen Journalismus in China bezeichnet, dann blickt sie – wie zuletzt auf der Global Investigative Journalism Conference in Rio de Janeiro – in fragende Gesichter. Recherchen über das Ausmaß einer Naturkatastrophe und die Zahl der Opfer firmieren in China also schon unter investigativem Journalismus? Man muss bedenken, es geht um ein Land, das dem Journalismus enge Grenzen setzt. Wenn man Chan glauben darf, dann geriet mit dem Beben am 12. Mai 2008, bei dem im Südwesten des Landes mindestens 69.000 Menschen starben, nicht nur die Erde ins Wanken, sondern zugleich das Gefüge des chinesischen Journalismus.

## Ein kleiner Teil der Wirklichkeit

Wenn jemand den Überblick haben sollte über investigativen Journalismus in China, dann Chan. Sie ist Professorin für Journalismus an der Universität Hongkong

und schrieb das Vorwort für ein 2010 erschienenes, Aufsehen erregendes Buch zum Thema. Ihr Vortrag in Rio macht deutlich: Investigativer Journalismus in China ist keine Träumerei, sondern Wirklichkeit – wenn auch nur ein kleiner Teil der Wirklichkeit.

Chan wurde in Hongkong geboren und arbeitete ab den 1970er Jahren 23 Jahre als Journalistin in den USA, deren Staatsbürgerschaft sie besitzt. Sie war Nieman Fellow der Harvard University, schrieb in New York unter anderem für die Tageszeitung *Daily News*, gewann den Polk Award und andere Auszeichnungen und unterrichtete an der School of Journalism der Columbia University.

Dann ging sie zurück nach Hongkong und gründete dort 1999 das Journalism and Media Studies Centre. Sie startete einen Master-Studiengang für Journalismus und legte 2001 ein Stipendienprogramm auf. Als Stipendiaten wählte sie ausgewiesene Rechercheure, die in dem Programm ihre Arbeit reflektieren konnten. Ergebnis war das Aufsehen erregende Buch, dessen Fallbeispiele das Klischee widerlegten, wonach China ausschließlich willfährige Journalisten produziert. Es gibt sie, mutige Journalisten, die Korruption und Machtmissbrauch enthüllen. Doch sie sind die Ausnahme der Regel. Auch Chans Studenten tun sich schwer, nach bis zu 14 Jahren in einem autoritären Bildungssystem, Obrigkeiten zu hinterfragen und kritisch zu berichten.

## Korrumpierte Parteibonzen sind tabu

Zu Beginn ihres Vortrags in Rio zeigt Chan eine Landkarte der Pressefreiheit. China ist als eines der wenigen Länder neben Irak und Iran schwarz markiert. Schwarz bedeutet, dass dort keine nennenswerte Pressefreiheit herrscht. Und doch scheint es offenbar investigativen Journalismus in China zu

## Speicherbefehl: Preiswürdig

Stephan Hofstatter, Mzilikazi wa Afrika und Rob Rose deckten für die südafrikanische *Sunday Times* auf, wie eine Polizei-Einheit Verdächtige exekutierte und die Morde als Notwehr darstellte. Ein Foto zeigt die Polizisten, wie sie nur wenige Stunden nach dem Mord an fünf Verdächtigen ausgelassen feiern. Mit Alkohol und gezückten Schusswaffen. Die Recherchen wurden mit dem Global Shining Light Award ausgezeichnet.

► <http://bit.ly/sqwHEd>



geben. Das ist bemerkenswert, denn Pressefreiheit ist das Fundament von Recherche-Journalismus.

Die Auflösung: Recherche-Journalismus in China findet in Nischen statt. Chan erklärt, bestimmte Themen seien tabu. Journalisten dürften nicht über Korruption von Politikern des Politbüros, über Auseinandersetzungen in Tibet oder über das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens berichten. Aber über Verfehlungen von Managern und Provinzpolitikern dürfe man durchaus berichten, ebenso über Umweltverschmutzung.

Manche Journalisten behelfen sich mit einem Trick und geben die Ergebnisse ihrer Recherchen an Kollegen weiter, die zunächst in entlegenen Provinzen berichten. Dann greifen sie diese Nachrichten auf, zitieren sie und erweitern die Geschichte um eigene Recherchen.

Mit dem Erdbeben von 2008 lockerte sich die staatliche Zensur. Erstmals stellten Journalisten die offiziellen Angaben über Opfer und Schäden durch eigene Recherchen in Frage. Der Künstler Ai Weiwei und Bürgerjournalisten zählten die Toten, listeten sie auf und gaben ihnen ein Gesicht. Die *New York Times* sprach damals von einem »chinesischem Glasnost« und zog damit einen Vergleich mit dem Ende der Sowjetunion – auch dort war nach einem Erdbeben die Kontrolle des Journalismus gelockert worden.

Doch fünf Jahre später konstatiert Chan in Rio, dass sich die Situation wieder verschlechtert habe. Journalisten werden verhaftet, weil sie im Internet angeblich falsche Gerüchte verbreiten. Die chinesische Journalismus-Professorin wirft das Bild eines 16-jährigen Bloggers an die Wand – das erste Opfer eines neuen Gesetzes, das die Verbreitung angeblicher Gerüchte im Internet bestraft. Chan erwartet, dass die Situation kurzfristig nicht besser, sondern schlechter werde – bevor sie sich irgendwann bessern könnte. Sie spricht vage von einer Hoffnung, die sie auf die mehr als eine Milliarde Mobiltelefon-Nutzer stütze. Es sei unmöglich, sie alle zu kontrollieren.

### Westliche Websites werden blockiert

In Rio spricht auch Tianquin Ji, Mitarbeiterin der chinesischen Zeitung *Southern Weekly*. In der alltäglichen Auseinandersetzung mit den Zensoren hat sie drei Bereiche ausgemacht, die Berichterstattung erlauben: 1. Geschichten über Frauen, die angeblich Selbstmord begehen, in Wahrheit aber an Arbeitsbedingungen oder der harten chinesischen Gesellschaft zerbrechen, 2. Männer, die Opfer von

Justizirrtümern werden (einer saß wegen Mordes an seiner Frau, die aber noch lebte), 3. Opfer von Umsiedlungen bei großen Bauvorhaben.

Mit solchen Geschichten lasse sich viel über Chinas Gesellschaft erzählen, sagt Ji, solange man keine Kritik an Kadern übe oder gar die »öffentliche Sicherheit« gefährde – etwa indem man über inhaftierte Anwälte berichte.

Auch einflussreiche westliche Publikationen müssen in China mit Konsequenzen für Enthüllungsgeschichten rechnen. Die *New York Times* startete Mitte 2012 eine Website in chinesischer Sprache. Doch seit dort wenige Monate später berichtet wurde, die Familien führender Politikader hätten ein riesiges Vermögen angehäuft, blockiert China diese Website. Sie ist seither nur außerhalb des Landes abrufbar. Aufgrund der finanziellen Verluste erwägt die *New York Times*, das Projekt wieder einzustellen. Wegen kritischer Berichte blockiert China auch den Zugang zu den chinesischen Websites des *Wall Street Journal* und von *Reuters*.

*Erstmals stellten Journalisten die offiziellen Angaben über Opfer und Schäden durch eigene Recherchen in Frage.*

### Hoffnung auf informatorische Nachbeben

Zwei der acht Beiträge, die in Rio aus 65 Einsendungen für den Shining Light Award nominiert waren, kamen aus China. Ein investigatives Team recherchierte für *Southern Weekly* die achtteilige Serie »Uncovering Wang Lijun«. Es ging dabei um Mord, Diebstahl und selbstherrliche, verbrecherische Auftritte eines Polizeichefs. Die Serie stellten die Journalisten trotz politischen Drucks und Zensur fertig. Die *South China Morning Post* enthüllte, dass Militärkrankenhäuser mit fragwürdigen Stammzellexperimenten viel Geld verdienten.

Ying Chan kämpft beharrlich mit Humor und Optimismus. Ihren Vortrag überschrieb sie mit dem Motto: »The Good, The Bad and The Promise«. Chan versucht, ihren Teil zum Ausbau der Pressefreiheit beizutragen. Sie wirkt längst auch außerhalb von Hongkong. An der Shantou Universität in Guangdong gründete sie eine weitere Journalistenschule und lehrt dort ebenfalls Recherche nach westlicher Art – damit das Erdbeben irgendwann weitere journalistische Nachbeben produziert. ■

*Thomas Schuler ist freier Medienjournalist und Autor. Er lebt in München.*



# Das letzte Mittel

*Verdeckte Recherchen sind nur in Ausnahmefällen gerechtfertigt. In Ghana sind diese Ausnahmen die Regel. Auf andere Weise an heikle Informationen zu kommen, ist nahezu unmöglich. Ein Erfahrungsbericht.*

VON ANAS AREMEYAW ANAS

**G**egen Undercover-Recherche werden die unterschiedlichsten Kritikpunkte vorgebracht. Die am häufigsten geäußerten Vorbehalte lauten, sie sei irreführend, unethisch, verrückt, eitel. Ethik-Apostel fragen vorwurfsvoll: Darf man andere Menschen hintergehen, um über ein Thema zu berichten? Dürfen wir unsere moralischen Grundsätze über Bord werfen?

Ich arbeite seit fünfzehn Jahren als investigativer Undercover-Journalist in Ghana. Bei meiner ersten verdeckten Recherche ging es um Polizisten, die Schmiergelder von Straßenhändlern annahmen. Sie erlaubten ihnen dafür den Verkauf von Süßigkeiten an einer Schnellstraße, was eigentlich verboten ist. Ich interviewte einige der Polizeibeamten, die angeblich Bestechungsgelder angenommen hatten. Aber sie stritten die Vorwürfe ab. Um die Wahrheit herauszufinden,

*Auch wer die verdeckte Recherche missbilligt, wird nicht bestreiten können, dass sie ein kraftvoller Motor für Veränderung sein kann.*

beschloss ich, in die Straßenhändlerszene einzusteigen und mir selbst ein Bild zu machen. Nach sieben

Tagen Arbeit an der Schnellstraße veröffentlichte ich eine Geschichte, die Beweise lieferte, dass die Polizisten sich tatsächlich bestechen ließen.

## **Debatte in Gang gebracht**

Was die Moralisten und Kritiker nicht ignorieren können, ist die Wirkung der Undercover-Recherche. Wir wissen aus der Geschichte, was diese Art von Journalismus bewirken kann. Man denke nur an Nelly Bly, Ida Tarbell, Lincoln Steffens, Ray Stannard Baker und andere »Muckraker«, die sich

bereits vor rund hundert Jahren in den Vereinigten Staaten für gesellschaftlichen Wandel eingesetzt haben. Um Missstände aufzudecken, arbeiteten einige von ihnen undercover. Ihre journalistischen Leistungen führten zu wichtigen politischen und sozialen Veränderungen.

Nach meiner ersten Geschichte habe ich immer wieder verdeckt recherchiert. Getarnt als katholischer Priester in einem Gefängnis in Bangkok habe ich schwere Menschenrechtsverletzungen ans Licht gebracht, die dort an ausländischen Häftlingen begangen wurden. Ein Wärter hatte einen ghanaischen Gefangenen mit einer Gabel erstochen. Sein Tod war der Auslöser für die Recherche. Diese Geschichte setzte Debatten im Parlament von Ghana in Gang, die schließlich zur Verabschiedung eines Gesetzes führten, das es im Ausland inhaftierten Ghanaern erlaubt, ihre Strafe im Heimatland abzusitzen.

## **Knapp dem Tode entkommen**

Für eine andere Reportage schleuste ich mich undercover als Patient in die größte psychiatrische Klinik Ghanas ein. Ich berichtete, wie dort Angehörige des Pflegepersonals Drogen an Patienten verkauften, sie misshandelten oder andere Menschenrechtsverletzungen begingen. Aus den Recherchen entstand eine große Dokumentation fürs Fernsehen. Sie hat mit Sicherheit die landesweite Debatte über psychische Erkrankungen angetrieben, die dazu geführt hat, dass das Parlament ein neues Psychiatriegesetz verabschiedete.

Der Weg ist nicht immer einfach. Ein paar Mal bin ich nur knapp mit dem Leben davon gekommen. Ich habe mehrere Todesdrohungen erhalten und in vielen Fällen erlebt, dass die Schurken aus meinen Geschichten alle Vorwürfe abgestritten haben.

Für mich war aber immer entscheidend, was man mit dieser Art der Recherche erreichen kann. Auch wer die verdeckte Recherche missbilligt, wird nicht bestreiten können, dass sie ein kraftvoller Motor für Veränderung sein kann. Der risikoreiche Einsatz zahlt sich als Gewinn für das Allgemeinwohl aus. Und dieser gesellschaftliche Nutzen ist unter afrikanischen Verhältnissen besonders wichtig.

Wenn ich mich mit verdeckter Recherche beschäftige, berücksichtige ich immer den Kontext und die Umstände, unter denen ich arbeite. Mein Antrieb, die dunklen Flecken der Gesellschaft ins Licht zu rücken, ist einfach: »To name, shame and (help) jail the villains of my stories« – die Übeltäter in meinen Reportagen beim Namen zu nennen, sie bloßzustellen und (zu helfen) sie ins Gefängnis zu bringen. Das letzte Ziel mag umstritten sein, aber es ergibt sich aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, die in Ghana herrschen.

#### Zusammenarbeit mit Behörden

In einer Zeit, in der die meisten staatlichen Institutionen in Afrika noch im Aufbau begriffen sind, sehe ich im Journalismus ein effektives Mittel, die Demokratie zu stärken und auf Veränderungen hinzuwirken – so wie die »Muckraker« zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA die schwachen Institutionen der damaligen Zeit reformieren wollten. Dafür ist es notwendig, die eigenen Recherchen – meistens geht es um Korruption und Menschenrechte – absolut transparent vor den Strafverfolgungsbehörden offenzulegen. Mitunter stelle ich mich auch als Zeuge in Gerichtsverfahren zur Verfügung, um kriminelle Protagonisten aus meinen Geschichten hinter Gitter zu bringen.

Ich wende die verdeckte Recherche aber immer nur als letztes Mittel an. Sie ist das Mittel der Wahl, wenn Kriminelle im Verborgenen agieren und ihre Machenschaften sonst nicht an die Öffentlichkeit gelangen würden. Wenn man nicht hinter die Kulissen schauen und Missstände enthüllen kann, dann lassen sie sich auch nicht abschaffen. Das ist mein Motiv für die Arbeit im Verborgenen.

In einer idealen Welt, in der es kein Unrecht mehr gibt, werde ich gerne schweigen und darauf verzichten, als Undercover-Reporter zu arbeiten. Aber in dem Teil der Welt, in dem ich lebe, verlangen die Behörden von Journalisten oft Beweise, wenn sie über Missstände berichten. Daher habe ich mich für

## »ES IST INSPIRIEREND«

**P**iero Locatelli ist Reporter beim Wochenmagazin *CartaCapital* in São Paulo und schreibt über Politik und Gesellschaft. Der 26-jährige Brasilianer ist Teil einer Gruppe junger Journalisten, die von Transparency International gefördert werden.

*Sie haben zum ersten Mal an der Global Investigative Journalism Conference teilgenommen. Wie ist Ihr Eindruck?*

Ich habe unglaubliche Projekte gesehen und Leute getroffen, die sehr offen über ihre Recherchen gesprochen haben. Ich habe ein tolles Projekt aus China gesehen, doch an dem haben mehr als 20 Leute eineinhalb Jahre lang gearbeitet. Es ist inspirierend, aber das können viele Journalisten in ihrem normalen Arbeitsalltag nicht leisten. Meine Arbeit ist einfach anders. Das ist etwas enttäuschend.

*Was nehmen Sie von der Konferenz mit?*

Mich haben viele Journalisten angesprochen, die hier in Brasilien recherchieren wollen und dabei Hilfe brauchen. Die Konferenz war wichtig für mich, denn so bekomme ich die Chance, an solchen Geschichten mitzuarbeiten.

*Welche Bedeutung hat so ein Treffen für den investigativen Journalismus in Brasilien?*

Der Journalismus in Brasilien steckt in einer Krise. Wir suchen neue Modelle, um investigative Recherche zu finanzieren. Daher war es sehr wichtig zu sehen, was in anderen Ländern passiert, außerhalb der Medienorganisationen. Das ist neu in Brasilien, das gibt es hier noch nicht. Aber wir brauchen dringend Alternativen.

*Nina Plonka, Stern*

eine Variante des Journalismus entschieden, die solche Beweise liefern kann. Vielleicht ist das der Punkt, den die Kritiker falsch verstehen: Wenn wir alle bei unserer Arbeit Transparenz walten ließen, gäbe es keinen Anlass, jemanden bloßzustellen. Solange das nicht der Fall ist, müssen wir aufbauen und zusammenhalten, was Kriminelle zerstören wollen. Der Zusammenhalt ist ein Mittel, die Umstände zu verändern. Ich will meinen Teil dazu beitragen. ■

*Anas Aremeyaw  
Anas ist ein preis-  
gekrönter Underco-  
ver-Journalist aus  
Ghana. Er arbeitet  
unter anderem für  
Al Jazeera und die  
BBC. Sein Aussehen  
hält er geheim.  
Übersetzung:  
Ingrid Lorbach*



# »Wir sperrten

*Glenn Greenwald deckte im Guardian die NSA-Überwachung auf. Im Interview auf der GJC-Konferenz in Rio erzählt er von den Tagen mit Snowden und erklärt, warum er westliche Medien für korrumpiert hält.*

*Mister Greenwald, Sie haben in einem Interview gesagt: »Menschen, die es akzeptieren, überwacht und ausspioniert zu werden, machen sich selbst zu Sklaven. Für die menschliche Freiheit ist es essentiell, Dinge tun zu können, die niemand sieht, die niemand beurteilen kann. (...) Eine Gesellschaft, in der die Menschen unter ständiger Überwachung stehen, erzwingt Konformismus. Überwachung zerstört die menschliche Seele.« Ist das der Antrieb für Ihre Artikel?*

**Greenwald:** Vom Überwachungsstaat gehen verschiedene Gefahren aus. Eine davon ist die Tatsache, dass Menschen ihr Verhalten ändern, wenn sie wissen, dass sie permanent überwacht werden. Allerdings hört man oft Leute sagen: »Ich weiß nicht, warum es mich stören sollte, dass ich überwacht werde. Ich habe schließlich nichts zu verbergen. Deshalb glaube ich auch nicht, dass sich die Regierung ausgerechnet für mich interessiert.« Ich denke nicht, dass Menschen, die so etwas sagen, es auch wirklich meinen. Sie benutzen Passwörter für ihre E-Mail-Konten und sozialen Netzwerke. Sie haben Schlösser an ihren Schlafzimmer- und Badezimmertüren. Ich glaube, dass Menschen intuitiv wissen, dass die Privatsphäre äußerst wertvoll ist. Wer in einem Überwachungsstaat lebt, verliert einen großen Teil seiner Freiheit.

*Vor Ihrer Karriere als Journalist haben Sie als Jurist gearbeitet.*

*Was hat Sie dazu gebracht, zum Journalismus zu wechseln?*

Als Jurist habe ich mich vor allem dafür eingesetzt, Wege zu finden, um die Macht der Regierung in Grenzen zu halten. Aber der 11. September hat eine neue Ära eingeleitet, in der es keine Grenzen für die Regierenden gibt. Sie fingen an, unter noch größerer Geheimhaltung als jemals zuvor zu agieren,

und brachten Leute ohne Anklage oder Rechtsbeistand ins Gefängnis. Ich hatte immer gedacht, dass die Medien niemals zulassen würden, dass der Staat solche Grenzen überschreitet. Als ich sah, wie mühelos der Staat diese Grenzen ohne jegliche Gegenreaktion der Medien verletzte – und dabei sogar durch einige Medien große Unterstützung bekam –, war ich überzeugt, dass im Journalismus ein Loch klafft, das gefüllt werden muss. Ich habe immer geglaubt, dass Journalismus dazu dient, Machtmissbrauch zu verhindern. Deshalb habe ich nach einem Weg gesucht, die Lücken zu füllen, die meiner Meinung nach gefüllt werden müssen.

*Vor Kurzem haben Sie gesagt, es sei die Grundidee von Pressefreiheit, dass die Medien als Gegengewicht der Macht agieren und systematischen Machtmissbrauch verhindern. Aber in den USA sei dies mittlerweile nicht mehr der Fall. Amerikanischer Journalismus befinde sich im Klammergriff der Mächtigen, sagten Sie.*



## Glenn Greenwald

Jahrgang 1967, enthüllte die NSA-Affäre. Nach dem Jura-Studium arbeitete er zunächst als Anwalt. 2005 begann er, über sicherheitspolitische Themen zu bloggen. Später arbeitete er für das Webmagazin *Salon.com* und schrieb von Brasilien aus Kolumnen für den *Guardian*. Greenwald lebt mit seinem Partner in Rio de Janeiro.

# ihn quasi ein«

*Vom professionellen Journalismus wurden Sie also schnell enttäuscht?*

Im Jahr 2005 veröffentlichte die *New York Times* einen Artikel. Darin wurde aufgedeckt, dass die National Security Agency (NSA) die Telefongespräche von Amerikanern abhörte, ohne die erforderlichen Genehmigungen zu haben, die das Gesetz vorschreibt. Später erfuhr ich, dass die Autoren des Artikels, James Risen und Eric Lichtblau, schon 15 Monate lang von der Überwachung gewusst hatten. Eigentlich wollten sie den Artikel veröffentlichen, bevor George Bush zur Wiederwahl antrat. Sie wollten die amerikanische Öffentlichkeit darüber informieren, dass ihre Regierung sie bespitzelte. Der damalige Chefredakteur der *New York Times*, Bill Keller, und der Verleger wurden ins Weiße Haus geladen. George Bush persönlich sagte ihnen: »Veröffentlichen Sie diesen Artikel nicht. Wenn Sie der Welt verkünden, dass wir Menschen ohne Genehmigung bespitzeln, wird die nationale Sicherheit gefährdet. Das wird Terroristen helfen.« Anstatt dem Präsidenten für eine so absurde Forderung ins Gesicht zu lachen, haben sie ihm tatsächlich gehorcht. Sie haben den Artikel 15 Monate lang zurückgehalten. Sie haben es George Bush ermöglicht, sich in aller Ruhe wiederwählen zu lassen, in dem Wissen, dass er die Überwachung zu verantworten hatte. Das einflussreichste Medium der Welt, die *New York Times*, diese Hüterin der Bürgerrechte, hat dem Staat nichts entgegenzusetzen. Das hat meine Meinung über die westliche Presse geprägt.

*Was war der Grund dafür, dass Sie zunächst nicht zu einer Zeitung gingen, sondern für ein Blog arbeiteten?*

Wenn man vor zehn Jahren in den Journalismus gehen und eine große Leserschaft erreichen wollte, dann musste man für eines dieser riesigen Medienunternehmen arbeiten. Man musste sich von ihren Bedingungen einengen und sich vorschreiben lassen, wie man Journalismus auszuüben hatte und wie nicht. Man musste sich auf die wenigen Sichtweisen beschränken, die sie zuließen. Wenn man sich heutzutage eine breite Leserschaft verschaffen will, muss

man sich diesen Zwängen nicht mehr beugen. Man kann einfach ein Blog einrichten und Aufmerksamkeit schaffen, indem man zu einem Experten wird und Kommentare bietet, die sonst niemand liefert. Diese Möglichkeit hat den politischen Diskurs demokratisiert und den Journalismus verändert. Und sie setzt die großen Medienhäuser unter Druck.

*Jetzt mag also vielleicht nicht das Goldene Zeitalter für Medien sein, aber es ist das Goldene Zeitalter für den Journalismus – stimmen Sie dem zu?*

Viele alte Medieninstitutionen sind gerade dabei, zu scheitern und zu sterben. Das finde ich sehr spannend und ermutigend – und es ist ein Grund zu feiern.

*Ich fürchte, einige Mitarbeiter von diesen alten Medien stimmen Ihnen da nicht zu.*

Natürlich freut sich niemand darüber, wenn Menschen ihre Arbeitsplätze verlieren. Aber es ist gut, dass die Institutionen gezwungen werden, ihre Grundsätze und ihre Funktion zu überdenken. Dadurch werden sie besser. Das bedeutet aber auch, dass Journalismus sehr viel breiter aufgestellt sein wird. Es gibt viele neue Medien, die so viel interessantere und innovativere Dinge tun und die es jungen Journalisten ermöglichen, ihren Lebensunterhalt außerhalb der großen Medienhäuser zu verdienen. Für mich ist die Tatsache, dass die großen Häuser sterben, kein Anzeichen dafür, dass der Journalismus stirbt. Es ist ein Zeichen dafür, dass der Journalismus aufblüht und sich andere Orte sucht.

*Erinnern Sie sich an den Tag, an dem Sie Edward Snowden das erste Mal getroffen haben? Haben Sie da schon gemerkt, wie groß die Geschichte wird?*

Ich habe elf Tage in Hongkong verbracht. Es war der totale Wahnsinn. Nachts haben wir höchstens eineinhalb Stunden geschlafen. Sobald wir die Dokumente von Snowden bekommen hatten, wollten wir große Medien davon überzeugen, sie zu veröffentlichen. Man sollte meinen, sie würden sich überschlagen, solche Geschichten zu bringen. Tatsächlich aber reagierten sie instinktiv mit Vorsicht und Angst.

*Auch Ihr eigener Auftraggeber, der Guardian?*

Ich bin zum *Guardian* gegangen, weil er besser ist als die meisten anderen Medien und in seiner Geschichte für unerschrockenen Journalismus bekannt ist. Die Anwälte des *Guardian* hielten es für möglich, dass das FBI die Redaktionsräume in New York stürmen und sämtliches Material einsehen könnte. Und sie sagten, dass die britische Regierung versu-

»Als wir Snowden sechs Stunden lang regelrecht verhört hatten, hatte ich nicht mehr den geringsten Zweifel.«

chen könnte, die Veröffentlichungen zu verbieten, da es in Großbritannien keine verfassungsrechtlich geschützte

Pressefreiheit gibt. Obwohl den Entscheidern vom *Guardian* durchaus bewusst war, wie bedeutsam und aus journalistischer Sicht überwältigend das Material war, gab es einen echten Moment der Unentschlossenheit: Ist das wirklich etwas, das wir so aggressiv verfolgen können, wie wir wollen? Oder lassen wir uns von den institutionellen Beschränkungen einengen? Als wir den ersten Artikel veröffentlicht hatten und die weltweite Reaktion so positiv ausfiel, wur-

den die Redakteure des *Guardian* angesteckt und wollten unbedingt weiter veröffentlichen.

*Das muss ein ziemlich erhebendes Gefühl sein, oder? Sind Sie schon wieder davon heruntergekommen?*

Ich bin noch immer ziemlich high.

*Bevor der Guardian die Geschichte veröffentlichen konnte, mussten Sie überprüfen, ob das Material echt und authentisch ist. Wie haben Sie das gemacht?*

Wenn man von einem Informanten kontaktiert wird, der eine große Menge an streng geheimen Dokumenten zukommen lassen möchte, ist der erste Gedanke: Meint diese Person es ernst, ist sie zurechnungsfähig? Will jemand meine Glaubwürdigkeit zerstören, indem er mir gefälschte Dokumente zuspiziert? Man muss sich völlig auf sein eigenes Urteilsvermögen und seine Intuition verlassen. Eindeutig beweisen kann man die Echtheit solcher Quellen nicht. Als Laura Poitras und ich in Hong Kong ankamen, setzten wir Snowden zunächst für sechs Stunden in ein Zimmer. Wir sperrten ihn quasi ein, ließen ihn nicht ins Bad gehen, gaben ihm kein Wasser. Die Idee dabei war, ihn regelrecht zu verhören und die Authentizität seiner Aussagen zu prüfen. Als die sechs Stunden ver-

## ENTHÜLLUNGEN VON HONGKONG BIS EBAY

**B**eine hätte Glenn Greenwald den Scoop seines Lebens verpasst: Ende 2012 bekommt der *Guardian*-Kolumnist eine Mail von einem anonymen Informanten, der ihn bittet, ein Verschlüsselungsprogramm zu installieren, damit er ihm geheime Dokumente übermitteln kann. Greenwald geht nicht darauf ein, bis ihn die Dokumentarfilmerin Laura Poitras kontaktiert, die mit demselben Informanten in Kontakt steht. Die Mail stammt von Edward Snowden, ehemaliger Mitarbeiter des US-Geheimdienstes NSA. Greenwald und Poitras reisen nach Hongkong, wo Snowden ihnen Dokumente aushändigt, die die weltweite Bspitzelung durch die NSA und den britischen Geheimdienst GCHQ beweisen.

Ab Juni veröffentlichen die Reporter im *Guardian* Artikel über die Spähaktivitäten der Geheimdienste. Im Juli müssen Mitarbeiter der Zeitung im Keller des Londoner Redaktionsgebäudes auf Geheiß der britischen Regierung Festplatten und ein Notebook zerstören, auf denen sich Dokumente von Snowden befinden sollen. Der *Guardian* arbeitet von seinem US-Büro aus weiter an Enthüllungsartikeln.

Im August, auf dem Rückweg von einem Treffen mit Laura Poitras nach Rio de Janeiro, wird Greenwalds Lebenspartner David Miranda am Londoner Flughafen von der Metropolitan Police vorübergehend festgehalten und verhört. Miranda muss alle elektronischen Geräte abgeben und seine Passwörter verraten.

Glenn Greenwald lebt in Rio de Janeiro. Im Oktober gibt er bekannt, dass er den *Guardian* verlässt. Fast täglich steht er mit Snowden in Kontakt und schreibt weiterhin Artikel, die auf dessen Daten basieren. Greenwald kooperiert mit internationalen Medien, veröffentlicht in Brasilien und Indien, der französischen *Le Monde* und der spanischen *El Mundo*.

Gemeinsam mit Pierre Omidyar, dem Gründer von Ebay, entwickelt Greenwald zurzeit ein investigatives Projekt. Unter dem Arbeitstitel *NewCo* wollen sie ein Medium schaffen, das einen neuen, mutigen, unabhängigen und transparenten Journalismus praktiziert. Zu ihrem Team gehören Laura Poitras, der Investigativreporter Jeremy Scahill und der New Yorker Journalismusprofessor Jay Rosen.

*Kathrin Breer*



gangen waren, hatte ich nicht den geringsten Zweifel. Am wichtigsten war mir, dass seine Motive genau das waren, was er behauptete: Es war eine Gewissensentscheidung. Er konnte nicht länger guten Gewissens zusehen und alles einfach so geschehen lassen.

*Sind Sie Computer-Experte? Wissen Sie, wie man anhand von Metadaten Dokumente überprüft?*

Nein. Gute Fälschungen bestehen solche Überprüfungen. Ein Punkt war allein schon die schiere Menge der Dokumente. Es gab Tausende und Aber-tausende von Dokumenten. Wären sie nicht echt gewesen, dann wäre es eine der außergewöhnlichsten Fälschungen der Geschichte gewesen. Als Mensch muss man andere Menschen beurteilen können. Man verlässt sich auf das eigene Gefühl, auf den eigenen Verstand. Und selbstverständlich haben wir uns seine CIA-Dokumente, seinen Diplomatenpass und seine Ausweispapiere angesehen. Aber nichts davon gibt einem genug Sicherheit, um die eigene berufliche Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen. Das Wichtigste ist schlichtweg ein Bauchgefühl.

*Wie entwickelt man ein solches Gespür?*

Erfahrung verleiht einem die Fähigkeit, Situationen intuitiv zu beurteilen. Man spürt, wer lügt und wer die Wahrheit sagt. Oft ist Journalismus keine Wissenschaft, sondern eine Kunst.

*Sie sagen, als Journalist ist man zuerst für sich selbst verantwortlich. Aber auch gegenüber seinen Quellen trägt man Verantwortung. Haben Sie in Betracht gezogen, erst zu veröffentlichen, wenn Snowden Hongkong verlassen haben würde?*

Snowden war radikal anders als so ziemlich jede andere Quelle, mit der Journalisten sich auseinandersetzen. Je heikler das Material ist, desto stärker versuchen Informanten, ihre Identität geheim zu halten. Snowden war das genaue Gegenteil. Als er zu uns kam, sagte er: »Ich möchte, dass das Material mit meinem Namen verbunden ist, sobald ihr veröffentlicht.« Und wir haben sehr viel Überzeugungsarbeit leisten müssen, damit er uns vier, fünf Artikel veröffentlichen ließ, bevor wir seine Identität lüfteten. Wir wollten, dass der Fokus auf dem Inhalt der Enthüllung liegt und nicht auf seiner Person.

*Sie haben also versucht, Ihre Verantwortung als Reporter wahrzunehmen, und haben zu Snowden*

*gesagt: »Tun Sie es nicht, geben Sie sich nicht zu erkennen«?*

Snowdens Argumentation war eindrucksvoll. Er sagte: »Wenn ich etwas tue, das so tiefgreifende Auswirkungen auf so viele Menschen hat, auf Regierungen, auf die ganze Welt, dann habe ich die Verpflichtung, dazu zu stehen. Ich möchte in die Öffentlichkeit treten und sagen: »Mein Name ist Edward Snowden. Dies sind meine Gründe.« Das ist unglaublich nobel. Gleichzeitig wollte ich sichergehen, dass Snowden diese Entscheidung ganz bewusst trifft. Wir haben einen Großteil unserer Zeit damit verbracht sicherzustellen, dass er sich über die möglichen Konsequenzen im Klaren war.

*Aber Sie haben nicht versucht, es ihm auszureden?*

Ich fand nicht, dass ich in der Position war, es ihm auszureden. Ich empfand es als meine Aufgabe sicherzustellen, dass er sich bewusst war, was passieren könnte. Und das war er absolut. Er wusste, dass die mächtigste Regierung der Welt ihn zum meistgesuchten Menschen der Welt machen würde. Aber es war nicht unsere Aufgabe, seine Flucht zu planen oder ihm zu sagen, wohin er gehen sollte.

*Sie haben in einem Interview gesagt, dass Laura Poitras, Edward Snowden und Sie ein Team wurden. Sie kamen Ihrer Quelle also ziemlich nah. Gibt es eine professionelle Distanz, die Sie wahren?*

Ich glaube nicht. Ich weiß, dass es im Journalismus viele solcher ungeschriebenen Gesetze gibt. Aber das sind Regeln, an denen ein Berufsstand festhält, der extrem korrupt ist. Die Tatsache, dass er das tut, ist für mich kein Grund, mich an sie zu halten – für mich ist das ein Grund, sie zu verletzen. Was Edward Snowden getan hat, halte ich für heldenhaft. Mir ist er als Mensch wichtig. Ich finde nicht, dass er inhaftiert werden sollte. Ich denke, dass ihm Asyl gewährt werden sollte. Elf Tage habe ich mit ihm verbracht. Schon vorher hatte ich über Wochen Gespräche mit ihm geführt, und auch seit der Enthüllung sind wir fast täglich in Kontakt. Ich will nicht so tun, als sei ich ein Roboter und würde nicht unterstützen, was Snowden getan hat. Wir haben gemeinsam auf die gleichen Ziele hingearbeitet, wir wollen, dass Journalismus für Transparenz sorgt und die Mächtigen zur Verantwortung zieht. Und ich werde nicht so tun, als sei es anders. ■

▶ [Link zum Interview in voller Länge: gjc2013.org/videos/](http://gjc2013.org/videos/)

*Die Fragen stellte Marcella Smit, Vorsitzende der »Vereniging van Onderzoeksjournalisten« (VVOJ) für investigativen Journalismus in den Niederlanden. Bearbeitung: Kathrin Breer Übersetzung: Julia Schmeink*



# Geschäftsmodelle

*Geschäftsmodelle ohne Geschäft: Als Antwort auf die Medienkrise entstehen zahlreiche journalistische Organisationen, die nicht auf Gewinnmaximierung aus sind. Ihr Hauptproblem aber bleibt das Geld.*

VON CHRISTIAN SALEWSKI

Spätestens seit der Insolvenz der *Frankfurter Rundschau* und dem Ende der *Financial Times Deutschland* ist auch hierzulande klar: Es geht ans Eingemachte. Das etablierte Geschäftsmodell der Verlage ist unter Druck und Hoffnung auf Besserung nicht in Sicht. Die Auflagen und Anzeigenerlöse sinken, die Abonnentenstruktur erinnert an Altersheime und ein tragfähiges Erlösmodell für Online-Inhalte fehlt noch immer. Die Verlage reagieren meist mit Sparrunden, entlassen Redakteure, legen Redaktionen zusammen. Unter all dem leidet die journalistische Vielfalt und Qualität. So weit die recht triste Diagnose auf der Einnahmenseite.

Gleichzeitig eröffnet der radikale Wandel im Journalismus auf der Ausgabenseite aber auch ungeahnte Chancen. Das Internet hat den Vertrieb revolutioniert. Dem journalistischen Nachwuchs erscheint es schon heute völlig anachronistisch, Nachrichten auf tote Bäume zu drucken und sie tonnenweise durchs Land zu karren. Im Digitalen hingegen können kleine, agile Redaktionen Nischen quasi ohne jegliche Vertriebskosten bespielen. Ihre journalistischen Innovationen sind plötzlich keine Frage von teurer Investition mehr, sondern von Experimentierfreude und Kreativität. Dazu brauchen sie auch keinen auf-

geblähten, starren und veränderungsunwilligen Verlagsapparat. Die Produktionsmittel sind unser!

## **Geld verdienen kostet Zeit und Geld**

Die Entwicklung ist also ambivalent. Aber auch wenn der Krise der Verlage ein Reich von Möglichkeiten gegenüber steht, bleibt es dabei: Guter Journalismus kostet Geld. Man muss ihn sich leisten wollen, denn aus sich selbst heraus haben sich Redaktionen noch nie finanziert. Im klassischen Geschäftsmodell wurden sie durch Anzeigenerlöse subventioniert und durch Zusatzgeschäfte wie den Verkauf von Büchern oder Reisen. Aber es entstehen in Reaktion auf die Printkrise und ausgehend von den USA immer mehr journalistische Organisationen, die Geschäftsmodelle erproben, welche nicht per se auf Gewinnmaximierung ausgerichtet sind. Viele dieser Nonprofit-Redaktionen leisten journalistische Arbeit auf höchstem Niveau, siehe etwa *ProPublica*, und zählen zu den größten Innovatoren im Journalismus, siehe etwa das digitale Wissenschaftsmagazin *Matter*. Wie aber finanzieren sie sich? Und lassen sich ihre Erfahrungen verallgemeinern? Kurzum: Gibt es ein Nonprofit-Geschäftsmodell?

Diese Frage wurde auch bei der Global Investigative Journalism Conference in Rio diskutiert, und um den Tenor vorwegzunehmen: Nein, es gibt nicht das eine allein selig machende Geschäftsmodell. So betonte etwa Kevin Davis, Chef des Investigative News Network (INN), eines Zusammenschlusses von mehr als 80 amerikanischen Nonprofits, immer wieder: »There is no one size fits all!«

Doch bevor journalistische Nonprofits sich über ihren Einnahmemix Gedanken machen können, müssten sie, so Davis, überhaupt erst einmal akzeptieren, dass sie ein professionelles Geschäftsmodell entwickeln müssen. In den USA, wo viele kleine

## **FOLLOW THE MONEY**

Diesem Leitspruch journalistischer Recherchen haben sich vier freie Wirtschaftsjournalisten aus Hamburg und Berlin in doppelter Hinsicht verschrieben: Mit ihrem Experiment erproben sie alternative Finanzierungswege für Rechercheprojekte wie Stipendien, Spenden und Crowdfunding. Das Ziel: Globale Kapital- und Warenströme kritisch durchleuchten.

► [www.followthemoney.de](http://www.followthemoney.de) Twitter: @ftm\_journalism

Nonprofits im Lokalen entstehen, gegründet von entlassenen Redakteuren kleiner Zeitungen, herrsche oft noch das Selbstverständnis einer reinen Wohltätigkeitsorganisation vor. Man sammelt halt mal große und kleine Spenden ein und fängt an zu berichten, kümmert sich aber ansonsten nicht wirklich um eine nachhaltige Finanzierung. Dass das nicht lange gut gehen kann, zeigen Zahlen aus einer Studie des Project for Excellence in Journalism. Demnach erhielten 61 Prozent aller seit 1987 gegründeten Nonprofits zu Beginn eine einmalige, großzügige Beihilfe von Stiftungen, aber bloß 28 Prozent erhielten auch eine Folgeförderung. Auch wenn die Mehrheit der Nonprofits ein Jahresbudget von unter 500.000 Dollar hat, ist der Verlust des einen großen Spenders kaum aufzufangen. Davis mahnt daher dringend, als Nonprofit sein Fundraising zu professionalisieren. Das erfolgreiche Online-Angebot *Texas Tribune* etwa nutze ein Drittel seines Budgets, um neue Gelder einzutreiben. Es brauche ein eigenes Business-Team neben der Redaktion. Dessen Aufgaben könnten die Journalisten nicht mal eben nebenbei erledigen. »It takes time and money to make money«, so Davis.

### Verschiedene Geldquellen anzapfen

In dieselbe Richtung geht der Hinweis, seine Einnahmeströme zu diversifizieren. Davis zufolge sind 70 Prozent der Nonprofits abhängig von »Big Philanthropy«, also von Großspendern oder Stiftungen. Er hingegen empfiehlt: »You should have at least three different revenue streams which cover 200 percent of your annual budget.« Welche Bandbreite an Einnahmeströmen neben Großspenden noch angezapft werden können, veranschaulicht eine INN-Grafik (siehe Abbildung). Von Lesermitgliedschaften über Crowdfunding bis zu Abdruckhonoraren klassischer Medien, von Merchandising über Trainingsangebote bis zur Organisation von Events; aus diesem Baukasten können sich Nonprofits je nach Ausrichtung ein Geschäftsmodell zimmern.

Dass das Leben als Nonprofit trotz der vielen Möglichkeiten kein leichtes ist, berichtete in Rio Nonprofit-Veteran Charles Lewis, Gründer des Center for Public Integrity. Seit 1989 hat Lewis mehr als 40 Millionen Dollar für seine Investigativredaktion eingesammelt. Für ihn sind die Grundbedingungen für den nachhaltigen Erfolg vor allem Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit, und dies lasse sich nur durch höchste journalistische Qualität und absolute Transparenz erreichen.



Kleinvieth macht auch Mist: Nonprofits sollten sich alternative Finanzierungswege offenhalten.

Er selbst habe schon Großspenden abgelehnt, weil der an sich integre Spender anonym bleiben wollte, sagte Lewis. Außerdem betonte er, wie wichtig Kooperationen mit den etablierten Medien seien, um neben der eigenen Glaubwürdigkeit auch die eigene Reichweite zu steigern. »Nonprofits have a lot of content but few eyeballs because they are brand new.« Künftig würden Nonprofits und kommerzielle Medien ohnehin immer enger zusammen arbeiten, denn letzteren fehle immer häufiger schlicht das Geld, um jenen Journalismus zu finanzieren, der dem öffentlichen Interesse diene.

Am Ende zeigte sich in Rio, dass trotz großartiger Nonprofit-Projekte überall auf der Welt noch kein Königsweg zum Erfolg gefunden wurde. Auf die Krise der klassischen Geschäftsmodelle gibt der Nonprofit-Sektor nicht die erlösende Antwort. Doch er experimentiert mit neuen und innovativen Ansätzen. Es wäre zu wünschen, dass diese Art von Journalismus auch in Deutschland endlich eine größere Rolle spielt. Denn der Antrieb von Nonprofits ist immer der Journalismus, nicht das Geschäft, in dem die Verlage zunehmend nicht weiter wissen. Oder in den Worten von Charles Lewis: »You do it any damn way because if you wait for the commercial media that doesn't work. I spent the young years of my career waiting for them. I'm done with that.« ■

*Christian Salewski war bis zum Ende FTD-Redakteur. Danach gründete er mit drei Kollegen das wirtschaftsjournalistische Experiment Follow the Money.*



# Mehr Fantasie!

*Internationale Rechercheprofis stellen in Rio wegweisende Projekte vor. Selbst erfahrene Investigative staunen, was mit frei verfügbaren Daten machbar ist, und denken über weitere Einsatzmöglichkeiten nach.*

VON DAVID SCHRAVEN

**D**ie Oktober-Tage in den Kellern der Päpstlichen Katholischen Universität von Rio de Janeiro waren spannend für mich, inspirierend und lehrreich. Während draußen im Tropenfrühling die Teilnehmer der Global Investigative Journalism Conference unter Bambusbüschen über neue Recherche-Kooperationen sprachen, wurde dort, in den vollklimatisierten, fensterlosen Computerräumen, über die Zukunft des Datenjournalismus gesprochen. Und ich konnte lernen, wie damals auf der Schulbank.

Vor allem die Reporter aus Costa Rica, Spanien und den USA hatten einiges vorzuweisen, was den

technischen und kreativen Rückstand von uns Journalisten aus Deutschland dokumentierte.

## Auf Schmugglerjagd

Am meisten beeindruckten mich die Vorträge von Giannina Segnini, der Leiterin des Investigativ-Resorts des Medienhauses Grupo Nación aus Costa Rica. Sie zeigte ihrem Auditorium anhand von frei im Internet verfügbaren Daten live, wie internationale Handelsströme sichtbar gemacht und so Schmugglerringe und Waffenexporte aufgedeckt werden können. Die Werkzeuge, die sie dabei nutzte, stehen jedem zur Verfügung.



Zirkel der Macht: Reuters zeigt die Verflechtungen der chinesischen Elite.

Doch es geht nicht nur darum zu wissen, wie diese Instrumente funktionieren. Es geht vor allem darum, die Fantasie zu entwickeln, die elektronischen Schraubenzieher so einzusetzen, dass auch verständliche und spannende Geschichten dabei herauskommen. Segnini stellte die Enthüllung eines internationalen Ringes von Haifischflossenschmugglern vor, die illegalen Fischfang betrieben und ihre Ware in die ganze Karibik verschoben. Aufgedeckt wurde der Ursprung der Geschichte mit klassischer Reporterarbeit, mit Notizblock und Stift vor Ort.

Doch die Dimension des Falls wurde erst nach einem Abgleich der Handelswege und Fahrtrouten der Schmugglerschiffe mit den Inhalten verschiedener Container und Zollpapieren deutlich. Arbeit, die an Schreibtisch und Rechner weit entfernt vom Ort des Verbrechens passiert. Die Inspiration, die von diesem Beispiel ausging, mündete in der Überlegung: Wie kann man das von Segnini vorgestellte Verfahren nutzen, um Waffenexporte in Krisenregionen oder internationale Nahrungsmittelströme aus Hungerländern heraus aufzudecken?

► Weiterführender Link: <http://bit.ly/1f1bZDM>

### Keine Angst vor eigenen Datenbanken

Ähnlich inspirierend waren die Ausführungen von Mar Cabra, einer spanischen Reporterin mit einem Abschluss des Toni Stabile Center for Investigative Journalism an der Columbia Journalism School. Cabra zeigte am Beispiel der Offshore Leaks-Dateien, wie internationale Journalistennetzwerke genutzt werden können, um komplexe Strukturen zu enthüllen. Daten und Zusammenhänge wurden durch einfache Programmierungen visualisiert und damit zu erzählbaren Stories. Dabei stützte sich Cabra auch wieder auf die Unterstützung des Teams rund um Giannina Segnini, das den technischen Background lieferte, die Datenmassen beherrschbar zu machen.

Auch hier war es weniger wichtig, die Details der einzelnen Stories zu verstehen, als vielmehr die Macht einer internationalen Datenrecherche. Vielschichtige Investigationen können international nicht von einzelnen Reportern gestemmt werden, sondern nur von Schwärmen interessierter Journalisten und Programmierer, die dann jeweils nationale Nachrichtenaufschläge produzieren. Alleine an den

Enthüllungen der Offshore Leaks waren mehr als 100 Journalisten beteiligt.

Weitere herausragende Beispiele für modernen Journalismus kamen von US-Amerikanern. Andrew Lehren von der *New York Times* stellte seine Recherchen zu illegalen Sportpraktiken vor. Dabei war ein Punkt aus datenjournalistischer Sicht besonders spannend: die Erarbeitung eigener Datenbanken. Lehren hat dies auf Basis offiziell zugänglicher Daten getan und konnte so Finanzströme rund um die Olympischen Spiele sichtbar machen, die ansonsten verborgen geblieben wären. Inspirierend war hier die Herangehensweise: Keine Angst vor eigenen Datenbanken! Sie helfen dabei, gesammelte Daten zu sortieren und auszuwerten. In meinem Kopf fing es direkt an zu rotieren: Was, wenn diese strukturierte Herangehensweise nicht nur für Sportgeschichten genutzt werden, sondern für Geschichten über Neonazi-Banden?

► Weiterführender Link: <http://bit.ly/19sMCdG>

### Chinas Klügel

Ein letztes Beispiel für vernetzten Datenjournalismus präsentierte Reg Chua, Leiter der Entwicklungsabteilung für Datenjournalismus der Nachrichtenagentur *Reuters*. Er hatte zusammen mit seinem Team die persönlichen Verflechtungen der chinesischen Machtelite auseinandergenommen und für jeden nachvollziehbar im Internet dargestellt. Sowohl inhaltlich als auch technisch auf höchstem Niveau. Auch hier war an erster Stelle die Inspiration gigantisch. Was passiert, wenn man die Lebenswege der deutschen Machtelite parallel zueinander darstellt: wer kennt wen woher? Wer war mit wem an einer Uni, wer kennt wen aus welcher Organisation? Die Netzwerke hinter den offiziellen Stellenbeschreibungen werden sichtbar, die Strippen, mit denen alle zusammenhängen.

Eines war dabei allerdings besonders spannend. Reg Chua zeigte sein Projekt nicht in den Kellern der Katholischen Universität, sondern in einem kleinen Restaurant um die Ecke, in einem brasilianischen Einkaufszentrum, an einem Tisch für fünf Personen. Auch dafür steht eine Konferenz wie die in Rio. Für das kleine vertrauliche Gespräch, bei dem man eine Menge lernen kann. ■

► Weiterführender Link: <http://connectedchina.reuters.com>

*David Schraven leitet das Recherche-Ressort der Funke-Mediengruppe in Essen.*



# Werkzeug für Wähler

*Wirtschaftskriminalität hat oft globale Dimensionen. Die Nonprofit-Organisation OCCRP hat ein Online-Tool entwickelt, das die mühselige Suche nach weltweiten Firmenverflechtungen erleichtert.*

VON GÜNTER BARTSCH

**B**ei Telia-Sonera blieb kein Stein auf dem anderen. Infolge der Enthüllungen über die Zusammenarbeit des schwedisch-finnischen Telekommunikationskonzerns mit Diktaturen in Osteuropa trat Anfang 2013 Vorstandschef Lars Nyberg zurück, im November folgten ihm sein Vize Per-Arne Blomquist und weitere Vorstände. Die Staatsanwaltschaft ermittelt noch.

Auf der Global Investigative Journalism Conference in Rio durften sich die Enthüller der Affäre feiern lassen. Fredrik Laurin nahm dort für sein Team den Daniel Pearl Award für die beste grenzüberschreitende Investigativrecherche entgegen. Laurin und seine Kollegen hatten sichtbar gemacht, dass Telia-Sonera den Regimen bei der Verfolgung von Dissidenten und Menschenrechtsaktivisten geholfen und umfangreiche Bestechungsgelder gezahlt hatte, um Zugang zum Markt in Usbekistan zu erlangen. 320 Millionen Dollar gingen an eine Offshore-Briefkastenfirma, die (auf dem Papier) der Assistentin von Diktatorentochter Gulnara Karimova gehört.

Um solche Details herauszufinden, arbeiteten die schwedischen Kollegen mit Miranda Patrucic vom Organized Crime and Corruption Reporting Project

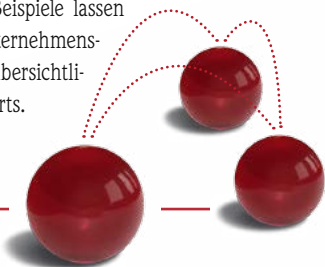
(OCCRP) mit Hauptsitz in Sarajevo zusammen. Die Journalistin nutzte das vom OCCRP entwickelte Recherchewerkzeug Investigative Dashboard, um Karimova auf die Spur zu kommen. Auf der Konferenz stellte sie eine neue Fassung der Website *investigativedashboard.org* vor. Das Dashboard besteht aus den folgenden drei Bereichen:

- Eine Datenbank bietet eine Volltext-Suche in Handelsregistereinträgen und Amtsblättern aus Ländern wie Panama, der Schweiz und Luxemburg.
- Es wurde eine Auflistung weltweiter Handelsregister und anderer Datenbanken mit über 450 Einträgen erstellt. Auch wenn viele der Datenbanken nur in der jeweiligen Landessprache abrufbar sind, können sich Journalisten die mühselige Suche danach nun in vielen Fällen sparen.
- Bei Bedarf erhalten Journalisten eine Beratung von Experten, die Zugänge zu weiteren Datenbanken und Informationsquellen haben. Anfragen von Investigativjournalisten aus Entwicklungsländern genießen dabei Vorrang, da diese oft keine Zugänge zu kommerziellen Datenbanken oder professionellen Recherchediensten haben. Man sollte also genügend Recherchezeit einplanen. Um anfragen zu können, benötigt man lediglich einen Google-Account (Google Ideas hat das Dashboard finanziell unterstützt).

## Speicherbefehl: VIS

Paul Radu vom OCCRP präsentierte »Visual Investigative Scenarios« (VIS), ein Online-Werkzeug, mit dem sich Netzwerke leichter visualisieren lassen. Noch steckt das Tool in der Entwicklungsphase. Einige Beispiele lassen aber erahnen, dass sich etwa komplexe Unternehmensstrukturen mit Hilfe von VIS schneller und übersichtlicher darstellen lassen als mit analogen Flipcharts.

► [www.vis.occrp.org](http://www.vis.occrp.org)



Mit den Werkzeugen und der Expertenhilfe dürfte es wie im Fall Telia-Sonera immer wieder gelingen, Informationen zum Beispiel über Firmeninhaber, Anteilseigner und Finanzberichte zu erhalten. Wer sich selbst fit fühlt, anderen zu helfen, kann sich übrigens als Freiwilliger melden. ■

Weiterführender Link:

► Paul Radus Anleitungen zur Aufdeckung von Korruption: [issuu.com/kijf/docs/follow\\_the\\_money\\_web](http://issuu.com/kijf/docs/follow_the_money_web)

# Öko-Grenzgänger

Mit Hilfe des Kartendienstes »Jeo« lassen sich Umweltthemen wie die Zerstörung des Regenwaldes dokumentieren und visuell aufbereiten. Das brasilianische Projekt kommt auch in Afrika zum Einsatz.

VON GÜNTER BARTSCH

**F**iona Macleod und Gustavo Faleiros trennen 7.500 Kilometer. So weit ist es Luftlinie von Johannesburg nach São Paulo. Aber die Entfernung hinderte die beiden Journalisten nicht an der Zusammenarbeit. In Rio feierten sie den Start von Macleods neuem Projekt: dem Oxpeckers Centre for Investigative Environmental Journalism. Hinter der Website der südafrikanischen Umweltjournalistin steckt brasilianische Technik: »Jeo« heißt die von Faleiros mitentwickelte Wordpress-Oberfläche. Damit können Journalisten, Blogger und NGOs ihre Recherchen auf Landkarten visualisieren.

Entstanden ist »Jeo« am EcoLab, einem Projekt der brasilianischen Nonprofit-Nachrichtenagentur O-Eco mit Unterstützung der Knight Foundation. Entwickelt wurde es ursprünglich für die Website *InfoAmazonia.org*, auf der Daten sowie Berichte von NGOs und Journalisten zu Umweltthemen in der gefährdeten Amazonas-Region gesammelt werden. Auf Satellitenbildern wird dargestellt, welche Gebiete in den vergangenen Jahren abgeholzt wurden. Aber auch einzelne Artikel können direkt auf den Karten per Mausklick angewählt werden. Damit sie dort als Icon auftauchen, müssen sie innerhalb der Wordpress-Oberfläche mit geographischen Koordinaten versehen werden. Dieselbe Technik machen sich nun die südafrikanischen Kollegen von Oxpeckers zunutze, wenn sie zum Beispiel sichtbar machen, wo tote Nashörner entdeckt oder Wilderer erwischt wurden.

Angesichts der engen Zusammenarbeit mit Umwelt-NGOs gewinnt man den Eindruck, dass die Grenzen zwischen Journalisten und Aktivisten aufweichen. Das sei zwar nicht beabsichtigt gewesen, meint Faleiros, aber in der Tat ein Ergebnis der Arbeit des EcoLabs. InfoAmazonia sei zweifelsohne eine Seite, die gerade von Umweltschützern genutzt und

## Speicherbefehl: Web-Scraping

Um Datensätze mit der Technik des »Webscraping« aus dem Netz zu extrahieren, nutzten Datenjournalisten lange ein Programm namens Needlebase. Es hatte den Charme, dass es auch für programmierunkundige Reporter leicht zu bedienen war. Doch Google kaufte die Betreiberfirma und stellte Needlebase ein. In Rio präsentierten die beiden Dänen Nils Mulvad und Tommy Kaas nun einen potenziellen Nachfolger: den Helium-Scraper. Die Demo hinterließ den Eindruck, dass der Helium-Scraper den Python-, PHP- und Ruby-Analphabeten eine bedienbare Alternative bietet. Die Lizenz kostet 99 Dollar.

- ▶ [www.heliumscraper.com](http://www.heliumscraper.com)
- ▶ [www.kaasogmulvad.dk/english](http://www.kaasogmulvad.dk/english)

unterstützt werde. Auch andere Organisationen beteiligen sich, etwa die Vertreter indigener Völker, die dazu aufrufen, selbst Berichte und Fotos zu schicken. »Aber wir verlieren dadurch nicht die journalistische Glaubwürdigkeit«, sagt Faleiros. »Im Gegenteil: Wir bekommen so ein viel umfassenderes Bild der Region.«

Auch die Finanzierung der EcoLab-Arbeit funktioniert anders als im herkömmlichen Journalismus. An InfoAmazonia war neben O-Eco die amerikanische Nonprofit-Organisation Internews beteiligt, die wiederum das Climate & Development Knowledge Network als Förderer gewann. Faleiros Arbeit wird derzeit über die Knight-Foundation finanziert. Außerdem gibt es noch eine Stiftung, die anonym bleiben will. Weitere Förderer werden gesucht.

»Jeo« könne jeder nutzen, sagt Faleiros, kostenlos, auf der ganzen Welt und zu jedem Thema, nicht nur zu Umweltfragen. »Das Zentrum ist die Kartendarstellung. Wer mit Karten arbeiten will, sollte es ausprobieren.« ■



Günter Bartsch ist Geschäftsführer des Netzwerk Recherche.



# »Ein Leibwächter ist

*Eine aserbaidische Journalistin recherchiert den Machenschaften der Präsidentenfamilie hinterher. Der Preis dafür ist hoch, denn ihre Gegner schrecken auch vor Eingriffen ins Privatleben nicht zurück.*

**A**m letzten Abend der Konferenz wird traditionell der Global Shining Light Award vergeben, für besonders mutige Recherchen in Entwicklungs- oder Transformationsländern. Im Jahr 2013 wurden ein Recherche-Team aus Südafrika sowie die junge aserbaidische Journalistin Khadija Ismayilova ausgezeichnet.

*Frau Ismayilova, woran haben Sie in Aserbaidisch gearbeitet?*

**Ismayilova:** Ich habe versucht, die korrupten Verflechtungen der Präsidentenfamilie offenzulegen.

*Was haben Sie herausgefunden?*

Das Umweltministerium hatte öffentlich gemacht, dass unter dem Gebiet von Chovdar im Westen des Landes 44 Tonnen Gold und 164 Tonnen Silber im Wert von 2,5 Milliarden US-Dollar liegen würden. Ein britisches Konsortium sollte die Mine erschließen. Doch wie sich herausstellte, handelte es sich um ein Joint Venture aus vier Firmen, die bisher nicht dadurch aufgefallen waren, irgendetwas vom Goldabbau zu verstehen.

*Das hat Sie stutzig gemacht?*

Zum einen das. Zum anderen hatte lediglich die Firma Globex ihren Sitz in Großbritannien. An Globex waren wiederum drei Firmen in Panama beteiligt. Laut panamaischem Handelsregister gehören alle drei den Töchtern des Präsidenten, Leyla und Arzu Aliyeva. Und das waren längst nicht die einzigen Firmen, die dort auf Ilham Aliyevs Töchter eingetragen sind.

*Wie sind Sie bei Ihren Recherchen vorgegangen?*

Ich habe sehr eng mit den Kollegen des Organized Crime and Corruption Reporting Project (OCCRP), Radio Free Europe und dem Czech Center for Investigative Journalism zusammengearbeitet. Gemeinsam haben sie einen Algorithmus geschrieben, der es uns ermöglichte, das Handelsregister in Panama nach Klarnamen zu durchforsten. Die Daten waren zwar auch vorher öffentlich, allerdings musste man für eine Auskunft genau wissen, nach welcher Firma man suchte. Die Arbeit der Kollegen ist technisch wegweisend. Mit ihrem Investigative Dashboard (s. Beitrag S. 46) etwa lassen sich mittlerweile gehackte Handelsregister aus aller Welt durchsuchen. Eine andere Software hilft dabei, komplexe Netzwerkstrukturen grafisch darzustellen (s. Speicherbefehl: VIS S. 46).



**Khadija Ismayilova**

ist eine investigative Reporterin aus Baku. Sie arbeitet für das Organized Crime and Corruption Reporting Project und für Radio Free Europe/Radio Liberty in Aserbaidisch.

Twitter: @Khadija0576

*Was ist Ihnen nach der Veröffentlichung widerfahren?*

Ich erhielt Drohbriefe. Man werde mich »extrem bloßstellen«, sollte ich meine journalistische Arbeit nicht sofort beenden, hieß es. Als ich mich weigerte, dem Druck nachzugeben, kursierte wenig später ein kompromittierendes Video von mir im Netz. Ein anonymes Brief enthielt intime Bilder, aufgenommen mit einer versteckten Kamera in meinem Schlafzimmer. Auch meine Familie wurde in Misskredit gebracht, meine Schwestern von regime-treuen Medien als Prostituierte diffamiert. Das war keine leichte Zeit. Mein Freund hat das nicht lange mitgemacht, er hat sich von mir getrennt.



# ständig an meiner Seite«

*Wie haben Sie sich gewehrt?*

Zwar habe ich Anzeige gegen Unbekannt erstattet, aber ich habe nicht erwartet, dass die Justiz in meinem Land unabhängig arbeiten würde. Als ich der Staatsanwaltschaft die Adressen meiner Familie und Freunde für die Ermittlungen gab, haben sie diese sofort veröffentlicht, um auch ihnen zu schaden. Jetzt hoffe ich auf den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.

*Was hat sich durch Ihre Arbeit in Baku verändert?*

Gar nichts. Die Drohungen gegen Menschenrechtsaktivisten und unliebsame Journalisten gehen weiter, die Einschüchterungsversuche, die Verhaftungen. Der prominenteste Fall ist der des Journalisten und Menschenrechtlers Hilal Mammadow, Chefredakteur von *Tolishi Sado*, einer in der Minderheitensprache Talisch erscheinenden Tageszeitung. Er wurde im Jahr 2012 verhaftet. Erst haben sie ihm Drogenbesitz zur Last gelegt, dann ermittelte die Staatsanwaltschaft gegen ihn wegen Spionage im

Auftrag des Iran. Kurz vor seiner Verhaftung hatte er ein Rap-Video mit dem Titel »Wer bist du, geh schon, fort mit dir« auf Youtube eingestellt. Der Clip wurde millionenfach geklickt und von der russischen Opposition gegen Präsident Putin verwendet.

*Wie hat sich Ihr Alltag verändert?*

Ich habe Albträume, wache ständig auf und sehe überall nur Kameras. Ich habe kein Privatleben mehr, ein Leibwächter ist ständig an meiner Seite. Mir könnte schließlich was passieren, das dann als Selbstmord interpretiert würde. Aber machen Sie sich bitte keine Sorgen, ich bin nicht selbstmordgefährdet. Diesen Gefallen tue ich meinem Diktator ganz sicher nicht.

*Sie recherchieren und schreiben dennoch weiter über Ilham Aliyev und dessen Familie?*

Ja. Er hat mich in den intimsten Momenten gezeigt, was kann er noch von mir zeigen? Je mehr sie mir genommen haben, desto weniger habe ich zu verlieren. ■

## DIE SORGEN DER ANDEREN

Er schlafe eben jede Nacht mit einer Kalaschnikow neben dem Bett, antwortet Allen Yero Embalo auf die Frage nach seiner Sicherheit. Der Radiojournalist aus Guinea-Bissau hatte jahrelang zum Kokainhandel in Lateinamerika recherchiert, dem Transport in eines der ärmsten afrikanischen Länder nachgespürt, die Verstrickungen hoher Militärs untersucht und den Weitertransport nach Europa beschrieben. Er muss nun täglich um sein Leben fürchten.

Der syrische Journalist Hamoud Almahmoud ist einer der wenigen Kollegen, die offen in Damaskus arbeiten und weiterhin ins Ausland reisen. Er ist kein Aktivist, sein Recherchegebiet waren und sind Wirtschaftsnachrichten. Von der Opposition wird er dafür als Verräter beschimpft, von der syrischen Regierung fast täglich ins Büro der Zensur bestellt. An manchen Tagen verbringt er dort mehr Zeit als in der Redaktion. Was ihn bei seiner Rückkehr aus Rio erwartet, weiß er nicht. Auch auf der Konferenz muss

er sich für seine Rolle rechtfertigen. Neutrale Arbeit ist für ihn nahezu unmöglich. Er muss seinen Weg zwischen den Fronten finden.

Und dann noch die Global Shining Light Award-Gewinnerin Khadija Ismayilova aus Aserbaidschan. Trotz aller Repressalien (s. Interview) wandte sie sich mit einem Brief an die Öffentlichkeit: »Ich werde diese Erpressungskampagne aushalten und meine Tätigkeit fortsetzen. Als Journalistin, die ihre Arbeit ernst nimmt, bleibt mir nichts anderes übrig.« Sie recherchiert weiter.

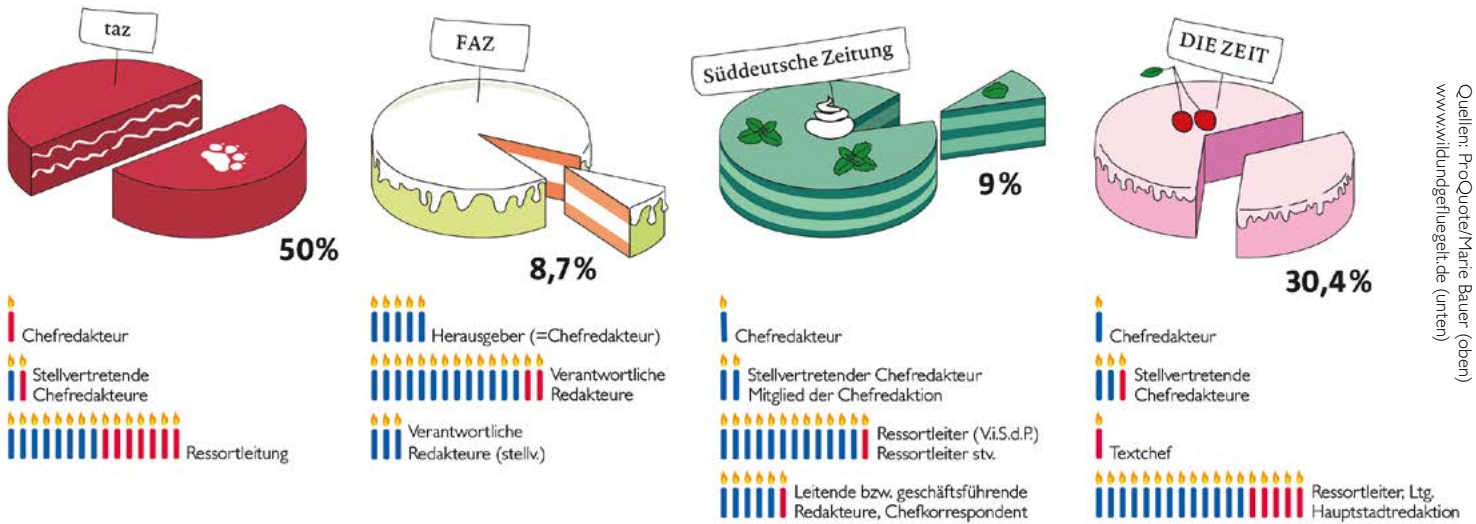
Die Begegnungen mit Embalo, Almahmoud und Ismayilova haben mich tief beeindruckt – und beschämt. Unsere journalistischen Sorgen erschienen mir dagegen doch sehr klein. Ihr Arbeitsalltag machte mir einmal mehr deutlich, dass wir in Deutschland über ein besonderes Gut verfügen: Wir können – in den meisten Fällen – sicher arbeiten.

*Jonathan Stock, Der Spiegel*

*Das Interview führte Marcus Pfeil. Der studierte Betriebswirt wechselte von der Bafin in den Journalismus. Er schreibt u.a. für die Zeit, Brandeins und das Wall Street Journal. Außerdem ist er Mitgründer des wirtschaftsjournalistischen Experiments Follow the Money.*



# Nicht mehr nur



Quellen: ProQuote/Marie Bauer (oben)  
www.wildungsfuehrgeld.de (unten)

Die »Tortengrafiken« zeigen das Mann-Frau-Verhältnis an der Spitze wichtiger deutscher Zeitungsredaktionen (Februar 2013).



ProQuote entwickelte »Die kleinen Kais«, um Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen innerhalb von Redaktionen sichtbar werden zu lassen. Dieser »Machtquotient« enthüllt, dass viele Frauen in unteren Führungspositionen arbeiten (z.B. Stellvertretende Ressortleiterinnen), die vergleichsweise geringen Einfluss haben.

# in Reihe zwei

*Die Gleichberechtigung hat den Journalismus nicht erreicht. Frauen stoßen nach wie vor an die gläserne Decke, ein weiblicher Führungsstil gilt als schwach und Macho-Gehabe wird belohnt. Eine Bestandsaufnahme.*

VON SUSANNE KEIL

**S**tellen Sie sich vor: Die große Redaktionskonferenz steht an, der Tisch im Konferenzraum ist in U-Form angeordnet. Ganz schnell haben die männlichen Redakteure die Plätze im Inneren an den Tischen besetzt, während sich die Frauen nach außen setzen.

Eigentlich habe ich gedacht, solche Szenen gehörten in deutschen Redaktionen inzwischen der Vergangenheit an. Doch dem ist nicht so, wie eine aktuelle Studie zu Frauen in Führungspositionen bei *Spiegel*, *Spiegel Online*, *Süddeutsche* und *süddeutsche.de* zeigt. Anna Bok, Absolventin des Master-Studiengangs Journalistik und Kommunikationswissenschaft in Hamburg, hat qualitative Interviews mit elf Chefinnen und vier Chefs über die Geschlechterrollen und Machtverhältnisse in Redaktionen geführt. Wenn man sich die Ergebnisse ihrer Befragung ansieht, entsteht der Eindruck, dass sich in den vergangenen 20 Jahren nicht viel getan hat.

1994 habe ich im Rahmen meiner Doktorarbeit die erste Generation von Frauen in Führungspositionen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk befragt. Auch damals beklagten die Chefredakteurinnen die männlich geprägte Kommunikationskultur in Konferenzen und Sitzungen. Zwar werden sich die Chefinnen nicht in die zweite Reihe gesetzt haben, doch sie hatten auf die »Hahnenkämpfe«, in denen es mehr um die Eitelkeit der beteiligten Personen geht als um die zur Diskussion stehenden Inhalte, keine Lust.

»Männer reden länger«, gab damals eine Chefredakteurin zu Protokoll, »das merke ich auch auf der Chefredakteurssitzung der ARD. Die hören sich streckenweise überhaupt nicht zu, und dann erzählt der eine etwas und zwei Minuten später der andere nochmal genau das Gleiche.« Und eine andere sagte: »Diese Zeit könnte man wirklich gewinnbringender für die Programmarbeit aufwenden.« Ganz ähnlich

klingt es auch bei den von Anna Bok interviewten Ressortleiterinnen: »Ich glaube, wir Frauen setzen unsere Kräfte irgendwie sparsamer ein. Da geht es bei den Männern nur um Machtfragen.« Das Befremden gegenüber den dominierenden männlichen Kommunikationskulturen ist geblieben.

## Mehr schein als sein

Die interviewten Frauen kritisierten zwar einerseits das Macho-Gehabe der männlichen Kollegen, merkten jedoch auch an, dass man sich von den Männern durchaus etwas abschauen könne: »Der coole Spruch in der Konferenz – so ganz hemdsärmelig und machermäßig. Damit kann man schon auch ein Stück Karriere machen. Und die Frauen, die da sitzen und so ganz sachlich argumentieren, so fleißige Arbeitsbienen. Das dankt dir letztlich keiner.«

Hinzu kommt, dass Männer sich gerne zu informellen Netzwerken zusammenschließen, die wichtig für die Karriereförderung sind. Wer jedoch direkt nach Redaktionsschluss gehen muss – etwa weil er Kinder von der Kita abholen muss –, verpasse dort leicht den Anschluss. Annette Bruns, die Vorsitzende von ProQuote, glaubt zudem, dass informelle Kon-

## Frauen im Journalismus

- ▶ »Frauen vereint Euch« Ein Kommentar von Silke Burmester S. 54
- ▶ »Mutter und Journalistin« Drei Erfahrungsberichte von Frauen mit Familie, die in den Medien arbeiten S. 56
- ▶ »Anbruch einer neuen Zeit?« Forschungsergebnisse einer Studie zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Journalismus S. 60
- ▶ »Eine Berufsgeschichte« über Journalistinnen von Ulla Wischermann und Elisabeth Klaus S. 62

takte zwischen einer männlichen Führungsposition und einer Frau oft falsch verstanden werden. »Männer denken dann oft, da geht was, die mag mich. Frauen und Männer müssen hier noch viel lernen«. Bei Frauen in Führungspositionen, die andere Frauen fördern, blieben diese Missverständnisse wohl meist aus.

Auch darum fordert die Initiative ProQuote, dass mindestens 30 Prozent der Führungspositionen in den Redaktionen im Laufe der nächsten fünf Jahre mit Frauen besetzt werden – und zwar auf allen Hierarchiestufen.

### Das Projekt ProQuote

ProQuote tauchte vor zwei Jahren im Februar 2012 scheinbar aus dem Nichts auf und hat heute 350 Mitglieder. Zur Initiative gehören namhafte Unterstützerinnen wie Bascha Mika, Sonja Mikich, Sabine Christiansen, Luzia Braun, Lisa Ortgies oder Anne Will. Sie alle sind mit Foto und persönlichem Statement zur Quote auf der Website der Initiative zu sehen.

Doch der Verein ProQuote ist nicht die erste Initiative, die dafür kämpft, dass auf den Chefesseln der Redaktionen mehr Frauen Platz nehmen. Bereits seit 1987 vertritt der Journalistinnenbund nicht nur die Interessen seiner

*Informelle Kontakte zwischen einer männlichen Führungsposition und einer Frau werden oft falsch verstanden.*

Mitglieder, sondern beobachtet kritisch die Frauenbilder in der deutschen Medienberichterstattung. Er

hat ein Mentoringprogramm für Nachwuchsjournalistinnen etabliert und fordert eine 50-Prozent-Quote in den Chefetagen der Medienunternehmen.

### Die Aktionen und ihre Wirkung

ProQuote gelingt es jetzt offenbar, mit medienwirksamen Aktionen der schleppenden Entwicklung in den Chefetagen Beine zu machen. Anna Bok spricht sogar von einem Konkurrenzdruck zwischen den Medienunternehmen aufgrund der Quotendebatte. Auch wenn *Spiegel* und *Süddeutsche* keine Quoten eingeführt haben, berichten die von ihr befragten Journalistinnen von einem erhöhten Druck, Frauen bessere Aufstiegschancen zu ermöglichen. Zumindest haben alle Redaktionen nachgezählt, in wie vielen ihrer Chefesseln Frauen sitzen, und diese Zahlen öffentlich gemacht.

Doch ProQuote traut den Zahlen nicht und schaut jetzt mit der Berechnung der »Frauenmacht« noch genauer hin: Die Machtfülle der Chefs und Chefinnen wird anhand der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ihr zugeordnet sind, gewichtet. Kaum verwunderlich, dass sich dabei die Machtverhältnisse wieder stärker in Richtung der Männer verschieben.

Bei der *Welt* etwa schrumpft der inzwischen bei 15,6 Prozent liegende Frauenanteil in Führungspositionen auf einen Machtanteil von 11,5 Prozent. Lediglich die *Zeit* hat selbst beim Frauenmachtanteil inzwischen die 30 Prozent-Marke überschritten: Er stieg von 26 Prozent im Februar 2012 auf 37 Prozent im November 2013.

### Frauen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

Anfang November 2013 hat auch die ARD erstmals Zahlen über ihre Senderchefinnen veröffentlicht. Bislang bekam man einen Überblick nur durch mühseliges Nachfragen bei jeder einzelnen Rundfunkanstalt oder durch Recherche in den Handbüchern für Rundfunk und Fernsehen.

Der Vergleich zeigt, dass zum Beispiel der NDR mit 26 Prozent eher schlecht dasteht. Sein Intendant Lutz Marmor, derzeit auch ARD-Vorsitzender, gelobte bereits Besserung: Der NDR strebe an, langfristig 50 Prozent der Leitungspositionen weiblich zu besetzen, zitiert ihn der Verein ProQuote. Der RBB ist dagegen mit einem Frauenanteil in Führungspositionen von mehr als 46 Prozent bereits auf der Zielgeraden.

Beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk haben Frauen inzwischen also vergleichsweise gut Fuß fassen können. Dabei hat ihnen die historische Chance, die sich mit der Vereinigung Deutschlands und der Gründung von Rundfunkanstalten in den neuen Bundesländern ergab, einen ordentlichen Schub gegeben. Während es 1984 nur eine einzige Frau in einer Führungsposition gab, waren es 1994 bereits 14 (8 Prozent). Weitere zehn Jahre später lag der Anteil an Chefredakteurinnen, Hauptabteilungsleiterinnen und Programmdirektorinnen bereits bei über 18 Prozent.

### Monika Piels Rücktritt und die Gründe

Bis April 2013 hatte die ARD sogar erstmals drei Intendantinnen, darunter mit Monika Piel vom WDR die erste weibliche ARD-Vorsitzende in der Geschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Die hat im vergangenen Jahr aber die Reißleine gezogen und ihren Rücktritt erklärt. Erst Monate später beende-

te sie in einem *Stern*-Interview das Rätselraten um die Gründe ihres plötzlichen Rücktritts: Durch das »ständige Rennen« in diesem »Wahnsinnsjob« habe sie kurz vor einem Schlaganfall gestanden.

In der Rückschau thematisierte Piel auch die Probleme von Frauen in Führungspositionen: Frauen würden anders bewertet als Männer. Sobald man sich kooperativ zeige, werde das als Schwäche ausgelegt. Ihre Erfahrungen in der Führungsriege der ARD haben offenbar auch ihre Einstellung zur Quote verändert: War sie früher eine Gegnerin der Quote, so unterstützt sie jetzt die Forderung.

### Frauen ohne Macht und Meinung

Eine Quote könnte demnach auch der Meinungsjournalismus gebrauchen. Zwar ist die noch in den 1980er Jahren konstatierte geschlechtsspezifische Besetzung von Ressorts – Männer dominierten in Politik, Wirtschaft und Sport, Frauen in Kultur, Familie und Unterhaltung – inzwischen fast aufgehoben. Informationen einzuordnen und zu bewerten, ist aber nach wie vor Männersache.

Barbara Hans, Leiterin des Ressorts Panorama bei *Spiegel Online*, hat im Februar und März 2012 drei Wochen lang 199 Leitartikel in den acht überregionalen Zeitungen ausgewertet und fasst ihr Fazit so zusammen: »Frauen haben weder Macht noch Meinung.« Nur 18 Prozent der von ihr gesichteten Kommentare und Leitartikel stammten von Frauen. Ohne die *taz* mit ihrer 50 Prozent-Quote wären es sogar nur 14 Prozent gewesen.

Hans erklärt dazu nüchtern: »Wer ausschließlich Männer die Welt erklären lässt, erklärt sie auch nur Männern.« Und weist beispielhaft auf die Leserschaften der Leitmedien mit den wenigsten Kommentaren von Frauen – *FAZ* 5 Prozent und *Welt* 8 – hin: Sie bestehen nach ihren Recherchen zu deutlich über 60 Prozent aus Männern.

### Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Ein weiterer Stolperstein für Frauen ist die im Journalismus besonders schwierige Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Insbesondere Tageszeitungen machen es Müttern (und Vätern) schwer: Der Arbeitstag beginnt oft um 10 Uhr und wird erst dann richtig spannend, wenn die KITAS um 16 Uhr schließen. Bis alle Seiten festgezurr, Korrektur gelesen und druckreif sind, ist es 19 bis 20 Uhr. Kommt man dann nach Hause, sind die Kinder im Bett.

Die Tageszeitungen und die täglichen Abendnachrichten im Fernsehen sind aber auch schon die extremsten Beispiele. Trotz des größeren Zeitdrucks bei Online-Medien

ist man hier flexibler, weil es keinen Redaktionsschluss gibt und die Rundum-die-Uhr-Berichterstattung durch wechselnde Schichten erledigt werden kann. Aber kann man mit Kindern Chefredakteurin werden? Frühere Studien haben gezeigt, dass mit steigendem Alter auch immer weniger Journalistinnen in den Redaktionen zu finden sind. Die Familienplanung sorgt sozusagen für einen Karriereknick.

Anna Bok stellt in ihrer Masterarbeit nun fest: Eine Karriere kann bei *Spiegel* und *Süddeutscher* nur nachgehen, wer von der Familienarbeit größtenteils entlastet ist. Gleichzeitig konstatiert Bok auch bei diesen traditionellen Blättern erste Veränderungen in der Unternehmenskultur: Bei *Spiegel Online* arbeitet inzwischen eine Führungsfrau in Teilzeit, und die *Süddeutsche* hat jetzt die erste Ressortleiterin mit reduzierter Stundenzahl.

### Förderung an den Hochschulen

Im Studium, das inzwischen Voraussetzung für eine Karriere im Journalismus ist, ist die Gleichberechtigung bereits angekommen. An den deutschen Hochschulen stieg der Anteil der Studentinnen in den Fächern Journalistik und Publizistik von knapp einem Drittel Anfang der 1970er Jahre auf über die Hälfte Anfang der 1990er Jahre. Selbst im Studiengang »Technikjournalismus« an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg, in dem der Männeranteil bislang immer noch überwog, haben wir im Jahr 2013 erstmals etwa gleichviel Studentinnen und Studenten aufgenommen.

Als Dozentin kann ich schon Studentinnen auf künftige Chefposten vorbereiten. Beispielsweise entwickeln die Erstsemester ein Printmagazin und übernehmen dabei sämtliche notwendigen Redaktionsrollen. Dabei achte ich darauf, dass der Doppelspitze der Chefredaktion mindestens eine Frau angehört. So wird bereits im Studium zur Selbstverständlichkeit, dass Frauen in der ersten Reihe Platz nehmen. ■

*Frauen in Führungspositionen werden anders bewertet als Männer. Ist man kooperativ, wird einem das als Schwäche ausgelegt.*

*Prof. Dr. Susanne Keil ist Professorin für Journalistik an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg. Zuvor hat sie mehr als zehn Jahre als Fachjournalistin für Print- und Online-medien gearbeitet.*



# Frauen vereinigt euch!

*Es ist sehr gut möglich, keine Kinder zu haben und trotzdem keine Karriere zu machen. Journalistinnen zwischen Emanzenverdacht, Augenaufschlag, Brutpflege und Lohndiskriminierung.*

VON SILKE BURMESTER

Als Journalistin Karriere zu machen, ist ganz einfach: Man darf keine Kinder bekommen. Jedenfalls nicht solche, um die man sich zu kümmern braucht. Der Journalismus, ob in Form der Festanstellung oder des Freieinstellens, ist wie kaum ein anderer Beruf familien- und kinderfeindlich. In etlichen Ressorts von Tageszeitungen liegt der Redaktionsschluss nach 18 Uhr. Wer bei Zeitschriften vor 19 Uhr geht, gilt als minder engagiert, und wer im Onlinedienst arbeitet, muss sich mit diesem Schichtdienst rumschlagen. Das gilt ebenso fürs Fernsehen und Radio, bei denen noch aufwändige Reportagen obendrauf kommen, deren Realisation auch nicht immer in die Stunden fällt, in denen die Brut in der Schule oder im Kindergarten ist.

Als Frau ist man also am besten old-school-lesbisch – also ohne Kinderwunsch – oder hat jemanden an der Seite, der den Kümmerpart übernimmt. Fifty-fifty zu machen ist schwierig – Karriere im Journalismus ist nichts, das halbe Sachen zulässt.

Natürlich kann man als Journalistin glücklich

werden. Dann, wenn man a) auf einen tollen Aufstieg verzichtet oder b) es hinbekommt, als Mutter nicht sonderlich gefragt zu sein. Das ist nicht nur eine Frage der Organisation, sondern auch es aushalten zu können, nicht allzu viel mit seinen Kindern zu tun zu haben.

Trotz dessen, dass viele Frauen sich bewusst oder unbewusst gegen eine große Karriere entscheiden, wird der Beruf »weiblicher«, wie es heißt. Was bedeu-

tet, dass zunehmend Frauen ihn ergreifen. Und dass sein Renommee sinkt. Die Gründe für den ersten Punkt sind vielseitig. Zum einen entdecken auch Männer, dass Kinder etwas Schönes sind, mit denen Zeit zu verbringen ein Gewinn ist. Was für den Arbeitgeber bedeutet, dass nun nicht mal mehr auf den Mann als anspruchsloses Arbeitstier Verlass ist. Es wird zunehmend egal, ob er Mann oder Frau beschäftigt, beide kommen mit so blöden Vorstellungen wie 60-Prozent-Stelle, Homeoffice und Elternzeit um die Ecke.

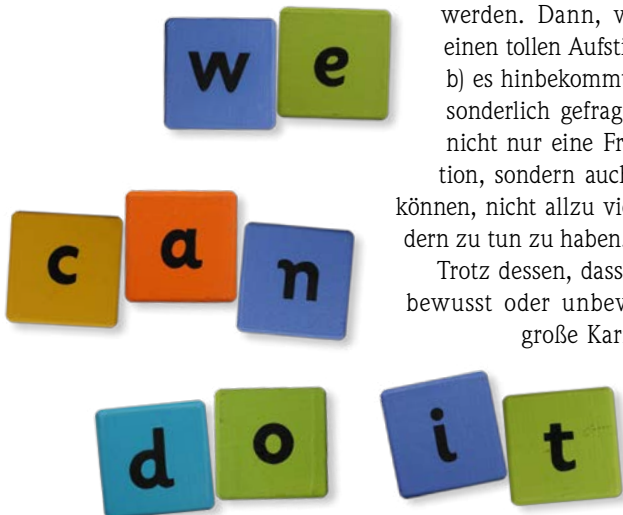
Unabhängig vom Geschlecht lässt sich im Journalismus zusehends auch weniger Geld verdienen. Honorare und Gehälter gehen runter, wodurch der Beruf für Männer weniger interessant wird. Und auch der Umstand, dass Frauen es zulassen, schlechter bezahlt zu werden als Männer, ist ein Anreiz für Arbeitgeber, Frauen einzustellen.

Also alles dufte, könnte man sagen. Das Berufsfeld öffnet sich.

## Frauen fordern nur niedliche 30 Prozent

Und trotzdem müssen Frauen auf die Barrikaden gehen. Müssen in altfeministischer Manier Transparente hochhalten, auf denen sie ihre Beteiligung an der Gestaltung der Medien und ihrer Inhalte einfordern. Zur Verdeutlichung: 2014 wird das Grundgesetz 60 Jahre alt. In ihm ist festgeschrieben, dass Frauen und Männer das gleiche Recht auf Teilhabe an der gesellschaftlichen Gestaltung haben.

Wer aber macht die Zeitungen? Wer bestimmt, was in Radio, Fernsehen gesendet wird, was online läuft? Von 358 Chefredakteuren bei Tageszeitungen sind elf weiblich. 82 Prozent der Chefredakteure beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen sind Männer, online sind es 78 Prozent.



Es ist ja noch nicht einmal so, dass die Frauen, die jetzt aufmucken, fordern, dass die Hälfte der Bestimmer weiblich sein soll. Nein, sie fordern süße 30 Prozent. So bescheiden sind die Frauen, dass sie 60 Jahre, nachdem ihr Recht im Grundgesetz festgeschrieben wurde, darum bitten, dass doch wenigstens eine von drei Führungspersonen weiblich ist. Niedlich, gell?!

### Die »Verweiblichung« des Journalismus

Nun sind die Weiber ja nicht blöd. 30 Prozent ist die kritische Größe. Ab 30 Prozent Frauen in Top-Führungspositionen ändern sich die Strukturen, mehr Frauen kommen nach. Und was passiert dann? Dann wird das Schreckensszenario Wirklichkeit, dass die Medienmänner wie eine Gespenstergeschichte an die Wand malen: Dann bricht sich die »Verweiblichung« des Journalismus Bahn.

»Verweiblichung des Journalismus« – das klingt schon mal beschissen. Es klingt nach Kulleraugen und Handcreme, nach Kinderschicksal und vielen Adjektiven. Kurz: abwertend. Und so ist es auch gemeint. Abwertend. Frauen machen den Beruf kaputt. So wie für die Seefahrer gilt, eine Frau an Bord bringt Unglück, bedeutet die »Verweiblichung« des Journalismus den Anfang vom Ende. Für die Männer.

Und sie haben recht. Das Bild des Journalisten als rauer, keine Gefahren scheuender Kerl mit Siebentagebart und Whiskyfahne, der mit abgefressenem Bleistift und offener Schutzweste durchs Kriegsgebiet streunt, der wochenlang für seine Reportage über Methköche unterwegs ist, sich nicht in der Redaktion meldet und am Ende eine fünfstelligen Spesenliste mit samt Puffbesuch zur Abrechnung einreicht, weicht dem des rundum gepamperten Weicheis mit Mutti-SMS-Flatrate. Was nicht die Schuld der Frauen ist.

### Eine weibliche Sicht auf die Dinge

Und doch wollen wir – und ich sage als Mitglied des Machterkämpfungsvereins ProQuote bewusst »wir« – die Macht nicht ausschließlich um der Macht willen. Natürlich geht es beim Kampf um die 30 Prozent darum, Frauen in Machtpositionen zu bringen, weil bestimmen zu können super ist. Es geht aber auch um einen anderen Journalismus. Darum, dass Themen in die Medien kommen, die Frauen betreffen. Jenseits von Orchideen und Gedöns. Männer haben eine andere Sicht auf Dinge. Manches sehen sie gar nicht. Ich käme nie auf die Idee, über jemanden berichten zu wollen,

der aus dem Weltall auf die Erde springt. Warum sollen Männer auf die Idee kommen, es über ungleiche Bezahlung zu tun? Über Themen, die ihre Position infrage stellen? Frauen machen mehr als 50 Prozent der Bevölkerung in Deutschland aus. Dennoch müssen sie es hinnehmen, dass Männer bestimmen, worüber berichtet wird. Themen, die die Situation von Frauen ebenso wie unsere Sicht- und Herangehensweise herausheben, bleiben auf der Strecke. Helldengengeschichten

sind noch immer Männergeschichten. Geschichte, Forschung, Wissenschaft sind in den Medien männlich besetzt. Die Leitartikel, die Kommentarspalten werden von Männern gefüllt. Die »Wahlarena« in der ARD wird von Penisträgern moderiert. Dass das Thema »Sexismus« und die Frage, was Frauen sich an Anzüglichkeiten gefallen lassen müssen, 2013 ein so großes werden konnte, ist ein Ergebnis des Hash-tags »Aufschrei«, den die Bloggerin Anne Wizorek via Twitter in die Welt setzte. Das Internet ist aktuell das einzige Medium, das sich der männlichen Kontrolle entzieht. Es ist kein Zufall, dass Themen, die uns angehen, die uns im Kern betreffen, dann endlich die nötige Aufmerksamkeit bekommen, wenn Frauen die Möglichkeit haben, eine Öffentlichkeit zu erreichen, die nicht erst durch Männer freigegeben werden muss.

### Bloß nicht als »Emanze« gelten

Ein Problem ist, dass vor allem junge Frauen Angst haben, als »Emanze« zu gelten, als »Feministin«. Auch da haben die männlich dominierten Medien ganze Arbeit geleistet und es geschafft, etwas, das selbstverständlich sein sollte – für die eigenen Rechte zu kämpfen – negativ zu besetzen und ein Bild von etwas zu zeichnen, das keine Frau sein will: verbissen und verbiestert. Schon keine, die etwas erreichen will.

Und so sind wir Frauen noch immer gefangen in der Situation, Männern gefallen zu wollen, um vorwärts zu kommen und nicht zu kapieren, dass man mit Fleiß und Augenaufschlag gegen ihre Männerbünde nicht ankommt. Kinder sind nur das eine, das einer Karriere im Journalismus entgegensteht. Falsche Einschätzung das andere. ■

*Das Internet ist aktuell das einzige Medium, das sich der männlichen Kontrolle entzieht. Hier erhalten andere Themen Aufmerksamkeit.*

*Silke Burmester ist freie Journalistin und Mitglied des Vereins ProQuote. Als Kolumnistin schreibt sie für die taz und Spiegel Online. Außerdem unterrichtet sie an der Henri-Nannen-Schule.*



# Mutter und Journalistin

*Und es gibt sie doch: Mütter, die erfolgreich im Journalismus arbeiten. Drei von ihnen – eine freie Journalistin, eine NDR-Autorin und eine Chefredakteurin – erzählen, wie das trotz aller Hindernisse klappt.*

*Viele Frauen schaffen den Drahtseilakt: Muttersein und dennoch als Journalistin arbeiten. Wie viele Frauen diesen Spagat gar nicht erst wagen, ist schwer zu sagen. Sicher ist, dass von Journalistinnen Qualitäten gefordert werden, die mit Kindern nicht immer konstant abrufbar sind: Unabhängigkeit, Flexibilität und ständige Einsatzbereitschaft. Seinerseits steht der journalistische Beruf häufig für unsichere Einkommen von Freien, die Krise auf dem Zeitungsmarkt und riesigen Konkurrenzdruck unter Journalistinnen. Zusammengekommen hilft*

*das alles nicht gerade bei der Entscheidung für Kinder. Mag sein, dass aus diesem Grunde immer wieder Journalistinnen den Job wechseln, nach dem Mutterschutz und der Elternzeit einfach nicht mehr zurückkommen oder in die angeblich einfachere PR-Branche wechseln. Diejenigen, die im Journalismus bleiben, können dies oft nur mit einem funktionierenden Netzwerk aus Partner, Familie und bezahlter Kinderbetreuung leisten. Message hat drei Journalistinnen gebeten, dazu ihre persönlichen Erfahrungen zu schildern.*



**E**s macht mir riesengroßen Spaß, Journalistin zu sein. Und es macht mir riesengroßen Spaß, eine Familie zu haben. Dass sich beides bei mir so gut vereinbaren lässt, ist ein wahres Geschenk und keine Selbstverständlichkeit.

Der große Tomi Ungerer hat gesagt, in seinem Leben hätten ihm drei Dinge zum Erfolg verholfen: Enthusiasmus, Pragmatismus und Disziplin. Ich glaube, diese drei Eigenschaften helfen auch sehr, wenn man Kinder und Job unter einen Hut bekommen will. Job und Familienleben müssen einem so viel Spaß machen, dass man in beiden Rollen mit Herzblut zu Hause ist. Den Pragmatismus braucht man, um jederzeit akzeptieren zu können, dass selbstverständlich immer auch einiges zu kurz kommt. Und fleißig muss man natürlich auch sein.

Für mich persönlich sind außerdem mein Mann und meine Mutter der Grund dafür, dass ich so arbeiten kann, wie ich es möchte. Mein Mann und ich teilen uns die Familienzeit schon immer genau zur

Hälfte. Nach der Geburt meines jüngsten Sohnes im vergangenen Februar war ich erst drei Monate zu Hause, jetzt kümmert sich für sieben Monate tagsüber mein Mann um ihn. Nach Weihnachten kommt das Kind dann in die Krippe und wir gehen beide wieder arbeiten. Meine Mutter springt ein, wenn ein Kind krank wird. Diese Spontaneität, um sechs irgendwo anzurufen und um acht eine super Oma daheim zu haben, ist unbezahlbar und von keinem Kinder mädchen der Welt zu leisten.

## **Engagierte Eltern arbeiten konzentrierter**

Als Chefin arbeite ich sehr gerne mit Müttern und Vätern zusammen, gerade weil sie noch einen anderen großen Fokus in ihrem Leben haben neben dem Job. Engagierte Eltern arbeiten sehr konzentriert, schaffen also viel weg, sie sind angenehm gelassen und können in ihrer Arbeit gut priorisieren – womit wir wieder bei Tomi Ungerer wären.

Ich halte nicht viel von all den unterschiedlichsten familienpolitischen Leistungen, die wir in Deutschland haben. Ich finde die vielen Zahlungen mit allen möglichen, sich zum Teil widersprechenden Absichten, verwirrend und oft fehlge-



leitet. Viel besser im Sinne der Vereinbarkeit (und auch der sozialen Gerechtigkeit) wären umfassende kostenfreie und gute Betreuungsangebote für Kinder aller Altersstufen und über den ganzen Tag. Und die Akzeptanz einer Wochenarbeitszeit von etwa 30 bis 35 Stunden für Männer und Frauen, dann bliebe beiden auch genug Zeit für die Familie.

*»Es ist wichtig, Familienpläne und Karriereziele einigermaßen aufeinander abzustimmen – und einzufordern, was einem wichtig ist.«*

Weniger Präsenzkultur, mehr Zutrauen in Arbeitnehmer, dass sie ihre Arbeit in sechs Stunden am Tag schon hinbekommen, mehr Vertrauen und positive Motivation – im Journalismus müsste das unbedingt möglich sein, in vielen anderen Branchen sicher auch.

Dass ich an den meisten Tagen um 17 Uhr aus dem Büro nach Hause gehen kann, war die allererste Grundvoraussetzung, die ich dem Verlag verkündet habe, bevor es mit den Verhandlungen um den Chefredaktionsposten überhaupt erst losging. Hätten sie mir das damals nicht zugestanden, hätte ich den Job nicht gemacht.

### **Karrierehemmnis Elternzeit**

Ich glaube, dass es für Frauen und Männer wichtig ist, Familienpläne und Karriereziele einigermaßen aufeinander abzustimmen – und das, was einem wichtig ist, einzufordern. Dabei muss man natürlich auch einen realistischen Blick für die Berufswelt, in der man sich bewegt, einbeziehen. Denn genauso wie kein Mann eine steile Karriere macht, während er in fünf Jahren drei Kinder bekommt und jeweils volle zwölf Monate Elternzeit nimmt, ist das natürlich auch für Frauen nicht möglich.

Wer tatsächlich nur 15 Stunden in der Woche arbeiten möchte, ist, Mann wie Frau, in dieser Zeit für bestimmte Verantwortungsjobs nicht geeignet. Man muss sich heute als Frau und als Mann ganz sicher nicht mehr zwischen Familie und Karriere entscheiden. Aber man muss auf beiden Seiten ganz bestimmt Abstriche machen. Es macht Sinn, darüber ab und an nachzudenken und die Weichen entsprechend zu stellen.

Ach ja, noch etwas finde ich wichtig: Mut zum Unperfekten. Ich habe nicht den Anspruch an mich, immer eine perfekte Mutter oder eine perfekte Chefin zu sein. Aber ich versuche, eine gute Mutter und eine gute Journalistin zu sein. Das muss reichen. ■

### **Vera Schroeder**

ist Chefredakteurin der Magazine *Neon* und *Nido*. Sie besuchte die Deutsche Journalistenschule und studierte Journalismus in München. Sie lebt mit ihrer Familie (Mann und zwei Kinder) in München.

**N**ein«, schnaufte die Frau im Geburtsvorbereitungskurs neben mir. »Mein Mann wird keine Elternzeit nehmen. Als freier Journalist kann er Kind und Arbeit nicht so einfach kombinieren.« Auch ich musste schnauben. Aber nicht, weil mein Atem kurz wurde. Ich bin freie Journalistin. »Na toll«, dachte ich und hielt meinen dicken Bauch fest, »das sind ja rosige Aussichten«.

Heute komme ich nicht so schnell aus der Puste, und einen dicken Bauch habe ich auch nicht mehr. Dafür zwei Kinder und einen Job, der mir Spaß macht. Sehr gerne würde ich die Mut-



ter aus dem Geburtsvorbereitungskurs einmal wieder treffen, um ihr zu sagen: Arbeit und Kinder kann man wunderbar miteinander vereinbaren – gerade wenn man frei ist.

Denn das Schöne daran ist, dass man flexible Arbeitszeiten hat und sich den Arbeitsplatz aussuchen kann. An den Tagen, an denen mein Mann nachmittags die Kinder hütet, gehe ich ins Büro, um mich besser konzen-

**Alexandra Frank**

arbeitet seit mehr als zehn Jahren als freie Journalistin. Über den alltäglichen Wahnsinn zwischen Job und Familie bloggt sie unter »Frau Sisypchos«: <http://sisypchos.alexandrafrank.de>. Das Thema Reisen mit Kindern hat sie unter »4 um die Welt« aufgegriffen: <http://alexandrafrank.lemonhead.de>.

trieren zu können. Hole ich sie vom Kindergarten ab, arbeite ich vorher am heimischen Schreibtisch, um mir weite Wege zu sparen und meine Zeit effektiver zu nutzen.

Mein Mann ist fest angestellt und arbeitet in einer ganz anderen Branche. Das klassische »Er-arbeitet-sie-hütet-die-Kinder«-Modell kam

für uns nicht in Frage. Wir haben uns die Elternzeit geteilt und wechseln uns heute mit der Nachmittagsbetreuung ab. Ist ein Kind krank, bleiben mal er und mal ich zu Hause.

**Wichtige Unterstützung durch den Ehemann**

Dass wir beide rund 35 Stunden arbeiten können, ohne dass unsere Kinder bis abends in der Kita ausharren müssen, haben wir der Gleitzeit meines Mannes und meiner Selbstständigkeit zu verdanken. Denn – das weiß ich von festangestellten Journalisten – in den Medien mangelt es leider oft an flexiblen Zeitmodellen, die es Eltern ermöglichen, auf eine halbwegs annehmbare Stundenzahl zu kommen und trotzdem nachmittags regelmäßig für ihre Kinder da zu sein. Das gilt vor allem dann, wenn man irgendwo neu einsteigen möchte.

**Nachtarbeit und Spielnachmittage**

Mir steht es hingegen frei, an manchen Tagen schon mittags Feierabend zu machen und mich stattdessen abends noch einmal an den Rechner zu setzen. Manchmal schicke ich auch die Familie für ein Wochenende zu den Großeltern, um in Ruhe einen langen Text zu schreiben. Dafür geht es dann an

**A**ls meine Tochter drei Jahre alt war, sagte sie einmal zu meinem Mann, als ich mal wieder am Wochenende im Schnitt saß: »Wenn ich groß bin, werde ich eine Frau, gehe arbeiten und mein Mann liegt auf dem Sofa und kocht mir abends mein Essen.« Ein gutes Rollenvorbild, dachte ich damals. Auch wenn die

einem warmen Sommertag mit den Kindern ins Freibad statt ins Büro. Das erzähle ich natürlich nicht meinen Ansprechpartnern in den Redaktionen. Dort kündige ich einen Spielplatznachmittag als »wichtiges Interview« an, weshalb ich leider mein Mobiltelefon ausschalten müsse.

Viele meiner Auftraggeber wissen nicht einmal, dass ich Kinder habe. Ich finde, dass mein Privatleben nichts mit der Qualität meiner Arbeit zu tun hat und meine Kunden deshalb auch nichts angeht.

Das heißt aber nicht, dass ich sie verleugnen würde. In einigen Bereichen kann es sogar nützlich sein, zu erwähnen, dass man Kinder hat. Schon bevor meine Töchter auf die Welt kamen, habe ich unter anderem im Reisejournalismus gearbeitet. Das mache ich auch

*»In den Medien mangelt es leider oft an flexiblen Zeitmodellen, die es ermöglichen, genug zu arbeiten und für die Kinder da zu sein.«*

heute noch. Aber um nicht ständig wochenlang ohne meine Familie unterwegs zu sein, konzentriere ich mich nun eher auf Kurztrips oder schreibe über Reisen, die wir mit der Familie unternommen haben. Das hat mir einige neue Kunden eingebracht.

Ansonsten hat sich meine Arbeit nicht wesentlich verändert. Lustigerweise habe ich nach der Geburt meiner ersten Tochter sogar mehr verdient als vorher. Und habe mich mit zwei Kindern dazu entschlossen, einen langjährigen Kunden aufzugeben, um ein neues Projekt in Angriff zu nehmen. Aber höchstwahrscheinlich hat das gar nichts damit zu tun, dass ich Mutter geworden bin, sondern gehört einfach zum Freieindasein dazu. ■

Wahrnehmung meiner Tochter nicht ganz stimmte. Wir arbeiten beide: Mein Mann als festangestellter Ingenieur und ich als freie Journalistin mit Rahmenvertrag beim NDR.

Meine Kinder – inzwischen haben wir zwei – waren auf dem Weg dahin zwar manchmal ein Stolperstein aber nie eine Hürde. Ein bisschen

verdanke ich meine Karriere sogar meiner Tochter. Sie wurde im letzten Drittel meines Studiums geboren. Die letzten Scheine machte ich mit ihr im Tragetuch. Und während ich im Vorstellungsgespräch für das Volontariat beim NDR saß, war meine Tochter ein knappes Jahr und schon ein eingewöhntes Kita-Kind. Später sagte man mir, dass mir auch diese Tatsache die Türen des NDR geöffnet hatte. Man war wohl beeindruckt davon, dass ich mir trotz Kind ein Volontariat zutraute, bei dem man theoretisch 18 Monate lang durch ganz Norddeutschland geschickt werden kann.

Die größte Schwierigkeit ist sicher die, dass weder der Alltag mit Kindern noch der im Journalismus zuverlässig planbar sind. Kinder werden krank, bekommen Läuse oder schlagen sich das Kinn auf und müssen genäht werden – und zwar zuverlässig dann, wenn man gerade auf dem Weg zu einem Dreh ist oder im Schnitt sitzt. Ein Abbruch eines Drehs kostet schlicht Geld. Den Sender, der einen Produktionstag zahlen muss, den er nicht nutzt – und mich, die ich dadurch nur einen Bruchteil meines Honorars bekomme.

#### **Ein Partner, der Verantwortung übernimmt**

Ich habe bis heute keinen einzigen Produktionstag wegen meiner Rolle als Mutter kurzfristig abgesagt. Dafür braucht man Organisationstalent, Kinder, die akzeptieren, dass einer Phase mit viel freier Zeit eine Phase mit verdichteter Arbeit vorausgehen muss, und einen Partner, der genau an solchen Tagen alleine die Verantwortung übernimmt.



#### **Verena von Ondarza**

Jahrgang 1979, zwei Kinder, Studium der Volkswirtschaftslehre in Hamburg und Berlin. Volontariat beim NDR 2007. Anschließend freie Fernseh-Journalistin bei den Redaktionen *Wirtschaft* und *Ratgeber* (*Markt, Plusminus* und *Verbraucher-Dokus*).

Ich arbeite für ein wöchentliches Magazin. Meine Beiträge sind recht vorbereitungs- und recherchéintensiv. Das bedeutet aber auch, dass sich die reinen Produktionstage auf maximal sieben im Monat beschränken. Die Produktionstage sind lang und erfordern manchmal Opfer von meiner Familie. Aber an allen anderen Tagen, und die sind in meinem Fall in der Mehrzahl, kann ich meinen Zeitplan bestimmen.

In meiner Redaktion sind die meisten Kollegen Eltern. Das allein schafft schon ein familienfreundliches Umfeld. Jeder hier hat mal ein krankes Kind und arbeitet von zu Hause oder bringt seinen angeschlagenen Nachwuchs mit in die Redaktion. Wenn die städtischen Kitas Betriebsversammlung haben, muss man das auch niemandem erklären, weil der Termin nicht

*»Kinder werden nun einmal krank und ein Dreh-Abbruch kostet Geld – sowohl für den Sender als auch für mich.«*

nur in meinem Kalender steht. Und wenn ich doch einmal so disponiert werde, dass es gerade nicht zur arrangierten Betreuung passt, kann ich mir sicher sein, dass wir gemeinsam nach einer Lösung für dieses Problem suchen.

Rein rational betrachtet ist mein Leben mit Job und Kindern oft unfassbar stressig und aufreibend – aber das Leben und Arbeiten mit Kindern lässt sich zum Glück nicht rein rational fassen. Meine Kinder sind faszinierende Persönlichkeiten, die zu hundert Prozent füreinander eintreten. Es verrät mir viel über uns Menschen, meine Kinder dabei zu beobachten wie sie Freundschaften schließen, Konflikte los-treten und lösen. Ich glaube und hoffe, dass es meine Kinder stark macht, dass sie Eltern haben, die ihren Job lieben. Und ich weiß, dass es mich persönlich und auch beruflich voranbringt, dass ich sie dabei beobachten kann, wie sie groß werden. ■

# Anbruch einer

*Unregelmäßige Arbeitszeiten, unsichere Beschäftigungsverhältnisse und Kinder als Karrierehemmnis: Eine Studie zeigt, dass eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Journalismus dennoch gelingen kann.*

VON KATHARINA HÖLTER

**A**m Morgen in der Konferenz heißt es spontan: »Wer kann den Termin am Abend besetzen?« Für Väter und Mütter unter den Journalisten wird es jetzt schwierig. Hat der Partner Zeit, sich zu kümmern? Wo lässt sich so schnell ein Babysitter finden? Kann ich das meinem Kind schon wieder zumuten?

Wie und unter welchen Bedingungen vereinbaren also Journalistinnen und Journalisten heute Beruf und Familie miteinander? Eine Masterarbeit an der Universität Hamburg ging dieser Frage nach.

In Leitfadeninterviews wurden acht männliche und acht weibliche Journalisten befragt. Diese arbeiteten bei verschiedenen Mediengattungen – Online, Agentur, TV, Hörfunk, Print. Pro Medium gaben jeweils eine Frau und ein Mann über ihre Arbeitsbedingungen, Familienleben, Karriereziele und Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Journalisten Auskunft.

## **Ein langsamer Wandel ist in Sicht**

Bisherige kommunikationswissenschaftliche Forschungen resümierten oft, dass fast ausschließlich Frauen die Doppelbelastung durch Familie und Beruf stemmen und den Großteil der Familienarbeit leisten.

Die Aussagen der Journalistinnen und Journalisten der aktuellen Untersuchung zeigen neue Entwicklungen: Viele der Befragten gaben zum einen an, die Familie nicht als Belastung wahrzunehmen – und falls doch, gab es hierbei keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Zum anderen wird

Familienarbeit zunehmend partnerschaftlich geteilt und so das Empfinden einer Doppelbelastung minimiert. Offenbar nehmen Väter verstärkt ihre Verantwortung für die Kinder wahr, was zum Teil auch mit dem Anreizsystem Elterngeld zu tun haben mag.

## **Kündigung, Mobbing, Karriereende**

Dennoch: Nach wie vor haben es Journalistinnen mit Kindern schwerer, Beruf und Familie zu vereinbaren, als ihre männlichen Kollegen. Von einer Gleichstellung beider Geschlechter gingen weder die befragten Frauen noch die Männer aus. Tradierte Rollenmuster – etwa der Mann als »Karrieretyp« oder die Frau als »Hausfrau« – werden weiterhin wahrgenommen. Wobei dieses Musterdenken unabhängig vom Geschlecht vorkommt. Eine Journalistin erklärt: »Was mich ärgert, ist, dass viele Frauen anderen Frauen unheimlichen Druck machen, und immer sagen: »Wie, du arbeitest voll? Vermisst du dein Kind nicht?« Ich ärgere mich dann und denke: »Habt ihr das eure männlichen Kollegen auch schon gefragt?«

Oft bejahen die Befragten eine negative Korrelation zwischen Karriere und Kind. Dadurch, dass sich meist Frauen um die Neugeborenen kümmern, kämen sie letztlich seltener in verantwortliche Positionen. Ein Interviewpartner konstatiert: »Viele Frauen haben [...] das Gefühl, dass sie eigentlich keine Kinder kriegen können, weil dann die Karriere zu Ende ist.« Auch kamen Fälle zur Sprache, bei denen Frauen ihren Job verloren, nachdem ihre Schwangerschaft bekannt wurde. Und auch auf Mobbing wurde hingewiesen. Dieses harte Los ereilte beispielsweise eine Journalistin, als sie kurz nach ihrer Beförderung schwanger wurde.

Doch nicht allein Frauen müssen zwischen Beruf und Familie abwägen. Auch Männer nehmen

*»Vermisst du dein Kind denn nicht?« Und ich denke mir, habt ihr das eure männlichen Kollegen auch gefragt?*

# neuen Zeit?

zugunsten ihrer Familie Einschränkungen in Kauf – beispielsweise wenn sie einen für die Karriere notwendigen Ortswechsel ausschließen oder nicht gewillt sind, die höhere Stundenanzahl, die mit einer Führungsposition verbunden ist, zu akzeptieren. Sehr förderlich für die Situation können Hilfestellungen durch die (Groß-)Familie sein, etwa wenn Opa oder Oma die Kinder regelmäßig einen oder zwei Nachmittage pro Woche betreuen. Das schafft Entlastung.

Ein immer wieder geäußertes Aspect ist das »schlechte Gewissen gegenüber den Kindern«. Vor allem Journalistinnen verweisen auf diese Gefühlslage – und das nicht nur, wenn ein Kind permanent als Letztes aus dem Kindergarten abgeholt wird. Auch Frauen, die die vielschichtigen Belastungen »ziemlich gut hinkriegen«, haben »ganz oft innerlich so ein wackeliges, verwundbares Gefühl«.

Die wirtschaftliche Situation vieler Journalisten hat selbstverständlich Auswirkungen auf das Familienleben. Einige Befragte verweisen auf die Angst, ihren Beruf zu verlieren, wenn sie vermehrt ausfallen, beispielsweise wenn Kinder krank sind. Besonders freie Journalisten befinden sich hier in unsicheren Situationen. Wer auf eine unbefristete Stelle hofft und weiß, dass der Konkurrenzkampf eher die belohnt, die jederzeit zur Verfügung stehen, richtet sich danach. Unter solchen Bedingungen über Monate Elternzeit zu nehmen, ist riskant.

## Betriebsklima und Vorgesetzte

Viele Befragte verbinden sowohl ihre Kinder als auch ihren Beruf mit großer Leidenschaft und persönlicher Erfüllung. Wenn sie ihren Beruf mit großer Freude ausüben, strahlen das wiederum positiv auf das Familienleben aus – und vice versa. Damit dieser Kreislauf gelingt und Mitarbeiter motiviert arbeiten, muss die grundsätzliche Haltung von Vorgesetzten und Arbeitgebern gegenüber Kindern und Familie stimmen. Auf welche Weise also unterstützen Medienunternehmen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie? Was beispielsweise tun, wenn die Kita erst um 9 Uhr öffnet oder die Schule schon 14 Uhr aus ist, die Eltern jedoch arbeiten müssen? In einigen Redaktionen werden solche Aspekte bereits mit Augenmaß

berücksichtigt, wenn die Dienstpläne erstellt werden. Andere Redaktionen halten einen »Familienservice« vor, der Tagesmütter, Notfallbetreuungen oder auch Au-pairs organisiert. Vereinzelt finden sich auch Spielzimmer in den Redaktionen, damit Kinder gegebenenfalls mit ins Büro genommen werden können. Einzelne Unternehmen reichen auch finanzielle Zuschüsse

für Mitarbeiterkinder aus oder leisten sich einen eigenen Betriebskindergarten.

Auch gleitende Arbeitszeiten und zwischenzeitliche Home-Office-Lösungen sind Ansätze, auf die progressive Vorgesetzte zurückgreifen. Insgesamt herrscht unter den Befragten allerdings weitgehend Einigkeit darüber, dass vor allem der Staat strukturell stärker in Kinderbetreuungsangebote investieren sollte.

## Neue Entwicklungstendenzen

Fazit: Journalisten und Journalistinnen müssen flexibel sein. Das gehört zum Job. Darin liegt aber auch die große Herausforderung für ihr Familienleben. In genderspezifischen Studien wird »Familie« besonders für Frauen schon seit Langem als Karrierehemmnis gesehen. Doch langsam scheint sich das klassische Familienbild zu wandeln: Männer engagieren sich zunehmend in der Familienarbeit und die verantwortungsbewussten unter den Arbeitgebern nehmen sich des Themas mehr und mehr an. ■

Weiterführende Literatur:

- ▶ Hölter, K. (2012): Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Journalismus – Eine qualitative Befragung zu Arbeitsbedingungen und Zielen von Journalistinnen und Journalisten. Hamburg.
- ▶ Groll, T. (2008): Beruf Journalistin. Von kalkulierten Karrieren und behinderten Berufsverläufen. Saarbrücken.
- ▶ Runge, K. (2012): Mission Impossible? Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Journalismus (S. 63–87). In: Altmeppen, K.-D./Greck, R. (Hrsg.): Facetten des Journalismus. Theoretische Analysen und empirische Studien. Wiesbaden.

*Viele Frauen haben das Gefühl, dass sie eigentlich keine Kinder kriegen können, weil dann die Karriere zu Ende ist.*

*Katharina Hölter ist Volontärin bei der Deutschen Presse-Agentur. Sie hat zuvor den Master-Studiengang Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Uni Hamburg absolviert.*



# Eine Berufsgeschichte

*Der Beruf der Journalistin existiert, seitdem es Journalismus gibt. Doch weibliche historische Vorbilder sind kaum bekannt. Ein Grund: Die Kommunikationsforschung ignoriert die Ergebnisse der Gender Studies.*

VON ELISABETH KLAUS UND ULLA WISCHERMANN

**I**m Jahr 1928 öffnete in Köln eine große internationale Presseausstellung ihre Pforten. Zu diesem Zeitpunkt waren Frauen im journalistischen System bereits seit Jahrzehnten so präsent, dass eine eigene Frauenabteilung der »Pressa« entstand, die das große Spektrum der Geschichte der Frauenjournalistik rekonstruierte und die Mediengattungen dokumentierte, für die Journalistinnen tätig waren: von der politischen Presse von Frauen, über die Mode- und Hausfrauenzeitschriften, die allgemeinen Zeitschriften, die Illustrierten, die Familienblätter bis hin zur Tagespresse und deren Frauenbeilagen. Das also noch in den 1920er Jahren vorhandene zusammenhängende Fachwissen über Frauen im Journalismus hat unserem Eindruck nach seitdem eher ab-



Gehaltsklassen, besonders wenige in den hohen, außertariflichen, weil Frauen in den Spitzenpositionen der Medien immer noch selten sind.

## Ein Narrativ von herausragenden Männern

Die weiterhin bestehenden Diskriminierungen haben vielfältige Ursachen. Eine davon ist das nur mangelhafte Wissen um die Geschichte von Frauen im Journalismus, sei es, weil männerdominierte Strukturen dadurch unerkannt bleiben, sei es, weil angehenden Journalistinnen historische Vorbilder fehlen und damit auch die Selbstverständlichkeit, in ein von Frauen stets mitgestaltetes Berufsfeld einzutreten. Denn offensichtlich sind Journalistinnen – abgesehen von wenigen Ausnahmefrauen – im Mainstream der aktuellen Journalismusgeschichte nicht angekommen. Die Geschichte der Kommunikatorforschung erweist sich bis heute als ein Narrativ, in dem herausragende Männer Journalismus und Medien geprägt haben, obwohl die kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies zwischenzeitlich viel Arbeit in die historische Spurensuche investiert haben.

## Anfänge bereits im 18. Jahrhundert

So viel wissen wir heute immerhin: Zu allen Zeiten haben Frauen in den Medien agiert und dem Journalismus und dem JournalistInnenberuf ihren Stempel mit aufgedrückt. Bereits im 18. Jahrhundert waren mit der »Gottschedin« Luise Adelgunde Victorie Gottsched (geb. Kulmus; 1713–1762) oder der ersten Redakteurin Therese Huber (geb. Heyne, verw. Forster; 1764–1829) Frauen in den Medien an prominenter Stelle tätig, jedoch war die heutige Form des Journalismus erst in Ansätzen erkennbar und seine gesellschaftliche Funktion als Vermittler gesellschaftlicher Debatten noch nicht ausgeprägt.

als zugenommen. Das ist umso erstaunlicher, als Frauen heute mit einem etwa 40-prozentigen Anteil im Journalismus vertreten sind und sich die »männlichen Sperrgebiete« weitgehend aufgelöst haben. Das bedeutet nun nicht, dass die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen verschwunden wäre.

So haben weit mehr Journalistinnen als ihre Kollegen einen akademischen Abschluss, beziehen aber trotzdem ein deutlich geringeres Gehalt. Besonders viele Medienfrauen befinden sich in den niedrigen

Eine Berufs- und Sozialgeschichte von Journalistinnen, wie sie mit diesem Band vorgelegt wird, gab es im deutschsprachigen Raum bislang nicht. Klaus/Wischermann (2013): Journalistinnen. Wien/Münster (Lit Verlag).

Frauen nutzten die bürgerliche Revolution 1848, um die Gleichstellung der Frau auch mit publizistischen Mitteln einzufordern. So gaben etwa Mathilde Franziska Anneke (1817-84), Louise Aston (1814-71) und Louise Dittmar (1807-84) eigene politische Frauenzeitschriften heraus. Die Gründerin der »Frauenzeitung«, Louise Otto-Peters (1819-95), verstand sich selbstbewusst als Journalistin. Mit dem Aufschwung der ersten deutschen Frauenbewegung um die Jahrhundertwende erlebte die Frauenpresse trotz vieler Behinderungsversuche einen nie geahnten Boom. In den unterschiedlichen Richtungen der Frauenbewegung waren zahlreiche Frauen als Herausgeberinnen und Mitarbeiterinnen der etwa 170 verschiedenen Publikationen aktiv. Clara Zetkin (1857-1933), Helene Stöcker (1869-1943), Adelheid Popp (1869-1939) und Gertrud Bäumer (1873-1954) stehen stellvertretend für eine große Zahl Frauen, die ihre Ziele vor allem auch mit journalistischen Mitteln verfolgten.

### Die Stellung von Frauen im I. Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg wurde Alice Schalek (1874-1956) als erste österreichische Kriegsberichterstatteerin akkreditiert. Schlaglichtartig zeigt dann das Aufkommen der Massenpresse sowie die Verabschiedung des Frauenwahlrechts die großen Veränderungen, die mit der Weimarer Republik verbunden sind – das gilt auch für die Stellung von Frauen im Journalismus.

Frauen waren nun regelmäßig in den Redaktionen der renommierten Zeitungen vertreten und eroberten vereinzelt auch bis dahin ausschließlich Männern vorbehaltene Ressorts. Gabriele Tergit (1894-1982) arbeitete in der Gerichtsberichterstattung, Margret Boveri (1900-75) als Auslandskorrespondentin, Ann Tizia Leitich (1891-1976) berichtete aus Amerika.

Erika Mann (1905-69) verfasste Feuilletons und kämpfte später im Exil mit vielfältigen publizistischen Mitteln gegen den Nationalsozialismus. Andere, wie Ursula von Kardorff (1911-88), verblieben in Deutschland und wurden zum Teil der Propagandamaschinerie.

### Nachkriegszeit und Emanzipationsbewegung

Im Deutschland der Nachkriegszeit erlebte die Frau-epublizistik einen Aufschwung. Der Einzug der Journalistinnen in die Redaktionen blieb jedoch ein zäher Prozess, auch wenn mit Marion Dönhoff (1909-2002) nun eine Journalistin in herausragender Position wirkte.

Eine der Pionierinnen im politischen Rundfunkjournalismus, Carola Stern (1925-2010), hat darüber berichtet, wie sehr sie in der Redaktion als Exotin behandelt wurde: zugleich Frau zu sein und politische Expertise zu beweisen, das war für viele noch unvereinbar. Wiederum sind es dann die Emanzipationsbewegungen, die ab den 1970er Jahren den Eintritt von Frauen in den Journalismus in einem nie zuvor erreichten Ausmaß vorantreiben. Zahlreiche autonome feministische Medien wie die *Emma* oder *Courage* fungierten als feministische Experimentierfelder und prägten zugleich eine ganze Generation von Journalistinnen, die sich nun auch intern zu vernetzen begannen.

Mit dem Journalistinnenbund gründete sich 1988 das erste bundesweite Netzwerk von Journalistinnen aus Rundfunk und Printbereich.

### Umbruchphasen – eine Chance für Frauen

In unserem Ritt durch die Geschichte der Journalistinnen kommt Umbruchphasen eine herausragende Rolle zu. Die 1848er-Revolution, die Blütezeit der historischen Arbeiter- und Frauenbewegungen, der Erste Weltkrieg, die Weimarer Republik, der Nationalsozialismus, die Nachkriegszeit und dann die 68er-Bewegung markieren Zeiträume, in denen die schrittweise Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten von Frauen gelang.

In Umbruchphasen vervielfältigen sich die Kommunikationen und die Zahl der KommunikatorInnen, weil sich neue soziale Gruppen zu Wort melden. In der Folge öffnet sich der Journalismus für andere Wirklichkeitsbilder und Gesellschaftskonstruktionen, neue Themen und Bewertungen finden Eingang in die Medien. Diese Prozesse betreffen insbesondere auch die Frauen und ihre Bewegungen, weil Umbruchphasen häufig zu einer Erschütterung der herrschenden Geschlechterarrangements führen.

Öffentliche Artikulationen gegen die Diskriminierung und Unterdrückung von Frauen, manchmal aber auch antifeministische Stimmen nehmen deutlich zu. Nicht selten eröffnen sich durch Umbruchphasen neue Arbeitsfelder für Frauen in den Medien und im Journalismus.

Die Geschichte zeigt aber zugleich, dass die Emanzipationsprozesse der Journalistinnen weder abgeschlossen sind noch sich im Selbstlauf entfaltet haben, sondern durch das Engagement, die Kompetenzen und die Kämpfe der journalistischen Vorgängerinnen vorangetrieben wurden. ■

*Ulla Wischermann ist Professorin für Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. sowie Geschäftsführende Direktorin des Cornelia Goethe Centrums für Frauen- und Geschlechterstudien.*

*Elisabeth Klaus ist Professorin am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg.*



# Licht am Ende



Quelle: Jason Paris/Flickr

Auf den Inhalt kommt es an: Leser schrecken nicht automatisch vor einer Paywall zurück. Exklusive Inhalte – wie die der *New York Times* – erhöhen die Zahlungsbereitschaft.



# des Tunnels?

*Die US-Zeitungsbranche ist bescheiden geworden. Gewinnrückgang? Klar, aber nicht so schlimm wie sonst! Und weil erstmals seit Jahren die Vertriebs Erlöse steigen, wittern einige schon das Ende der Misere.*

VON REM RIEDER

**D**ie *New York Times* hat sich selbst einen großen Gefallen getan, als sie am 17. März 2011 ein Wagnis einging und ihre digitalen Inhalte kostenpflichtig machte. Auch die gesamte amerikanische Zeitungsbranche könnte von dieser Entscheidung profitieren.

Drei Monate später, Ende Juni 2011, hatte die Zeitung 699.000 Leser gewonnen, die bereit waren, für das digitale Angebot zu zahlen. Eine beträchtliche neue Einnahmequelle war gefunden. Mit neuen »All Access«-Abonnements war es Lesern nun möglich, Artikel auf Papier, Computer, Smartphone oder Tablet zu lesen. Das schlichte Print-Abo wurde so über Nacht zu einem weitaus wertvolleren Angebot.

Der Schritt gab einem ganzen Industriezweig Anlass zur Hoffnung. Er zeigte einer strauchelnden Branche den Weg zu einer wichtigen und dringend benötigten neuen Einnahmequelle. Jahrelang haben Zeitungen ihre kostspieligen Inhalte im Internet einfach verschenkt. »Information wants to be free«, war die vorherrschende Meinung im Cyberspace. Darunter haben vor allem Zeitungen immens gelitten. Die Zeit großer Gewinnspannen war vorbei, als Leser und Anzeigenkunden ins Internet abwanderten.

## **Ausgeprägte Herdenmentalität**

Obwohl viele Zeitungen ein großes Online-Publikum gewinnen konnten, lässt sich nur schwer Geld mit dem digitalen Anzeigengeschäft verdienen. Deshalb müssen die Leser in den Kalkulationen der Verlage wieder eine stärkere Rolle spielen.

Die amerikanische Zeitungsindustrie zeichnet sich durch eine ausgeprägte Herdenmentalität aus. Und so fand die Entscheidung der *New York Times*, Entgelte für ihre Artikel zu verlangen, auf Grund des

schnellen Erfolges dieses mutigen Schachzugs zahlreiche Nachahmer unter ihren Mitstreitern.

Verlag nach Verlag, Zeitung nach Zeitung folgte dem Beispiel der »Grey Lady«, die wegen ihres herausragenden Renommées als führende nationale Nachrichtenorganisation gilt. Blätter der wichtigsten Zeitungsketten wie Gannett und McClatchy führten

Entgelte für digitale Inhalte ein. Sogar die noble *Washington Post*, die sich Bezahlhalten lange Zeit verweigert

hatte, machte mit. Ken Doctor, einer der führenden Medienanalysten der USA und Autor von »Newsonomics: Twelve New Trends That Will Shape The News«, schätzt, dass mittlerweile mehr als 400 Zeitungen online kostenpflichtig sind. Er meint, dass dieser Ansatz bis 2015 bei den Zeitungen Standard sein wird, und das nicht nur in den Vereinigten Staaten.

Allerdings haben nur wenige Nachzügler einen vergleichbaren Erfolg gehabt wie die *Times*. Sie profitiert davon, qualitativ hochwertiges Material anbieten zu können, das nirgends sonst zu finden ist. Ein entscheidender Vorteil, wenn man Leute dazu bewegen will, ihr Portemonnaie zu zücken. Doch weniger renommierte Zeitungen in den USA werden es nach Etatkürzungen und den unvermeidlichen Einschränkungen im publizistischen Angebot in den vergangenen Jahren schwer haben, ihre Leser dazu zu bewegen, Geld für digitale Inhalte auszugeben.

Neben den hochwertigen Inhalten ist ein weiterer Schlüssel zum Erfolg der *Times* der wohldurchdachte Ansatz bei der Erhebung von Entgelten. Statt einer

*Die New York Times zeigte einer strauchelnden Branche den Weg zu einer wichtigen und dringend benötigten neuen Einnahmequelle.*

harten Bezahlschranke, also einer Gebühr für den Zugang zu jeglichen digitalen Inhalten, bevorzugte sie ein sogenanntes Metered-Modell, das inzwischen weithin kopiert wird.

### Mit Google an der Paywall vorbeimogeln

Beim Metered-Modell können Leser eine bestimmte Anzahl Artikel gratis lesen, bevor sie erstmals zum Bezahlen aufgefordert werden. Auf diese Weise wird

Die Gewinnspanne der Zeitungen ging im Jahr 2012 um zwei Prozent zurück – der niedrigste Rückgang in sechs Jahren.

verhindert, dass das Online-Publikum schon beim ersten Besuch der Website durch eine Zahlungsaufforderung abge-

schreckt wird. Dies war die gängige Befürchtung vor der Einführung von Entgelten. Und sinkende Klickzahlen hätten sinkende Einnahmen aus dem Anzeigen-geschäft zur Folge. Eine erfolgreiche Ausnahme stellt das *Wall Street Journal* dar. Das ausgewiesene Wirtschaftsblatt gedeiht wegen seiner branchenbezogenen Inhalte seit Langem hinter einer harten Bezahlschranke.

Für die *Times* scheint das durchlässige Konzept aufzugehen. Nicht zuletzt, weil ein großer Teil der Besucher einer Website monatlich nur eine Handvoll Artikel aufruft. Zudem erlauben die *Times* und viele ihrer Nachahmer einen Seiteneinstieg über Suchmaschinen wie Google sowie Social-Media-Angebote wie Facebook und Twitter. Über Links von diesen Seiten aufgerufene Artikel zählen bei der Zahl der unentgeltlich zugänglichen Artikel nicht mit.

Die Einführung von Bezahlschranken ist ein erstes hoffnungsvolles Zeichen für eine Branche, die noch immer nach dem passenden Rüstzeug für das digitale Zeitalter sucht.

### Erster Zuwachs seit 2002

Eine Studie der Newspaper Association of America (NAA), des Branchenverbands der Zeitungsverleger, zeigt die Bedeutung der durchlässigen Bezahlschranke auf und skizziert eine potenzielle Überlebensstrategie für Zeitungen. Der Studie zufolge ging die Gewinnspanne der Zeitungen im Jahr 2012 um zwei Prozent zurück. Zwar mag niemand einen Rückgang, doch die gute Nachricht lautet: Es war der niedrigste Rückgang innerhalb von sechs Jahren. Und noch bedeutender: Dank der Entgelte

für digitale Inhalte und der Einnahmen für All-Access-Abos stiegen die Vertriebslöhne um fünf Prozent, der erste Zuwachs seit 2002. Das ist eine sehr bedeutende Entwicklung und eine eindringliche Mahnung, wie falsch es war, Inhalte einfach zu verschenken.

Ein weiterer wichtiger Schritt in eine profitable Zukunft ist, dass Verlage ihre Ertragsquellen streuen. Sie müssen sich ihre Fähigkeiten zunutze machen, um Geld jenseits des Journalismus zu verdienen: durch Marketing-Leistungen für lokale Unternehmen, E-Commerce oder Veranstaltungen. Diese neuen Bereiche brachten 2012 drei Milliarden Dollar ein. Erträge aus anderen Bereichen wie Nischen-Publikationen, die die NAA zuvor nicht eingerechnet hatte, brachten fast noch einmal so viel ein.

### Kein Garant für Erfolg

»Wir sehen langsam ein Geschäftsmodell für 2018 am Horizont, eines, das wenigstens stabil ist und im besten Fall sogar für etwas Wachstum sorgt«, sagt Tom Rosenstiel, geschäftsführender Direktor des American Press Institute, das Teil der NAA ist und an der Studie mitarbeitete. »Wir haben erste Teile des Puzzles.« Er vertritt die Ansicht, dass die amerikanische Zeitungsindustrie sich viel zu langsam an die immensen technologischen Veränderungen, die die Branche aufgewühlt haben, angepasst hat. Doch er sieht Zeichen der Hoffnung. Etwa, dass es in einigen Bereichen des Zeitungsgewerbes Umsatzsteigerungen gab. Zeitungen, so sagt er, seien »eine Branche, die gleichzeitig erwachsen ist und sich doch weiterentwickelt«.

Natürlich sind durchlässige Bezahlschranken und Nebengeschäfte keine Garantien dafür, dass Zeitungen, auf welcher Plattform auch immer, gedeihen werden. Doch zumindest die *New York Times* wartet mit beeindruckenden Zahlen auf. Schien die Zuwachsrate der für digitalen Inhalt zahlenden Kunden im zweiten Quartal 2013 noch zu stagnieren, verzeichnete die Zeitung im dritten Quartal des Jahres einen Zuwachs von rund 28 Prozent im Vergleich zum Vorjahreszeitraum. 727.000 Leser haben sich mittlerweile für ein rein digitales Abonnement entschieden.

Die durchlässige Paywall brachte dem Verlag der *Times* bislang rund 150 Millionen Dollar im Jahr ein. Allerdings waren darin noch Einnahmen aus Digital-Abos des *Boston Globe* und anderer Zeitungen ent-

halten, von denen sich die New York Times Company aber inzwischen verabschiedet hat.

Natürlich gibt es nicht nur Befürworter der Idee, Leser für digitale Inhalte zur Kasse zu bitten. Einer der prominentesten wie renommiertesten Gegner ist Alan Rusbridger, Chefredakteur des britischen *Guardian*. Er ist ein überzeugter Befürworter dessen, was er »open journalism« nennt. Rusbridger glaubt, dass Journalismus so vielen Menschen wie möglich zugänglich gemacht werden sollte, um ein starkes Fundament für die Zukunft zu bilden – das Gegenstück zur Errichtung von Bezahlschranken, die einen nicht unerheblichen Teil der Öffentlichkeit außen vor lässt.

Der *Guardian* hat sich so – auch dank einer Stiftung im Rücken, deren finanzielle Mittel allerdings endlich sind (*Message* 3/2012) – zu einer international angesehenen Medienmarke entwickelt, mit speziellen Ausgaben in den USA und Australien. Dieser Anspruch wird auch dadurch untermauert, dass der *Guardian* die treibende Kraft hinter der Veröffentlichung der geheimen NSA-Dokumente des ehemaligen Geheimdienstmitarbeiters Edward Snowden war.

### Hickhack in San Francisco

Doch die wenigsten Medien haben einen potenten Geldgeber in der Hinterhand und so ist die schwierige Frage nach einer Bezahlschranke für viele Zeitungen zu einer existenziellen geworden. Der *San Francisco Chronicle* in Kalifornien zögerte lange und entschied sich schließlich Ende März 2013 für Entgelte. Er eröffnete eine Premium-Site – *SFChronicle.com*. Doch die Initiative war von kurzer Dauer. Im August ruderte das Blatt zurück und entschied, dass der gesamte Inhalt von *SFChronicle.com* auch auf seiner gebührenfreien Website *SFGate.com* zur Verfügung stehen würde. Es wurde kaum Aufschluss über die abrupte Kehrtwende gegeben. Man wies darauf hin, dass die kostenpflichtige Site immer noch abonniert werden konnte, wobei sich die Frage stellt: Warum sollte man?

Kurz vor der *New York Times* hatte die *Dallas Morning News* in Texas begonnen, digitale Inhalte kostenpflichtig zu machen. James Moroney, Präsident und Herausgeber der Zeitung, ist ein lautstarker Verfechter der Bezahlstrategie. Doch Dallas rüstet nun leicht um. Das Blatt begann mit einer harten Bezahlschranke. Nun sagte Moroney der

Website *Nieman Journalism Lab*, dass man ein »deutlich verbessertes Metered-Access-Modell lancieren würde, das in jeder Hinsicht verbraucherfreundlicher ist«.

Nach Jahren des Widerstands gegen eine solche Strategie begann selbst die renommierte *Washington Post* (bis dato im Besitz der Graham-Familie) im Juni 2013 mit der Einführung von Entgelten für ihren digitalen Inhalt. Doch Anfang August verkaufte die Familie die sakrosankte Zeitung ziemlich überraschend an den Milliardär Jeff Bezos, Gründer und CEO von *Amazon*.

### Hat Bezos die Lösung?

Nun richten sich alle Blicke auf Bezos. Bislang hat er kaum Hinweise darauf gegeben, was er mit dem Blatt vorhat. Doch er bringt bedeutende Vorteile mit: Er ist sagenhaft reich, er hat den Ruf eines gedulden Investors und es wird allgemein angenommen, dass er als Digital-Entrepreneur den innovativen Geist mitbringt, den diese Zeitung – und mit ihr eine ganze Branche – unbedingt braucht.

Einer der größten Fürsprecher kostenpflichtiger Inhalte ist ein anderer steinreicher Mann: Warren Buffett. Der volkstümliche, allgemein beliebte Zeitgenosse gilt als Amerikas führender Investor. Kaum hatte das »Orakel von Omaha« verlauten lassen, er würde keine Zeitungen mehr kaufen, begann er doch, sie landesweit einzusammeln.

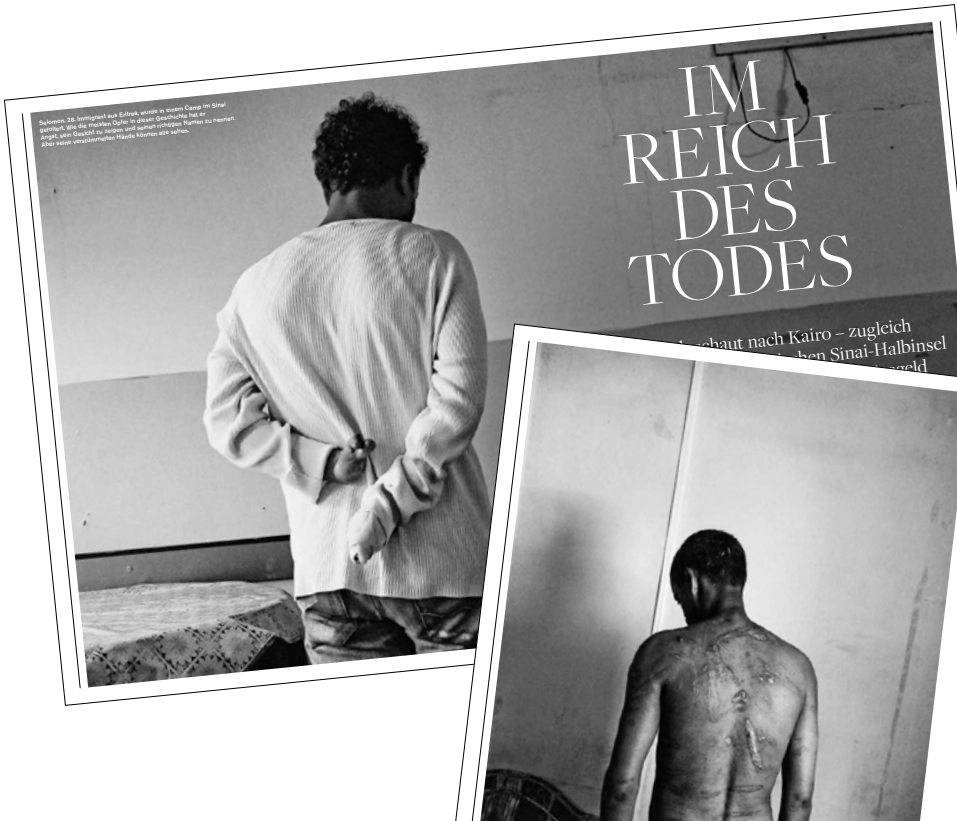
Für die Branche ein positives Signal, verspricht sich Buffett von seiner Akquise doch eigentlich immer langfristig Gewinne und hat damit oft den richtigen Riecher. Für die von seiner Holding Berkshire Hathaway getätigten Ankäufe gilt das Prinzip: Ein Geschäft, das ohne Aussicht auf Besserung krachende Verluste einfährt, wird verkauft. Zeitungen, macht Buffett im Brief an seine Aktionäre deutlich, bilden da keine Ausnahme. Er glaubt nach wie vor an das Geschäftsmodell Zeitung und hält Bezahlschranken für äußerst wichtig. Nicht, weil deren Erträge so groß seien, sondern weil sie die Erosion der Einnahmen aus dem Printgeschäft kleinhielten. Er hat großen Respekt vor dem Eigentümer der *Arkansas Democrat-Gazette*, Walter Hussman jun., der das Modell sehr früh einführte.

Buffett, der von sich sagt, dass er eine fast »unnatürliche« Liebe zu Zeitungen habe, meint: »Ich könnte mich dafür ohrfeigen, dass ich nicht früher darauf gekommen bin.« ■

*Rem Rieder ist Medienredakteur und Kolumnist bei USA Today. Zuvor schrieb er mehr als 20 Jahre für die American Journalism Review. Übersetzung: Rebecca Pohle*



# Ich bin kein



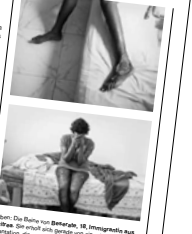
Schleichen 28. Internationaler Auswanderer in einem Camp im Sinai...  
 Schleichen 28. Internationaler Auswanderer in einem Camp im Sinai...  
 Schleichen 28. Internationaler Auswanderer in einem Camp im Sinai...

## IM REICH DES TODES

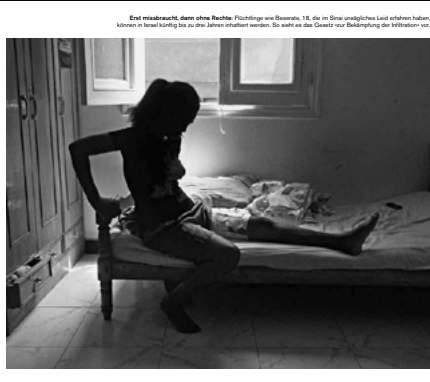
...baut nach Kairo – zugleich  
 ...den Sinai-Halbinsel

Lina: Mäda aus Eritrea gibt ihren Fotografin einen von Folter gezeichneten Rücken. Er hat heute 14 Jahre.

schief werden. Opportuniste geföhrt sind...  
 schief werden. Opportuniste geföhrt sind...  
 schief werden. Opportuniste geföhrt sind...



Oben: Die Beine von Mäda, 14. Internationaler Auswanderer...  
 Oben: Die Beine von Mäda, 14. Internationaler Auswanderer...  
 Oben: Die Beine von Mäda, 14. Internationaler Auswanderer...



Esal mehrarbeit...  
 Esal mehrarbeit...  
 Esal mehrarbeit...

Scheich Ibrahim Al Manti empfängt uns...  
 Scheich Ibrahim Al Manti empfängt uns...  
 Scheich Ibrahim Al Manti empfängt uns...

Wer kein Geld hat, tauscht drei Geiseln gegen einen Toyota oder sieben gegen einen Lastwagen



Hani Al-Azazi, Mannheimer Rechtsanwalt...  
 Hani Al-Azazi, Mannheimer Rechtsanwalt...  
 Hani Al-Azazi, Mannheimer Rechtsanwalt...

Aus dem Foltercamp flichen zu können heißt nicht etwa, frei zu sein

Menschenhandel im ägyptischen Nordsinai. Tausende schwarzafrikanische Geiseln werden in Foltercamps misshandelt oder getötet, während zeitgleich an den Stränden Touristen sonnenbaden gehen.

# Schreibroboter

*Horror auf dem Sinai: Tausende schwarzafrikanische Geiseln werden in Foltercamps misshandelt oder auf grausame Weise getötet. Ein Rechercheprotokoll einer sehr eindringlichen Reportage.*

VON MICHAEL OBERT

**Z**um ersten Mal hörte ich von den Foltercamps auf der ägyptischen Sinai-Halbinsel bei einer Reise durch Ostafrika im Herbst 2010. Auf ihrem Weg nach Israel sollten afrikanische Migranten von Beduinen gefangen und in Wüsten-camps gefoltert werden, um Lösegelder zu erpressen. Afrika ist groß. Unfassbare Geschichten werden überall erzählt. Ich staunte und vergaß es wieder.

Mehr als ein Jahr später saß ich in Mogadischu in einem zerbombten Haus. Granatsplitter steckten in den Wänden, draußen krachten Schüsse. Die Frau im zerschlissenen Gewand erzählte mir weinend von ihrer Tochter. Auf dem Weg nach Libyen, wo diese auf ein Flüchtlingsboot nach Europa hoffte, sei sie entführt und in den Sinai verschleppt worden. Regelmäßig klingelte bei ihrem Bruder, der in London lebte, das Telefon. Wenn er abnahm, hörte er seine Schwester am anderen Ende der Leitung um Hilfe schreien, während sie gefoltert wurde. Damals waren die Lösegeldforderungen noch vergleichsweise moderat. »10.000 Dollar!«, schrien die Beduinen ins Telefon. »Oder wir schlitzten deine Schwester auf.« Heute, keine zwei Jahre später, verlangen die Menschenhändler bis zum Fünffachen.

Die Tränen der Frau in Mogadischu tropften auf mein Hemd. Ich werde nie ihren gebrochenen Blick vergessen, als ich sie in der Ruine zurückließ und hinausrannte, um auf der Straße nicht von einem Scharfschützen erwischt zu werden. Das war im Frühjahr 2012. Ich kam zurück und fing an zu recherchieren. Die Foltercamps und der damit verbundene vermutete Organhandel waren von den Medien zwar gestreift worden, eine fundierte Reportage gab es nicht. Und wie sich herausstellte, ging es nicht nur um ein paar vereinzelte afrikanische Migranten, wie zuerst angenommen.

Es ging um Tausende von Menschen. Sie wurden – und werden bis heute – auf bestialische Weise gefoltert und ermordet. Ihre namenlosen Leichen verrotteten damals in der Wüste. Aber niemand schien sich dafür zu interessieren.

Der Sinai gehört nicht zu den Regionen, die einfach zu bereisen sind, um ein paar Fragen zu stellen. Der Nordsinai ist ein Territorium ohne Recht und Gesetz. Während Urlauber im Süden der Halbinsel an Hotelstränden in der Sonne baden, versetzen bewaffnete kriminelle Banden und militante Islamisten den Norden in Angst und Schrecken. Sie verüben Bombenanschläge auf Gasleitungen und feuern mit Maschinengewehren und Raketen auf Polizeistationen und Checkpoints. Immer wieder gibt es Tote. Experten fürchten, auf dem Sinai könnte eine neue Operationsbasis für das Terrornetzwerk al-Qaida entstehen.

## Die brutalsten Menschenhändler weltweit

In diesem Chaos gehen die Kidnapper und Folterer – laut den Vereinten Nationen eines der weltweit grausamsten Netzwerke des Menschenhandels – unbehelligt ihren blutigen Geschäften nach. Zweimal reiste ich auf eigene Kosten und eigenes Risiko in die Region, machte mir ein Bild, erschloss Kontakte, recherchierte vor. Gerade als ich alles beisammen hatte, rief Timm Klotzek an, Chefredakteur des *SZ-Magazins*. In einer Tageszeitung hatte er eine Meldung über die Foltercamps gelesen, wenige Zeilen, die ihn jedoch aufgerüttelt hatten. Wir vereinbarten die Reportage.

Ich entschied mich für eine Zusammenarbeit mit dem Magnum-Fotografen Moises Saman, dessen Arbeit ich sehr schätze und mit dem ich zuvor – ebenfalls für das *SZ-Magazin* – über die ägyptische

Für seine Reportage »Im Reich des Todes« erhielt Michael Obert den mit 10.000 Euro dotierten 1. Preis der Otto-Brenner-Stiftung für kritischen Journalismus. Außerdem wurde er mit dem Leuchtturm 2013 des Netzwerk Recherche ausgezeichnet. Mehr Infos: [www.obert.de](http://www.obert.de) oder [www.facebook.com/obert.michael](https://www.facebook.com/obert.michael)

Revolution berichtet hatte. Moises hatte seine Basis damals noch in Kairo und war gut vernetzt; wir warfen unsere Kontakte zusammen, und ich begann mit der Vorbereitung.

Mir war klar, dass wir auf dem Sinai nicht in die Foltercamps eingelassen, dass wir dort – und das bestätigte sich später – womöglich keinen einzigen afrikanischen Migrant zu Gesicht bekommen würden. Ich suchte nach einer anderen Möglichkeit, die grausamen Vorgänge in den Camps zu dokumentieren. Über die Menschenrechtsorganisation

*Ohne Leute wie Abdel, ohne einen exzellenten Fixer, kommt in Gegenden wie dem Sinai keine hochkarätige Geschichte zustande.*

Physicians for Human Rights konnte ich in Tel Aviv mehrere Opfer ausfindig machen, die es nach ihrer Freilassung aus

dem Sinai nach Israel geschafft hatten; darunter Selomon, der Hauptprotagonist meiner Reportage, der in den Foltercamps beide Hände verloren hatte.

In Tel Aviv sprachen wir mit den Opfern, um danach mit ihren unfassbar grausamen Geschichten im Gepäck in den Sinai aufzubrechen und dort nach den Camps und den Folterern zu suchen. Rund 1.000 afrikanische Migrant sollten zu der Zeit auf der Halbinsel gefangen gehalten und gefoltert werden.

Die Grenze zwischen Israel und dem Sinai war gesperrt. Wir flogen nach Kairo, fuhren über Land vier Stunden nach al-Arish, Hauptstadt der ägyptischen Provinz Nordsinai.

### **Eiserne Mauer des Schweigens**

Die ägyptische Geheimpolizei, die Schmuggler, die Islamisten, die Menschenhändler – niemand wollte uns hier haben. Wo immer wir nach den tausend afrikanischen Geiseln und den Foltercamps der Beduinen fragten – beim Gouverneur, bei der Militärführung, bei den Generälen der Grenzpatrouillen –, schlossen sich die Türen, wurden Telefonate unterbrochen und eben noch freundliche Gesichter zu steinernen Masken. Es war, als suchten wir nach Gespenstern.

In die Stammesgebiete der Beduinen, jenseits der Stadtgrenzen von al-Arish, wagen sich nicht einmal die ägyptische Polizei oder das Militär. Islamisten und Schmuggler sind bis an die Zähne bewaffnet. Es dauerte Tage, bis wir jemanden fanden, der bereit war, uns dorthin zu begleiten. »Die Banden sehen

ein fremdes Auto mit zwei Weißen auf dem Rücksitz«, erklärte uns Abdel, ein Beduine, den wir über Kollegen der *New York Times* ausfindig machten. »Sie handeln schnell: Erst nehmen sie euren Wagen, dann seid ihr dran.« Zwei Optionen hätten wir in einem solchen Fall: »Entführung oder eine Kugel in den Kopf.«

### **Fixer als Lebensversicherung des Reporters**

Abdel sprach nur Arabisch. Wir arbeiteten mit einem vertrauenswürdigen Ägypter zusammen, den ich bereits kannte und der für uns ins Englische übersetzte. In einem Beduinentaxi umfuhren wir die Checkpoints am Ortsausgang von al-Arish und folgten den Wüstenpisten durch die Stammesgebiete in Richtung israelische Grenze.

Ohne Leute wie Abdel, ohne einen exzellenten Fixer, kommt in Gegenden wie dem Sinai keine hochkarätige Geschichte zustande. Es war Abdel, der uns für ein Tageshonorar von ein paar hundert Dollar zu anonymen Massengräbern, zu Beduinscheichs und in die Nähe der Foltercamps brachte. Doch Abdel war weit mehr als ein Informantenlieferant. Weitab jeglicher rechtsstaatlicher Struktur, in einem wüstenhaften Gebiet von der Größe Bayerns, in dem es keine Polizei, kein Militär, keine Gesetze gibt – in einem solchen Niemandsland ist der Fixer auch die Lebensversicherung des Journalisten.

Schon nach den ersten Häusern in al-Mehdia, das als gefährlichster Ort auf dem Sinai gilt, tauchten Pick-ups mit aufgebockten Maschinengewehren auf; dahinter junge Beduinen, die Gesichter ver mummt, die Finger am Abzug. Abdel streckte den Kopf aus dem Fenster – sie kannten ihn und winkten uns durch. »Wenn du hier nicht dazugehörst«, sagte er, »bist du tot«.

### **Teatime mit einem Mörder und Folterknecht**

Ohne Abdel gäbe es meine Reportage nicht. Ich erinnere mich noch genau, wie sich am Ende unserer Reise durch die Stammesgebiete die Sonne dem Horizont näherte, wie wir uns auf einer Matte in der Wüste niederließen – um Tee zu trinken mit einem Mörder. Es hatte unzählige Telefonate und Abdels ganze Überredungskunst gebraucht, bis sich einer der Folterer bereit erklärte, mit uns zu sprechen. Von dem massigen Beduinen in Pumflose wollten wir wissen, was in einem vorgeht, wenn man Afrikaner zu Tode quält. »Nichts«, sagte er und lächelte. »Ich

bekam regelmäßig mein Geld.« Der Lohn des Folterknechts: knapp 120 Euro im Monat. Der Mann ließ keinerlei Anzeichen von Mitgefühl erkennen. Stattdessen erzählte er, wie die Beduinen Frauen in Strohäure einrollten und anzündeten; wie sie ein Baby von der Brust der Mutter rissen, es erwürgten und damit Fußball spielten; wie sie ein Erdloch mit Glut füllten, einen Metallrost darüber legten und ihre Opfer auf die glühenden Stäbe warfen. »Afrikanisches Barbecue«, sagte der Mann und nippte an seinem Tee. »Schwarzes Fleisch.«

Ich hatte die Zeugenaussagen der Opfer in Tel Aviv studiert, Hunderte Seiten der Interviews gelesen, die Physicians for Human Rights über mehrere Jahre mit Opfern geführt hatte. Was der Folterer erzählte, deckte sich in allen Einzelheiten mit meinem Vorwissen. Auch Abdel ließ keinen Zweifel daran: Was der Mann sagte, stimmte.

Selbstverständlich hieß unser Fixer nicht Abdel. Ihn zu anonymisieren, hat ihn aber nicht gerettet. Jahrelang hatte er auf Schleichwegen ausländische Journalisten durch den Sinai geführt, zu Schmugglertunnels, zu radikalen Islamisten und uns zuletzt zu Menschenhändlern und Folterern. Wenige Wochen nach unserer Abreise holten ihn bewaffnete Männer ab; bis heute fehlt von ihm jede Spur.

### Anschlussdiskussion schlägt hohe Wellen

Nach Erscheinen der Reportage im *SZ-Magazin* war das Echo umwerfend. Mich erreichten Hunderte von E-Mails und Briefen. Mir unbekannte Leser recherchierten meine private Telefonnummer und weinten am anderen Ende der Leitung. Petitionen wurden lanciert, deutsche Tageszeitungen, Radio- und TV-Sender griffen das Thema auf. Nach dem Erstabdruck im *SZ-Magazin* wurde die Reportage komplett oder in Auszügen unter anderem veröffentlicht in *Tagesanzeiger Magazin*, *Die Presse*, *Sunday Times Magazine*, *Dagens Næringsliv* und liegt zur Veröffentlichung noch einer ganzen Reihe internationaler Medien vor.

Das Auswärtige Amt lud mich zu Beratungsgesprächen ein, was von deutscher Seite aus gegen den Menschenhandel auf dem Sinai unternommen werden kann. Es besteht begründete Hoffnung, dass die deutsche Regierung mit Projekten in der Region aktiv wird. Auch andere europäische Regierungen beginnen, den wachsenden öffentlichen Druck weiterzugeben an die ägyptische Regie-

rung, damit diese die Täter im eigenen Land zur Verantwortung zieht und den Menschenhandel auf dem Sinai beendet. Mittlerweile befassen sich die menschenrechtspolitischen Ausschüsse der Europäischen Union intensiv mit dem Thema. Die große Eritrea-Konferenz in Frankfurt Anfang Oktober machte den Menschenhandel auf dem Sinai zu ihrem Topthema.

Um die Hilfsbereitschaft meiner Leserschaft nicht verpuffen zu lassen, formulierte ich mit der Hilfsorganisation *medico international* in Frankfurt einen spontanen Spendenaufruf für die offene Klinik der Physicians for Human Rights, die in Tel Aviv seit Jahren Folteropfer versorgen. Über 30.000 Euro sind seither eingegangen.

### Berufsethos versus Gewissensfrage

Nach einer so genannten »Grundregel« des Journalismus, die oft bemüht wird, soll sich ein Journalist mit keiner Sache gemein machen, auch nicht mit einer guten. Dann bin ich kein Journalist. Und will keiner sein. Ich bin kein Schreibroboter. Ich bin ein Mensch. Unter Menschen. Was ich unterwegs erlebe, schmerzt manchmal, Tränen fließen. Und manchmal ruft eine innere Stimme: »Handle! Setz dich ein! Betrüge dein Gewissen nicht mit irgendwelchen Grundregeln.«

Monatelang habe ich versucht, in Deutschland ein Krankenhaus zu finden, wo die Handstummel von Selomon versorgt werden könnten. Am 1. November flog schließlich ein deutscher Mikrochirurg nach Tel Aviv, um Selomon zu untersuchen. Der Plan ist, den jungen Eritreer für die Wiederherstellung seiner Gliedmaßen in eine Münchner Klinik zu holen. Finanziert wird dies von Leserinnen und Lesern meiner Reportage, die Spenden in Höhe von circa 150.000 Euro verbindlich zugesagt haben. Momentan suche ich wieder nach Unterstützung. Nicht von Ärzten oder Spendern, sondern von Juristen und Bürgen. Denn es ist nicht einfach, einen Menschen nach Deutschland zu holen, der in einem Foltercamp beide Hände verloren hat. Selbst wenn das Geld für seine medizinische Versorgung bereitliegt. ■

*Ein Journalist soll sich mit keiner Sache gemein machen, auch nicht mit einer guten. Dann bin ich kein Journalist. Und will keiner sein.*

*Michael Obert studierte Betriebswirtschaft, bevor er sich dem Journalismus zuwandte. Seine Reportagen erscheinen in deutschen sowie internationalen Magazinen und Zeitungen.*



# Fatale Abhängigkeiten

*Mit Voodoo-Zauber, Drohungen und Schulden werden Nigerianerinnen zur Prostitution in Europa gezwungen. Eine zehnjährige Spurensuche in einem gefährlichen Milieu.*

VON LUKAS ROEGLER

**W**inter 2003. Ursprünglich hatte ich vor, einen ganz anderen Film zu drehen. Ein Landesportrait über Nigeria. Vier Geschichten aus vier Städten. Zu Schulzeiten war mein Vater beruflich viel in Nigeria. Seit je her übte das Land eine große Faszination auf mich aus. Gleichzeitig ärgerte es mich, dass immer wieder dieselben negativen Geschichten zu hören waren. Warum nicht einmal etwas Positives aus Afrikas bevölkerungsreichstem Land berichten? Doch dann kam alles ganz anders.

»Wusstet ihr das nicht?! Die ganze Stadt lebt von den Qualen der Mädchen.« Am Telefon hatte mir ein nigerianischer Freund der Familie geschildert, dass jedes Jahr Tausende Frauen über Benin City im Süden Nigerias nach Europa aufbrächen und dort in der Prostitution landeten. Mit dem Geld, das sie für ihre Zuhälter erwirtschafteten, würden sich diese in Benin City Villen bauen und Boutiquen eröffnen.

Wie das alles genau organisiert sei, wüsste er aber auch nicht. Ich war sprachlos, denn die Geschichte war in Europa bis dahin völlig unbekannt. Ich hatte keinen blassen Schimmer, dass mich das Thema die nächsten zehn Jahre nicht mehr loslassen und ich neben kleineren Fernseh-, Radio- und Printbeiträgen mit »Meine Hölle Europa« (WDR 2007) und »Ware Frau« (ARD 2013; Koautorin Katrin Eckert) zwei lange Filme zu dem Thema machen würde.

## **Auf eigenes Risiko – um Kopf und Kragen**

Leider kosten investigative Recherchen zum Thema Menschenhandel sehr viel Zeit und somit sehr viel Geld. Eine der größten Herausforderungen über die Jahre waren somit immer die Recherchefinanzierungen – auch weil Nigeria auf der Tagespauschalenliste der deutschen Finanzämter mittlerweile das

teuerste Land der Welt ist. Da ich als junger Journalist direkt nach Abschluss meines Studiums kaum Redaktionskontakte hatte und meine Rechercheförderungsanträge mangels journalistischer Erfahrung reihenweise abgelehnt wurden, musste ich die mehrmonatigen Recherchen und Drehs für meinen ersten Film in Nigeria und Italien von 2004 bis 2006 komplett vorfinanzieren. Bevor die Dokumentarfilmredaktion



Quelle: Lukas Röglger/ Maximilian Kaiser

Benin City/Nigeria, November 2012. Auf Schritt und Tritt in Begleitschutz. Lukas Roegler im Gespräch mit einer Aktivistin.



des WDR 2007 als Koproduzent bei »Meine Hölle Europa« einstieg, konnte ich meinen Cutter nur noch über Börsenspekulationsgewinne aus Geschäften mit hochriskanten »Knock-Out-Zertifikaten« bezahlen.

### **Vorrecherche unter Lebensgefahr**

Auch aus anderen Gründen wurde bereits die erste Reise nach Nigeria zu einem echten Kraftakt. Zwar bekam mein Team aufgrund unseres erklärten Ziels, ein Landesportrait zu drehen, die nötigen Visa, Drehgenehmigungen sowie den erwünschten Polizeischutz. Trotzdem konnten wir uns in Benin City die ersten Wochen kaum bewegen.

Bewaffnete Räuberbanden hatten kurz vor unserer Ankunft 23 Polizisten erschossen. Der Rest der Garnison weigerte sich daraufhin, Uniformen zu tragen oder kam gar nicht mehr zur Arbeit. »Es ist Weihnachten, alle brauchen Geld für Geschenke«, erklärte uns einer unserer Kontaktleute lapidar.

Am Ende war Benin City fest in der Hand bewaffneter Banden. Als eines morgens die Kirche neben

unserem Hotel überfallen und ein weißer Europäer aus dem Gottesdienst entführt wurde und wenig später nur einige hundert Meter von uns mehrere Menschen getötet wurden, als eine Gruppe schwerbewaffneter Gangster einen Markt überfiel, entschieden wir uns, die Stadt zu verlassen. Erst nachdem die Armee eingerückt war und für Ruhe gesorgt hatte, konnten wir mit unseren Recherchen beginnen.

Dabei wurde uns klar, dass es sehr lange dauern würde, an die Opfer des nigerianischen Frauenhandels heranzukommen oder ihr Vertrauen zu gewinnen. Über eine italienische Hilfsorganisation bekamen wir anfänglich einen Erstkontakt zu Frauen, die in Europa als Prostituierte aufgegriffen und zurück nach Benin City abgeschoben worden waren – aber kaum jemand wollte mit uns reden. Die wenigen, die reden wollten, wollten Geld.

Uns hingegen war es sehr wichtig, dass sie uns ihre Erlebnisse aus freien Stücken und keinesfalls gegen Bezahlung anvertrauten. Wir wollten keine für ein paar Dollar erfundenen Geschichten. Und wir wollten den Betroffenen nicht das Gefühl geben, erneut für Geld einen Teil von sich zu verkaufen – selbst wenn es »nur« ihre Erinnerungen waren. Wenn jemand mit uns reden wollte, dann aus hehren Beweggründen.

### **Mit Polizeischutz weniger glaubwürdig**

Recht schnell verstanden wir auch, dass wir während der Gespräche mit den Frauen unsere Polizisten fortschicken mussten. In Nigeria sind Polizisten oftmals die schlimmsten Verbrecher. Jedes Mal, wenn sie mit unserem Teamwagen verschwanden, entspannte sich die Situation merklich. Aber nicht nur unser Polizeischutz war ein Problem. Bei unserer Ankunft in Nigeria dachten wir, dass uns unsere französische Teamkollegin einen großen Vorteil bedeuten würde, weil sich die betroffenen Frauen bestimmt eher einer Frau würden anvertrauen wollen.

Irgendwann kam ein Mädchen zu mir und sagte, dass sie und die anderen nicht mit meiner Kollegin, sondern nur mit mir reden wollten. Mit Frauen hätten sie schlechte Erfahrungen gemacht. Als Mann würde ich sie nicht für das verurteilen, was sie als Prostituierte tun mussten. Nach einem Monat bekamen wir unser erstes Off-Camera-Interview.

Als die Frauen merkten, dass wir als weiße Europäer bereit waren, uns auf Augenhöhe mit ihnen zu verständigen, Zeit mit ihnen zu verbringen, mit ihnen zu essen und uns in ihre afrikanische Kultur



und ihre Situation hineinzudenken, bekamen wir bewegende persönliche Interviews. Einige erzählten ihre Geschichte zum ersten Mal. Sie berichteten von der Reise durch die Sahara, die zum Teil Jahre dauerte, und von Vergewaltigungen durch die Schlepper.

Sie weinten um Freundinnen, die in der Wüste an Krankheiten zugrunde gegangen und diejenigen, die bei der Überfahrt nach Europa ertrunken waren. Sie schwärmten von der Ankunft in Europa, ihren Träumen, die Familie daheim bald mit einem Lohn

*In »Ware Frau« konnten meine Kollegin Katrin Eckert und ich einem Priester eine Verstrickung in den Frauenhandel nachweisen.*

als Küchenhilfe unterstützen zu können – und flüsterten nur noch, wenn es um die eigene Tante ging, die ihnen als Kind

immer Geschenke aus Europa mitgebracht hatte, die sich aber als brutale Zuhälterin entpuppte.

Sie erzählten vom Prostitutionsalldraum, den sie auf den Straßen Turins und Roms erlebten, von eifersüchtigen Kunden, die Frauen von Brücken werfen, von Polizisten, die kostenlosen Sex einfordern – vom Platzen aller Träume in dem Moment, in dem sie zurück nach Nigeria abgeschoben wurden. Und sie erklärten uns, warum sie trotz aller Brutalität und Hoffnungslosigkeit nicht weggelaufen sind.

So unglaublich das für westliche Ohren auch klingen mag, fast jede Nigerianerin, die nach Europa aufbricht, muss vor ihrer Abreise in einem lokalen Voodoo-Schrein einen Treueschwur leisten. Vor einem Priester verpflichtet sie sich, ihre Schulden für die Reise restlos abzubezahlen und in Europa mit niemandem über das alles zu reden. In einer Tieropfer-Zeremonie werden ihr dann unter anderem Fingernägel und Haare abgenommen und vom Voodoo-Priester im Schrein vergraben. So bleibt angeblich ein Teil von ihr dort zurück. Sie ist für den Priester damit jederzeit und über Grenzen hinweg greifbar. Weigert sie sich, ihre Schulden zurückzahlen, oder läuft sie zur Polizei, wird sie der Priester bestrafen oder gar töten.

An die nigerianischen Voodoo-Priester heranzukommen ist besonders schwierig. Trotzdem konnten wir über traditionelle Stammesführer Kontakt zu einigen Priestern herstellen. Aber auch wenn sie uns das Ritual bis ins Detail erklärten, jedwede Verwicklung in den Frauenhandel wiesen sie scharf

zurück. Erst in der investigativen ARD-Reportage »Ware Frau« konnten meine Kollegin Katrin Eckert und ich 2013 einem der Priester unter Einsatz einer versteckten Kamera eine direkte Verstrickung in den nigerianischen Frauenhandel nachweisen.

Bei einem Gespräch im Hinterzimmer seines Voodoo-Schreines in Benin City bot uns der Priester Mädchen an, die er auf uns einschwören würde. Wir könnten sie nach Deutschland mitnehmen. Dort würden sie für uns arbeiten und ihre Schulden abbezahlen. Danach ginge jeder seiner Wege. So einfach sei das. Als wir am nächsten Tag mit der offiziellen Kamera kamen, hatte er vom Menschenhandel noch nie etwas gehört.

Aber nicht nur auf nigerianischer Seite stellten uns die Recherchen vor große Herausforderungen. Schließlich waren es die über die letzten zehn Jahre bei unzähligen Podiumsdiskussionen von Hilfsorganisationen, bei Teilnahmen an Informationskampagnen in Europa und Nigeria und bei informellen Treffen mit potentiellen Informanten entstandenen Kontakte, die uns für »Ware Frau« auch in Deutschland wichtige Türen öffneten.

### **Keine sensationslüsterne Berichterstattung**

Was uns dabei half voranzukommen, war der Ruf, nicht sensationshungrig, sondern verantwortungsvoll mit dem Thema und den Betroffenen umzugehen. Nur so haben wir wichtige Verbündete und Informanten innerhalb des deutschen Justizwesens überzeugen können, die uns unter anderem vorab über bundesweite Polizeirazzien informierten. Nur so konnten wir einen Polizeiermittler als Protagonisten gewinnen, der bereit war, über das Versagen des deutschen Rechtsstaates im Kampf gegen den internationalen Menschenhandel zu berichten, und nur deshalb meldete sich »Jennifer«, eine unserer Protagonistinnen, um uns ihre bewegende Geschichte als nigerianische Zwangsprostituierte in Deutschland zu erzählen.

Zehn Jahre nach den ersten Recherchen zum nigerianischen Menschenhandel werden beide Filme nicht nur von Hilfsorganisationen und Frauennachverbänden, sondern auch von Polizeiermittlern und -ausbildern, Staatsanwälten und Richtern bundesweit zu Informations- und Ausbildungszwecken verwendet. In Nigeria wird »Meine Hölle Europa« von Hilfsorganisationen zur Aufklärungsarbeit in Schulen und bei öffentlichen Veranstaltungen genutzt. ■

*Lukas Roegler arbeitet als freier Journalist. Bevor er mit seiner Kollegin Katrin Eckert eine Produktionsfirma gründete, studierte er Politikwissenschaften in Bonn und Montreal.*



# Beim Schreddern ertappt

*Nach Auffliegen der NSU-Terrorzelle wurden in deutschen Behörden Akten zum Rechtsextremismus zerstört. Das Investigativ-Team des Stern hat zahlreiche Vernichtungsaktionen aufgedeckt – eine Chronologie.*

VON OLIVER SCHRÖM

Es ist der 27. Juni 2012: Während des Fußball-EM-Halbfinals zwischen Portugal und Spanien klingelt mein Mobiltelefon. Ein Informant berichtet, der Vorsitzende des NSU-Untersuchungsausschusses Sebastian Edathy (SPD) habe soeben die Obleute der Bundestagsfraktionen in einen ungeheuerlichen Vorgang eingeweiht: Beamte des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) hätten nach dem Auffliegen der Neonazi-Terrorzelle Nationalsozialistischer Untergrund (NSU) Akten aus dem Bereich Rechtsextremismus vernichtet. Verfassungsschutzpräsident Heinz Fromm, so der Informant weiter, habe bereits das geheim tagende Parlamentarische Kontrollgremium informiert. Es riecht nach Skandal.

## Ein Skandal folgt auf den nächsten

Um 22.40 Uhr, das EM-Spiel geht gerade in die Verlängerung, klingelt nochmals das Telefon: Eine Mitarbeiterin der BfV-Pressestelle lädt für den nächsten Morgen zum Hintergrundgespräch ein.

Das BfV bittet zwar regelmäßig handverlesene Journalisten zum vertraulichen Gespräch. Aber es ist ungewöhnlich, dass so kurzfristig und zu so später Stunde eingeladen wird. Ich werde stutzig – eine Vorwärtsverteidigung?

Seit Monaten recherchiert ein Team aus dem Investigativ-Ressort des *Stern*, bestehend aus Johannes Gunst, Lena Kampf, Dirk Liedtke, Andreas Mönnich, Uli Rauss und mir, zum NSU-Komplex. Wir führen Hintergrundgespräche, werten Akten aus und gehen der Frage nach, ob und welche Versäumnisse sich Politiker und Behörden haben zu Schulden kommen lassen. Schließlich ist es schier unvorstellbar, dass ein Neonazi-Trio fast 14 Jahre lang unbemerkt blieb und morden konnte.

Hat das kurzfristig anberaumte Hintergrundgespräch etwas mit der Aktenvernichtung zu tun? Die Pressesprecherin will sich dazu nicht äußern. Spanien siegt im Elfmeterschießen. Ich informiere meine Kollegen aus dem Investigativ-Team. Wir beschließen noch in der Nacht, die Schredderaffäre en detail zu recherchieren. Unser Arbeitstitel lautet: »Operation Konfetti«.

Juli 2012: Wir recherchieren zunächst folgende Fakten dieser Affäre:

- BMI und BfV versuchen, die Verantwortung für das Schreddern von Neonazi-Akten auf den BfV-Referatsleiter Axel M. abzuwälzen, der die brisanten Unterlagen vernichtete. Das *Stern*-Team recherchiert Namen, Vita, Verhaltensmuster, Anwälte und die spätere Aussage des Beamten im NSU-Ausschuss.
- Die Behörden behaupten fälschlicherweise, die vernichteten Akten hätten keinerlei Bezug zum Terrortrio. Der *Stern* erhält schriftliche Belege, dass die gelöschten Unterlagen teils sehr wohl direkten Bezug zum NSU-Komplex hatten.
- Am 2. Juli 2012 bittet Verfassungsschutzpräsident Heinz Fromm um Versetzung in den Ruhestand. Ablauf und Details des Rücktritts sind nach *Stern*-Recherchen anders als öffentlich dargestellt.
- Das BMI muss zugeben, nach dem Auffliegen der Terrorzelle die Vernichtung von Abhörprotokollen aus dem Bereich Rechtsextremismus im BfV angewiesen zu haben – das *Stern*-Team findet heraus, wer genau welche Aktenbestände vernichten ließ.

*Der Stern erhält schriftliche Belege, dass die gelöschten Unterlagen teils direkten Bezug zum NSU-Komplex hatten.*

Ende Juli 2012: Unsere Recherchen gehen weiter. Prinzipiell gilt im Investigativ-Team des *Stern* die eiserne Regel: Sämtliche Details müssen durch Dokumente belegt – oder, falls dies nicht gelingt, durch Aussagen

*Fritsche zieht stets im Verborgenen die Fäden. Er sitzt seit Jahren an entscheidenden Schaltstellen in den Sicherheitsbehörden.*

von mindestens zwei glaubwürdigen Quellen unabhängig voneinander abgesichert werden. In den Fokus

rücken nun Fragen wie: Wer hat Grund zum Vertuschen? Wer trägt die politische Verantwortung?

### Der Mann im Hintergrund

Recherchen der personellen Strukturen bei Verfassungsschutz und Innenministerium seit dem Abtauchen der Zwickauer Zelle 1999 führen einerseits zu dem als Bundesinnenminister formell verantwortlichen Hans-Peter Friedrich (CSU). Daneben werden wir aber noch auf einen zweiten Mann aufmerksam, der sich bis dahin im Verborgenen gehalten hatte: Klaus-Dieter Fritsche (CSU). Er ist der für die Geheimdienste verantwortliche Staatssekretär im BMI. Der breiten Öffentlichkeit ist der ehemalige Richter aus Bamberg eher unbekannt. Fritsche zog und zieht stets im Hintergrund die Fäden. Er sitzt seit Jahren an entscheidenden Schaltstellen in den Sicherheitsbehörden: bis Ende 2009 als Geheimdienstkoordinator im Kanzleramt, 1996 bis 2005 als Vizepräsident im Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV).

Mittlerweile besitzt unser Investigativ-Team rund 40 Gigabyte Akten aus dem Verfassungsschutz und

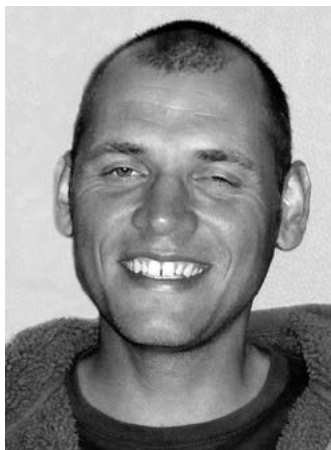
aus Ermittlungsbehörden zum Thema NSU. Ebenso liegt uns die interne Korrespondenz zwischen BfV und BMI zur Aktenvernichtung vor, darunter detaillierte Chronologien über den genauen Ablauf der »Löschtage« im BfV. Anhand dieser Daten können wir minutengenau die »Operation Konfetti«, also die Vernichtung von Neonazi-Akten, rekonstruieren.

Die wesentlichen Informationen aus Dokumenten, Gesprächen und Recherchen verarbeiten wir in einer eigens vom Investigativ-Team des *Stern* entwickelten Datenbank. Jedes thematisch relevante Ereignis und Detail haben wir in ein chronologisches Raster eingetragen – Vita, Ämter und Vermerke von Fritsche ebenso wie die Entwicklung der Zwickauer Zelle, die Biografie des BfV-Referatsleiters Axel M. ebenso wie Informationen aus dem Aktenkonvolut über Löschanweisungen. Bei der Auswertung dieser Daten werden mit einem Mal Zusammenhänge deutlich, die ohne chronologische Auflistung nur schwer erkennbar gewesen wären.

### Die Vorwürfe gegen Fritsche verdichten sich

Die teils geheimen Dokumente belegen: Es gab eine ganze Reihe von Löschaktionen, teils noch im Frühjahr 2012 – und teils angeordnet und gesteuert aus dem BMI. Damit erreicht der Skandal Innenminister Friedrich – er hat es versäumt, rechtzeitig nach Auffliegen des NSU einen Löschstopp für sein eigenes Ministerium zu verhängen, so wie dies früher oder später in anderen Behörden erfolgte.

August 2012: Während der laufenden Aktenauswertung führt das Stern-Team mindestens 40 Hintergrundgespräche mit Politikern, Mitgliedern des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses (PUA)



Die Mitglieder der NSU-Terrorzelle Uwe Böhnhardt (links), Beate Zschäpe (Mitte) und Uwe Mundlos (rechts). Die beiden Männer sind tot, Zschäpe steht vor Gericht.

Quellen: Bundeskriminalamt

und deren Mitarbeitern, mit früheren Mitarbeitern des BfV sowie Insidern zum Beispiel bei BKA und Bundesanwaltschaft und Länderbehörden. Unseren Gesprächspartnern sichern wir stets Quellenschutz zu. Einer der Höhepunkte ist ein Termin im Berliner Büro des Protagonisten: Flankiert von einem Abteilungsleiter und zwei Pressesprechern empfängt Staatssekretär Klaus-Dieter Fritsche am 22. August 2012 meinen Kollegen Johannes Gunst und mich.

Etappenweise kommt das *Stern*-Team derweil in Besitz weiterer Akten zum NSU-Komplex. Bei deren Sichtung stellen sich im August 2012 brisante Fragen zur Rolle von Staatssekretär Fritsche:

- Der Entwurf eines Sprechzettels vom 15. Januar 1997 für den damaligen BfV-Vizepräsidenten Fritsche belegt, dass dieser Inhalte der geheimen »Operation Rennsteig« gekannt hatte. Dahinter verbarg sich der Versuch des Verfassungsschutzes, in der Hardcore-Naziszene Thüringens V-Leute zu werben. Brisant: Akten zu dieser Geheim-Operation hatte Referatsleiter Axel M. Ende 2011 nach dem Auffliegen der Zwickauer Zelle im BfV gelöscht.
- Zudem findet sich ein als »GEHEIM« eingestuftes Dokument vom 14. September 2003, in dem der damalige BfV-Vizepräsident Fritsche Fragen des Innenministeriums zum Rechtsterrorismus beantwortet. Zur Zwickauer Zelle schrieb Fritsche damals, das Trio sei auf der Flucht und habe »seither keine Gewalttaten begangen«. Die These von einer braunen RAF im Untergrund verneinte Fachmann Fritsche. In der rechten Szene gebe es kein »potenzielles Unterstützerumfeld« für einen bewaffneten Kampf aus der Illegalität, den die Szene ohnehin nicht beabsichtigen würde. Tatsächlich hatte die Zwickauer Zelle damals, im Untergrund durch Gesinnungsgenossen mit Wohnungen, Ausweisen und Waffen unterstützt, bereits fünf Geldinstitute ausgeraubt und vier Migranten ermordet.

### »Strengeren Maßstab anlegen«

Das Bild verdichtet sich durch diese Belege: Der Mann, der als Staatssekretär im BMI für die Aufklärung der Pannen bei der Neonazi-Mordserie zuständig ist, hat in der Vergangenheit selbst als Fachmann die Täter völlig falsch eingeschätzt und damit versagt. Und ausgerechnet dieser Beamte steuert heute die Aktenzusammenstellung für den NSU-Untersuchungsausschuss? Dass er dabei gar unverhohlen mit

seiner Kontrollmacht droht, zeigt ein weiterer Beleg: Nach der Weitergabe einer Zeugenaussage über die Aktenlöschung im BfV an Politiker im NSU-Ausschuss, die nicht vorab mit dem Innenministerium abgestimmt war, schreibt Fritsche am 18. Juli 2012 an den Ausschuss-Vorsitzenden: »Bereits jetzt sehe ich mich gezwungen, bei der Übermittlung vertraulicher Informationen einen deutlich strengeren Maßstab anzulegen.«

### Die Behörden geraten unter Druck

September 2012: Die Dokumente zum NSU-Komplex haben mittlerweile einen Umfang von mehr als 100 Gigabyte erreicht. Bei der Sichtung neuer Akten stoßen wir auf einen Vorgang, den das BMI bislang verheimlichte: Ein Protokoll der internen Kommunikation zwischen BfV-Mitarbeitern dokumentiert die Vernichtung von Akten über den führenden Blood & Honour-Kopf Thomas S. Noch im Februar 2012, drei Monate nach Enttarnung der Nazikiller, wurden heimlich Abhörprotokolle zu dem Sprengstofflieferanten der Zwickauer Zelle vernichtet.

Am 10. September 2012 konfrontiert der *Stern* den Verfassungsschutz schriftlich mit Informationen zur Vernichtung von Akten über Thomas S. Ein Sprecher antwortet per E-Mail: »...danke für Ihre Anfrage, die ich Ihnen nicht summarisch mit nein per Mail beantworten möchte, sondern telefonisch und mit Erläuterung... Bitte um Rückruf...«

13. September 2012: Der NSU-Untersuchungsausschuss setzt seine Arbeit nach der Sommerpause fort. An diesem Tag veröffentlicht das Investigativ-Team des *Stern* seine Enthüllungsgeschichte über die Schredder-affäre. Der Titel lautet: »Operation Konfetti«.

Unser Beitrag wirft ein Schlaglicht auf das Innenleben im BMI und im BfV. Er zeigt, wie die Player im Hintergrund des Skandals in geheim tagenden Gremien, im Parlamentarischen Kontroll-Gremium des Bundestages und im Bundeskanzleramt agieren. Und dort, im Machtzentrum deutscher Sicherheitspolitik, zieht ein Mann aus der zweiten Reihe die Strippen – egal, wer »unter ihm« Innenminister oder Präsident des Verfassungsschutzes ist: Klaus-Dieter Fritsche. ■

Weiterführender Link:

- ▶ Informationen zur »Operation Konfetti« unter <http://www.stern.de/investigativ/projekte/terrorismus/rechtsterrorismusoperation-konfetti-1910468.html>

*Oliver Schröm ist Gründer und Leiter des Stern-Teams Investigative Recherche sowie Vorsitzender von Netzwerk Recherche.*



# Männerdomäne

*Männer schreiben über Männer – und meistens über Fußball. Quellen und Hintergründe sucht man hier oft vergebens. Das sind die zentralen Ergebnisse einer internationalen Studie zur Sportberichterstattung.*

VON THOMAS HORKY UND JÖRG-UWE NIELAND

**D**ie Sportberichterstattung der Printmedien weltweit lässt sich auf eine Formel verdichten: Männer schreiben über Männer. Denn in 80 untersuchten Tageszeitungen aus 22 Ländern waren 92 Prozent der Sportjournalisten männlich – und sie schrieben zu 88 Prozent über männliche Athleten. Das ist ein Ergebnis einer international angelegten Studie,

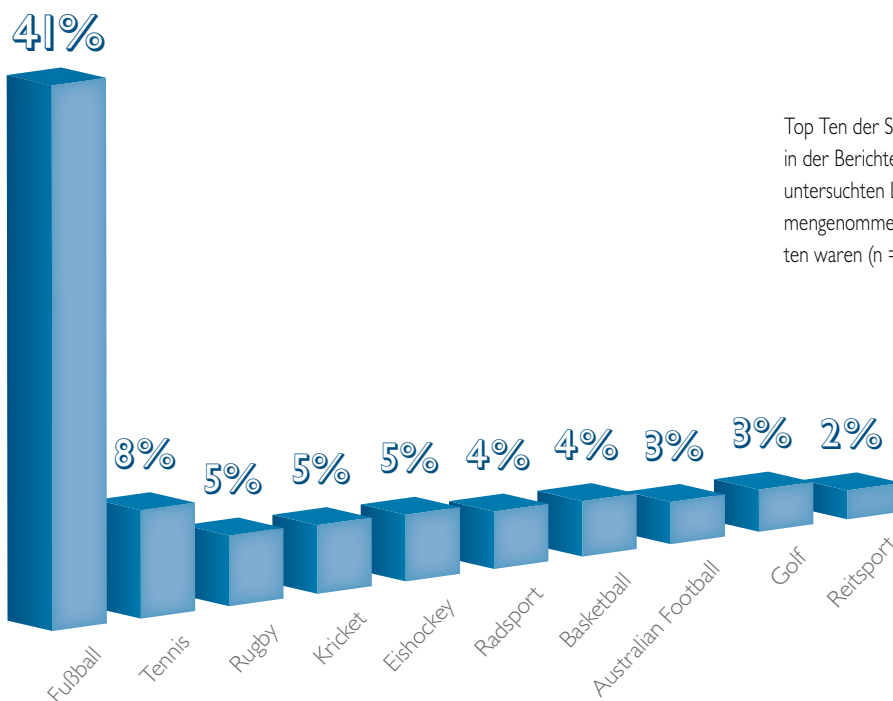
das vielleicht nicht überrascht, aber in der Deutlichkeit doch erstaunlich ist.

Die Qualität und Quantität der Berichterstattung stand im Fokus des Inter-

national Sports Press Survey 2011 (ISPS 2011), der von der Macromedia Hochschule für Medien und Kommunikation in Hamburg und der Deutschen Sporthochschule Köln geleitet und Ende 2013 veröffentlicht wurde. Untersucht wurden 18.340 Artikel aus 22 Ländern.

### Fußball ist die Sportart Nummer eins

Wenig überraschend ist der Hauptbefund: Fußball hat sich als Mediensportart Nummer eins in den Printmedien durchgesetzt. Seine Dominanz ist in einigen Nationen erdrückend: In Rumänien (85 Prozent), Portugal (81 Prozent) oder dem Land der kommenden Weltmeisterschaft Brasilien (75 Prozent)



Top Ten der Sportarten, die in der Berichterstattung aller untersuchten Länder zusammengefasst am präsentesten waren (n = 18.340).

Quelle: ISPS 2011  
Illustration: Ute Lederer

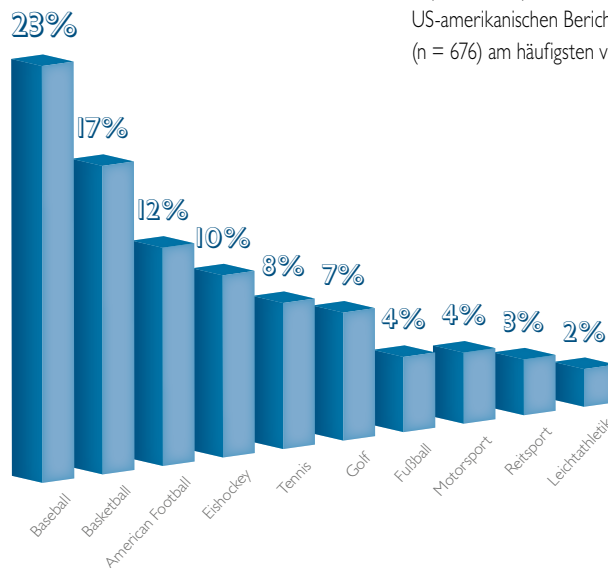
# Sportjournalismus

scheint es kaum ein anderes Sportthema zu geben – in den deutschen Blättern waren es immerhin auch noch 58 Prozent der Berichterstattung. Der deutsche Untersuchungskorpus beinhaltet neun Tageszeitungen mit insgesamt 1.899 Artikeln. Während sich weltweit im Schnitt 41 Prozent der Berichterstattung der Zeitungen mit Fußball auseinandersetzte, lassen sich bei Ländern wie den USA – hier dominierten die großen Profiligen von American Football, Basketball oder Baseball – oder Australien mit Australian Football und Rugby deutliche Unterschiede feststellen. In asiatischen Ländern wie beispielsweise Nepal war zwar eine größere Vielfalt an Sportarten in der Berichterstattung zu verzeichnen, dennoch erreichte auch hier der Fußball mit 38 Prozent den höchsten Wert vor Cricket (27 Prozent).

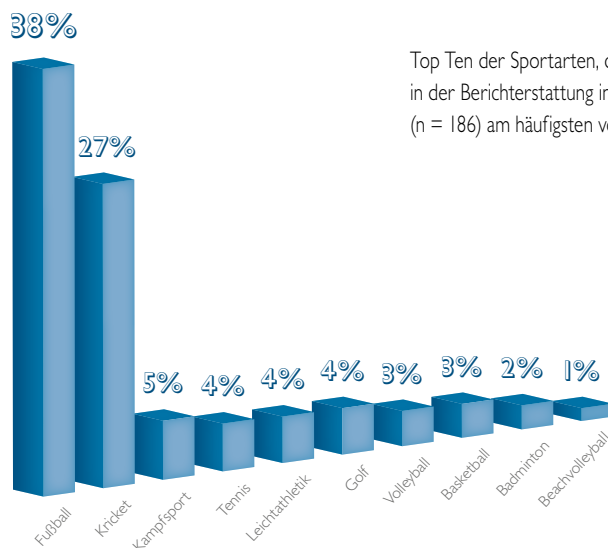
## Sportjournalistinnen stark in der Unterzahl

In den untersuchten Medien ist »Aktualität« der zentrale Nachrichtenfaktor: Fast 80 Prozent der Artikel waren Spielberichte, Beiträge über sportliche Aspekte wie die Bewertung von Leistungen oder Vorschauen auf sportliche Ereignisse, präsentiert vor allem in Nachrichten und Berichten, also tagesaktuellen Textgattungen. Andere – insbesondere kritische – Themen wie Sportpolitik (drei Prozent) oder Doping (ein Prozent) fanden kaum Beachtung. Offenbar zeichnen die untersuchten Tageszeitungen ein wettkampfbezogenes, wenig vielfältiges und meist unkritisches Bild vom Sport. Nicht nur dass zahlreiche Disziplinen keine Beachtung finden, Fragen zu der Integrations- und Identifikationskraft des Sports – beispielsweise des Behindertensports – finden kaum Erwähnung. Dabei ist in den untersuchten Zeitungen weltweit, aber auch speziell in einigen Länderauswertungen ein Trend zur Ökonomisierung der Sportberichterstattung in den Printmedien zu verzeichnen: So werden die Sportjournalisten beispielsweise in Slowenien mehr als »Promoter« denn als Berichterstatter über Sportereignisse wahrgenommen, in Griechenland sind zudem starke Verbindungen zum Geschäft mit Sportwetten zu verzeichnen.

Bemerkenswert ist, dass bei Themen wie Lokal- und Amateursport oder Kinder- und Jugendsport vor



Top Ten der Sportarten, die in der US-amerikanischen Berichterstattung (n = 676) am häufigsten vorkamen.



Top Ten der Sportarten, die in der Berichterstattung in Nepal (n = 186) am häufigsten vorkamen.

| PLATZ | HAUPTTHEMA DES ARTIKELS   | %  |
|-------|---------------------------|----|
| 1.    | Resultate / Spielberichte | 31 |
| 2.    | Sportliche Leistung       | 29 |
| 3.    | Spielvorschauen           | 18 |
| 4.    | Finanzierung              | 3  |
| 5.    | Sportpolitik              | 3  |
| 6.    | Zuschauer/Anhänger        | 2  |
| 7.    | Lokal-/Amateursport       | 1  |
| 8.    | Doping                    | 1  |
| 9.    | Kinder-/Jugendsport       | 1  |
| 10.   | Sport in den Medien       | 1  |

Top Ten der Sportthemen in allen untersuchten Artikeln weltweit (n = 18.340).

allein die wenigen Sportreporterinnen zum Einsatz kommen. Sportjournalistinnen haben zudem neben Fußball vornehmlich andere Sportarten wie Synchronschwimmen, Eiskunstlaufen oder Tennis im Fokus. Auch die Frauen in den Redaktionen berichten hauptsächlich aktualitätsbezogen über Sportereignisse. In den untersuchten Ländern variiert die Anzahl der Sportjournalistinnen stark. In Indien und Nepal konnten keine Beiträge von Frauen gefunden werden, während in Brasilien ein Viertel der Berichterstattung von Journalistinnen stammt – allerdings war bei den untersuchten Beiträgen, die von Sportjournalistinnen verfasst wurden, die Fallzahl allge-

mein relativ klein und die Aussagen können daher nur Tendenzen wiedergeben.

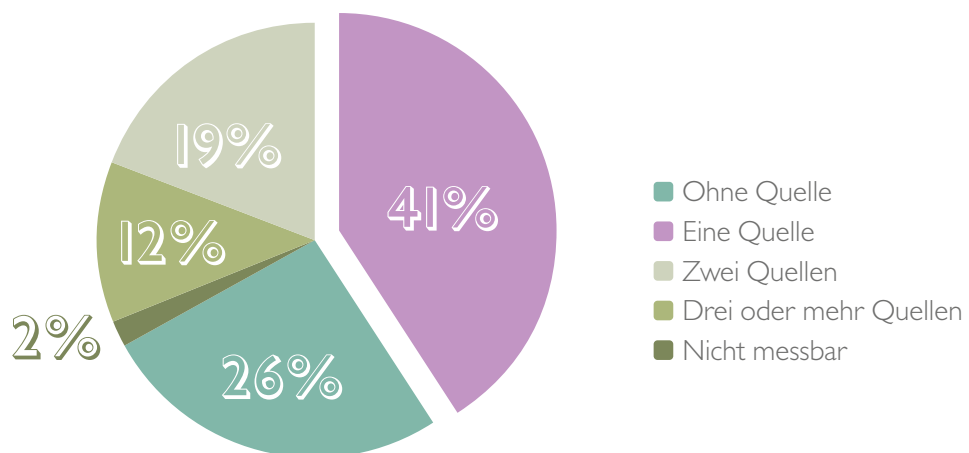
Geradezu erschreckend ist das Ergebnis zu einem der wichtigsten Qualitätsmerkmale von Journalismus zu bewerten: dem Umgang mit Quellen in der Berichterstattung. 26 Prozent der Artikel in den untersuchten Tageszeitungen wiesen keine erkennbare Quelle für ihre Berichterstattung auf, 41 Prozent beschränkten sich auf gerade mal eine Quelle und nur 12 Prozent konnten mit der Nennung von drei oder mehr Quellen der journalistischen Sorgfaltspflicht genügen. Auffällig ist die Selbstbezüglichkeit im Sport-Medien-System: Zitiert wurden in den Artikeln des Gesamtdatensatzes weitgehend nur Protagonisten des Sportsystems wie Athleten (33 Prozent), Trainer und Manager (17 Prozent) oder Repräsentanten der Vereine und Verbände (9 Prozent). Andere Quellen wurden dagegen äußerst selten benutzt.

### Zunehmende Internationalisierung

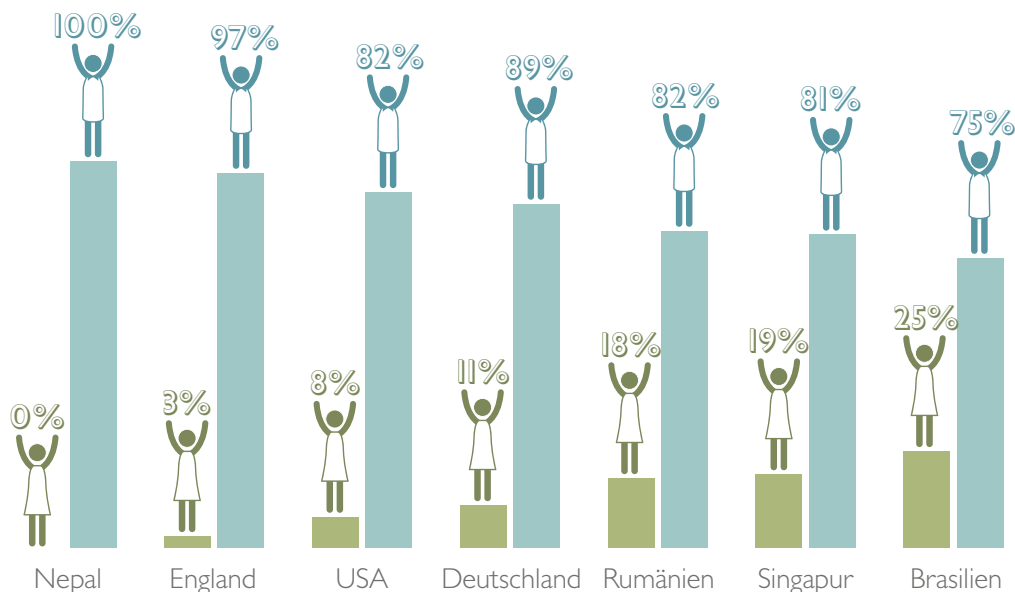
Die Sportberichterstattung weltweit ist offenbar stark von Bildern geprägt. Das emotionale Geschehen wurde in den 18.340 Artikeln mit insgesamt 17.069 Fotos präsentiert, in 1.403 Fällen sogar mit drei oder mehr Fotos pro Artikel. Nur 6.421 Artikel in den untersuchten Zeitungen verzichteten gänzlich auf eine Bebilderung.

Ein interessantes Ergebnis der ISPS 2011 ist eine offenbar wachsende Internationalisierung der Sportberichterstattung. Der Fokus der untersuchten Artikel lag vornehmlich auf weltweit bekannten Sportstars bei großen internationalen Sportevents – und dies deutlich stärker als noch bei den Vorstudien 2002 oder

Anzahl der zitierten Quellen in allen untersuchten Artikeln im Durchschnitt (n = 18.340).







Der Anteil an Frauen und Männern im Sportjournalismus in ausgewählten Ländern im Vergleich (n = 851). Brasilien wies in der Untersuchung die meisten Sportjournalistinnen auf.

2005. Zwar dominierte meist die national geprägte Perspektive in den Zeitungsredaktionen, aber 43 Prozent der Artikel wiesen bereits eine internationale Ausrichtung auf. Ein Beleg hierfür ist etwa die im Vergleich zu den Vorstudien stark gestiegene Berichterstattung über die Champions League, in der nationale Teams mit internationalen Topstars in ganz Europa die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In den Untersuchungszeitraum fiel auch die Berichterstattung über die Eishockey-WM, die Tour de France sowie die Grand Slam-Turniere in Paris und Wimbledon.

### Sportberichterstattung in Deutschland

Die deutschen Zeitungen schneiden im internationalen Vergleich durchaus respektabel ab, jedoch ist in Deutschland eine Differenzierung der Ergeb-

nisse hinsichtlich der Art der Zeitungen notwendig: Überregionale Abonnement-Zeitungen wie beispielsweise die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* oder *Süddeutsche Zeitung* und Boulevard-Blätter wie *Bild* oder *Kölner Express* verfügen zwar über eine ähnliche Themenauswahl, die Art der Berichterstattung unterscheidet sich jedoch deutlich: Bei den überregionalen Tageszeitungen lag der Anteil an Artikeln mit mehreren Quellen signifikant höher als bei den Boulevardzeitungen. Unterschiede zeigen sich auch im Grad der Visualisierung. Während die überregionalen und regionalen Tageszeitungen in mehr als der Hälfte ihrer Beiträge auf den Einsatz von Fotos oder Grafiken verzichten, verwenden die untersuchten Boulevardblätter in mehr als 61 Prozent der Fälle mindestens ein Foto.

|             | ÜBERREGIONAL<br>n=445 | REGIONAL<br>n=957 | BOULEVARD<br>n=497 | GESAMT<br>n=1,899 |
|-------------|-----------------------|-------------------|--------------------|-------------------|
| Keine Fotos | 58,7%                 | 54,4%             | 38,2%              | 51,2%             |
| 1 Foto      | 35,3%                 | 40,5%             | 36%                | 38,1%             |
| 2 Fotos     | 4%                    | 4,1%              | 13,5%              | 6,5%              |
| 3 Fotos     | 0,9%                  | 0,4%              | 6%                 | 2%                |
| 4 Fotos     | 1,1%                  | 0,5%              | 6,5%               | 2,2%              |

Anzahl der Bilder pro Text in Sportartikeln aus Deutschland nach Zeitungsgattung.

## WISSENSCHAFTLICHE METHODE

Der International Sports Press Survey 2011 wurde von der Macromedia Hochschule für Medien und Kommunikation in Hamburg und der Deutschen Sporthochschule Köln koordiniert. Die Sportberichterstattung in 22 Ländern wurde auf quantitative und qualitative Merkmale hin untersucht. Es wurden mindestens die jeweils auflagenstärksten überregionalen Zeitungen, die Boulevardzeitungen sowie Regionalzeitungen in den einzelnen Ländern einbezogen. In einer Inhaltsanalyse wurden Daten zu 18 Variablen für zwei künstliche

Wochen aus dem Zeitraum von April bis Juli 2011 erhoben. Über 30 Forscherteams beteiligten sich an der weltweit größten Studie dieser Art. Der Großteil der 18.340 untersuchten Artikel wurde in Europa publiziert, an der ISPS 2011 nahmen jedoch Länder aus allen fünf Kontinenten teil. Ende 2013 wurden die Ergebnisse in Deutschland veröffentlicht. Bei Vorläufern der Studie in den Jahren 2002 (nur Skandinavien) und 2005 (zehn Länder, 37 Zeitungen, 10.007 Artikel) war die Beteiligung deutlich geringer.

Prof. Dr. Thomas Horky unterrichtet Sportjournalismus an der Macromedia Hochschule für Medien und Kommunikation in Hamburg.

Dr. Jörg-Uwe Nieland ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Deutschen Sporthochschule Köln.



Unterschiede zwischen den drei Zeitungstypen bestehen auch bezüglich der Sportarten, über die berichtet wird. Zunächst erklärt sich die Fokussierung auf den Fußball mit der Ereignislage im Untersuchungszeitraum. Denn die Schlussphase der Bundesliga und der Champions League, das Pokalfinale sowie die Vorberichterstattung über die Frauenfußball-Weltmeisterschaft im eigenen Land fielen in die Zeit von April und Juni 2011. Auffällig aber ist, dass die Boulevardblätter mehr als 60 Prozent ihrer Berichterstattung auf König Fußball verwendeten. Mit deutlichem Abstand folgen Tennis, Eishockey und Handball. Tennis und Basketball sind dagegen Domänen der überregionalen Tageszeitungen, während der *Kölner Stadtanzeiger* aufgrund der Beschäftigung mit den Kölner Haien als Regionalzeitung Eishockey thematisierte. Für das *Hamburger Abendblatt* und die *Bild* ist Boxen die zweitwichtigste Sportart. Am vielfältigsten berichteten die *Berliner Zeitung* und die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* über das Sportgeschehen.

### Plädoyer für mehr Vielfalt und Qualität

Abschließend muss darauf hingewiesen werden, dass bei der ISPS 2011 durch den Anspruch, einen internationalen Vergleich möglich zu machen, Beschränkungen in der Aussagekraft der Ergebnisse in Kauf genommen werden mussten. Die Auswahl der Zeitungen unterlag in einigen Ländern forschungswirtschaftlichen Zwängen. Die Untersuchung beschränkte sich weitgehend auf einen Zeitraum, in dem Sommersportarten ausgeübt wurden. Das Kategoriensystem musste zur weltweiten Anwendbarkeit relativ einfach gehalten werden. Dennoch lassen sich vor

dem Hintergrund dramatisch sinkender Zeitungsauflagen in der Mehrzahl der untersuchten Länder und der wachsenden Konkurrenz zu Onlinemedien Prognosen zum Sport in den Printmedien wagen: Allen voran bedarf es einer Feminisierung des Sportjournalismus – hinsichtlich der schreibenden Akteure und auch der Themen, über die berichtet wird. Qualitätsmerkmale wie die Anzahl und die Art der Quellen sollten stärkere Beachtung finden, denn festzustellen ist generell: Zeitungen mit größerer Vielfalt scheinen auch ökonomisch erfolgreicher zu sein. ■

### Weiterführende Literatur:

- ▶ Horky, T./Nieland, J.-U. (Eds.) (2013): International Sports Press Survey 2011. Quantity and Quality of Sports Reporting. Norderstedt: BoD.
- ▶ Horky, T./Nieland, J.-U. (2011): Sportberichterstattung in deutschen Printmedien. Ergebnisse einer international vergleichenden Studie. *Journalistik Journal*, 14 (2), S. 32-33.
- ▶ Horky, T. (2010): Contents and patterns of construction of sports coverage in the press. Results from a cross-national comparative study. *European Journal for Sport and Society*, 7 (3+4), S. 265-282.
- ▶ Rowe, D. (2013): The state of the sports press: Reflections on an international study. In: Pedersen, P. (Hrsg.) (2013): *Routledge Handbook of Sport Communication*. London/New York: Routledge, S. 165-177.
- ▶ Schultz-Jørgensen, S. (2002): Industry or independence? Survey of the Scandinavian sports press. *Mondaymorning*, Special Print, November, S. 1-8.
- ▶ Schultz-Jørgensen, S. (2005): The world's best advertising agency? The sports press. *Mandagmorgen*, 37. Oktober, S. 1-7.
- ▶ Zimmermann, M.H./Tamir, I./Ihle, H./Nieland, J.-U. (2013): A Global crisis? International perspectives on the state of print media. In: Pedersen, P. (ed.) (2013), *Routledge Handbook of Sport Communication*. London/New York: Routledge, S. 108-117.

# PODIUM

message



---

Darf's ein bisschen  
länger sein? **S. 84**

Die dramaturgische  
Trickkiste **S. 87**

Die crossmediale Zukunft  
der langen Form **S. 88**

Investigativ trotz aller  
Widerstände **S. 90**

Die Wahrheit hinter  
der Wirklichkeit **S. 91**

---

DIE LANGE FORM,  
DIE GANZE GESCHICHTE

Dokumentation der Netzwerk-Recherche-Tagung »Weitblick« am 22./23. November 2013 in Köln

# DARF'S EIN BISSCHEN LÄNGER SEIN?

Im Fernsehen kämpfen Dokumentationen um Sendeplätze, Zeitungen bangen um ihre Seite 3. Dabei kann nur die lange Form erzählen, reflektieren, Hintergrund liefern. Eine Bestandsaufnahme.



Helga Kirchner diskutiert im Panel über den »Mut zur Langstrecke« mit Hanns-Bruno Kammertöns, Julia Friedrichs und Jochen Arntz (von rechts nach links)

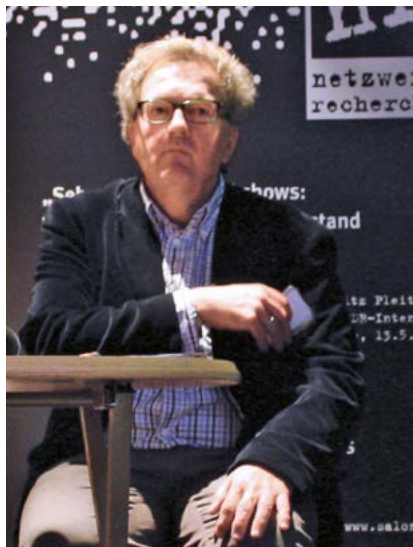
Fotos: Rike Uhltenkamp (links), Danilo Rößler (rechts)

Die schlechte Bezahlung langer Formate sei ein großer Missstand, sagt Julia Friedrichs



Wenn ein Tweet mit nur 140 Zeichen so aussagekräftig wie eine Nachrichtenmeldung sein kann, wird der Begründungszwang für die langen Formen im Journalismus noch höher als er bisher schon war. In Zeiten, in denen die Aufmerksamkeitsspanne der Rezipienten immer kürzer wird, haben es Reportagen, Features und Dokumentationen besonders schwer. Auf der Fachkonferenz »Weitblick – die lange Form, die ganze Geschichte« von Netzwerk Recherche (22. und 23. November 2013 in Köln) kamen Medienmacher von Presse, Online, Radio und Fernsehen zusammen, um sich über den Status Quo der »langen Form« auszutauschen. In einer Sache waren sich fast alle Teilnehmenden einig: Mut ist gefragt.

Bereits in den Eröffnungspanels wurde deutlich: Der Dokumentarfilm



Für Joachim Huber zählt Aufmerksamkeit statt Quote.

steckt in einem Dilemma. Von der Quote dominiert, fristen immer mehr spannende Langformate ein Nischendasein im Programm der öffentlich-rechtlichen Sender. Der preisgekrönte *NDR*-Dokumentarfilmer Eric Friedler machte sich in seiner Auftaktrede dafür stark, dass Dokumentationen auf Sendeplätzen laufen sollten, »die man auch ohne Schlafstörungen sehen kann.« Nicht zuletzt, weil ein ungeheurer logistischer, finanzieller und zeitlicher Aufwand hinter den Produktionen stecke. Friedler glaubt fest daran: »Es gibt da draußen Menschen, die die ganze Geschichte sehen wollen und sich dafür auch mal eine Nacht um die Ohren schlagen und dran bleiben.«

#### KLICKZAHL STATT QUOTE

Bestes Beispiel ist die Dokumentation »Der Versicherungsvertreter« von Klaus Stern über Karriere und Fall von Mehmet Göker – einem Mann, der mit nur 25 Jahren bereits eine Million Euro durch den telefonischen Vertrieb von privaten Krankenversicherungen erwirtschaftet hatte und den seine Gier schließlich das gesamte Vermögen kostete. Im Gegensatz zum Protagonisten des Films hat sich der Regisseur nicht verkalkuliert. Die Produktion war ein jahrelanger Kraftakt, der sich gelohnt hat: Der Film lief in über 50 Kinos der Republik und wurde von Publikum und Presse gelobt. Bislang erreichte er durch Klicks in der Mediathek und Wiederausstrahlungen in den Dritten Programmen 3,7 Millionen Zuschauer. Beispiele wie dieses machen klar, dass sich die Rezeptionsgewohnheiten der Zuschauer geändert haben. Joachim Huber, der Leiter

des Medienressorts beim *Tagesspiegel*, sagte auf der nr-Fachkonferenz voraus: »Künftig ist On-Demand das, was das Fernsehen ausmacht.« Die Sendezeit spiele dabei nur noch eine untergeordnete Rolle. Er richtete klare Worte an seine Kollegen: »Hören Sie auf mit der Quoten- und Sendezeitdiskussion und erzeugen Sie stattdessen mehr Aufmerksamkeit für Ihre Arbeit!«

#### DIE SEITE 3 IST BEDROHT

Wenn Zeitungen um ihre Existenz kämpfen, ist besonders die exponierte Seite 3 bedroht, der klassische Ort für längere Hintergrundstücke und große Reportagen. Manche Regionalzeitung verzichtet auf Platz für große Geschichten. Hanns-Bruno Kammertöns, ehemaliger Leiter des *Zeit-Dossiers*, möchte sich den Optimismus dennoch nicht nehmen lassen. Es sollte als »unique selling point« herausgestellt werden, wenn eine Zeitung Autoren hat, die dem Leser die sich immer schneller drehende Welt erklären könnten, findet Kammertöns. Und auch der stellvertretende Leiter der Seite 3 der *Süddeutschen Zeitung*, Jochen Arntz, sagte: »Ich glaube, dass Zeitungen, die die großen Geschichten machen, eher gelesen werden als Zeitungen im Kleinformat, die keine ▶



»Ausdauer, Mut, Quälerei« - in seiner Auftaktrede sprach Eric Friedler über die Freuden der langen Form



Hanns-Bruno Kammertöns und Julia Friedrichs diskutierten über die Chancen und Grenzen der langen Form im Print.

Unterscheidbarkeit mehr zu anderen Medien haben.« Dass dieser »unique selling point« dabei auch ausreichend vergütet werden muss, forderte Julia Friedrichs. 2.000 bis 3.000 Euro für die wochenlange Arbeit an 750 Zeilen können nicht angemessen sein, so die freie Journalistin und *Zeit*-Autorin. »Das ist ein ganz großer Missstand!«

#### »KILL YOUR TEDDYBEAR«

Was bleibt, ist die Frage der Erreichbarkeit des Publikums. Hanns-Bruno Kammertöns glaubt, dass jeder Leser, der es bis zur zweiten Seite auf dem Smartphone oder Tablet schafft, den Artikel

schließlich auch zu Ende lese. Das sei bei der Zeitung nicht anders. Der langjährige Leiter des Gesellschaftsressorts des *Spiegel*, Cordt Schnibben, widersprach: Es reiche längst nicht mehr aus, die lange Form eins zu eins auf dem Tablet zu veröffentlichen. Journalisten müssten sich den neuen Anforderungen der Multimedialität stellen. Der *Spiegel*-Autor erklärte es so: »In Deutschland haben wir Teddys in unseren Büros, kuscheln uns an sie und sagen, so schlimm wird es schon nicht kommen.« Seiner Auffassung nach müssen Journalisten damit aufhören zu hoffen, dass alles Schlimme von selbst vorbeigehen wird. Stattdessen

müssten sie handeln und neue Konzepte entwickeln. Schnibben: »Ich sage Ihnen: Kill your Teddybear!«

Ob sinkende Auflage oder schlechte Quote – die Medienmacher wissen, dass umfassende Informationen, ausgewogene Berichterstattungen und die Vertiefung in ein Thema für Leser, Hörer und Zuschauer unersetzlich bleiben. Reportagen, Dokumentationen oder Features brauchen Zeit, um ihren Anspruch zu erfüllen. Zeit zum Erzählen, zum Reflektieren, zum Wirken lassen. Damit sich diese journalistischen Intensiv-Formate weiterhin halten können, müssen Redakteure wie Rezipienten einen langen Atem beweisen. Der Dokumentarfilmer Eric Friedler resümierte: »Die lange Form ist teuer – man muss sich bei jeder Minute fragen, ob sie das wert ist. Am Ende kann das nur der Zuschauer beantworten.« ■

Danilo Rößger und Dania Maria Hohn

# DIE DRAMATURGISCHE TRICKKISTE

Lang muss nicht langweilig sein. Mit welchen Kniffen kann die lange Form erzählt werden – und was können Journalisten tun, um den Verfall der Aufmerksamkeit zu stoppen?



Cordt Schnibben sieht den Leser als Hund, den Journalisten als Zeugen Jehovas.

**W**ir müssen uns den Leser als Hund vorstellen. Ein Hund, der eigentlich spielen möchte, dem ich aber jetzt mit etwas Ernsthaftem komme.« Das ist nur eines der Bilder, das der *Spiegel*-Redakteur Cordt Schnibben in seinem Netzwerk-Recherche-Workshop über »Dramaturgie 2.0« benutzt. Der Leser wolle ernsthafte Themen zwar zur Kenntnis nehmen, aber in Wahrheit sei er schon längst bei Facebook oder beantworte seine E-Mails. Der Journalist hingegen, so Schnibben, verkommt zu einem »Zeugen Jehovas«, der zwar auf wichtige Dinge aufmerksam machen will, jedoch seine liebe Not hat, seine Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Was also tun?

## MUT ZUR ANTI-SZENE

Schnibben sieht die Lösung darin, die Dramaturgie journalistischer Produkte zu optimieren. Zunächst gehe es darum, Aufmerksamkeit beim Rezipienten zu erzeugen. Das solle nicht mit dem Holzhammer und billigen Tricks, sondern mit Intelligenz passieren oder besser noch: mit der bewussten Verletzung journalistischer Grundsätze. Reportagen folgen, so findet Schnibben, viel zu oft der alten Dramaturgie des Kinos, hätten ein zu langsames Tempo und gingen so häufig am Leser vorbei. »Nur Mut zur Anti-Szene«, so sein Plädoyer. »Man muss nicht immer szenisch anfangen, um den Leser in die Story zu ziehen.«

Auch die Autorin Julia Friedrichs, die durch ihre Sozialreportagen bekannt geworden ist, stellt fest, dass sich die traditionellen dramaturgischen Grundregeln auflösen. Sie fange ihre Reportagen gerne mit Gedanken oder Ideen an, die Überraschungen bieten und vielleicht sogar irritieren. »Der Leser hat inzwischen sehr viel über Dramaturgie gelernt. Gerade junge Mediennutzer verstehen, was man alles machen kann. Die kennen die Trickkiste mittlerweile.«

Solche Regelverletzungen sind laut Schnibben auch ein Weg, um die Aufmerksamkeit der Leser zu halten: »Enttäuschen Sie die Erwartung der Leute positiv. Halten Sie die Aufmerksamkeit, indem Sie etwas machen, mit dem der Leser nicht rechnet.« Hanns-Bruno Kammertöns, verantwortlicher Redakteur für die Titelgeschichten der *Zeit*, nennt diese Überraschungen »Trompetensoli« – also Weckrufe für Leser, die gedanklich dabei sind zu erschlaffen. Außerdem sei es wichtig, erklärt Schnibben, bei sehr komplexen Themen »Inseln des Bekannten« zu schaffen, so wie die Erklärung des Bausparvertrags in einem Text über die Finanzkrise. »Diese Inseln machen komplexe Stoffe besser genießbar«, erklärt er.

## DIE PROTAGONISTEN-SCHIENE

Auch Protagonisten werden oft zum Werkzeug, um komplexe Themen ►

lese-, hör-, und sehfreundlicher zu machen. Fast immer gebe es hierbei zuerst das Thema und dann müsse ein passender Protagonist gefunden werden, berichtet Henning Sußebach von der *Zeit* aus der redaktionellen Praxis. Das mache allerdings eine große Schwäche für die Erzählung aus. So wähle man oft den »auf einen Knopf drückenden Banker« als Protagonisten für die Finanzkrise. »Da machen wir die Welt sehr klein, wenn die Protagonisten genau das sind, was wir ihnen am Konferenztisch zugesagt haben«, beklagt der Dossier-Redakteur und mahnt an, dass man sich Gedanken über neue Formen machen müsse.

Warum nicht mal ein Kantinengespräch bei der Deutschen Bank mithören?

Laut Schnibben, der 2007 das Reporter-Forum gründete, ist die letz-

*In der Hälfte aller Reportagen findet man heutzutage eine verlogene Dramaturgie.*

te wichtige Aufgabe der Dramaturgie, die Aufmerksamkeit der Rezipienten zu belohnen. Dazu gehöre wohl auch, dass Autoren sich nicht einer »verlogenen

Dramaturgie« bedienen, indem sie Protagonisten an Orte bringen, an denen sie nicht sein möchten, nur weil es für den Text dienlich sein könnte. »Diese Art von Dramaturgie findet man leider in der Hälfte der Reportagen heutzutage«, kritisiert der Gewinner zahlreicher Journalistenpreise.

Schnibben ist sich sicher, dass seine dramaturgischen Verbesserungsvorschläge zu langen Geschichten führen werden, die schon im ersten Satz einen Sog entwickeln, eine klare Botschaft haben und den Leser bis zum Ende fesseln können. ■

*Danilo Rößger und Rike Uhlenkamp*

## DIE CROSSMEDIALE ZUKUNFT DER LANGEN FORM

Mit Multi-Stories, Scroll-Dossiers und Social Media stellen sich Medienhäuser und freie Journalisten neu auf. Trotz einiger Leuchtturm-Projekte hinkt Deutschland im internationalen Vergleich hinterher.



Wie das Medium ein Thema verändert, fragt Günter Bartsch den Dokumentarfilm-Produzenten Christian Beetz und den Sportjournalisten Jonathan Sachse (von links nach rechts).

Dezember 2012. Die *New York Times* veröffentlicht auf ihrer Website die multimediale Reportage »Snow Fall« über ein Lawinenunglück am Tunnel Creek im Nordwesten der USA. Reaktionen auf das Online-Feature: ein medialer Sturm der Begeisterung, ein Pulitzer-Preis und die Etablierung eines neuen Verbs: »to snow fall« – die Verwandlung einer herkömmlichen Geschichte in ein interaktives multimediales Online-Feature. All das zeigt: Digitales Storytelling ist die Zukunft der langen Form im Netz.





Caterina Lobenstein suchte in Tokio, Mumbai und Hamburg nach der Zukunft der Medien.

»Deutschland hinkt hier im internationalen Vergleich hinterher«, machte Caterina Lobenstein im Workshop über »Geschichten in der Mediensmelze« deutlich. Grund dafür sei oft Geld- und Zeitmangel. Die freie Autorin der *Zeit* hat sich zusammen mit ihrer Kollegin Amrei Coen auf die Suche nach der Zukunft der Medien gemacht. In Hamburg, Tokio, Mumbai und vier weiteren internationalen Metropolen befragten sie Journalisten und Medienmacher, wie digitaler Journalismus gemacht wird und wie sich damit Geld verdienen lässt. Die besten Geschichten hätten sie dabei fast nie in klassischen Verlagen oder Medienhäusern gefunden, sondern bei den freien Journalisten.

#### FREIE ALS »DRIVING FORCE«

Aber auch in Deutschland gibt es Pioniere. Einer von ihnen ist Jonathan Sachse. Der freie Journalist hatte 2013 eine Idee für ein multimediales Storytelling-Kon-

zept: eine Symbiose aus Fotos, Videos, Grafiken und interaktiven Elementen zur hundertjährigen Geschichte der Tour de France. Gemeinsam mit seinem Kollegen Philipp Katzer und *Zeit Online* als Partner entstand das Scroll-Dossier »100 Jahre Tour de France«. Hauptstrang der Geschichte ist der Text; jedes Stück enthält Bilderstrecken, Videos und Grafiken, die die Geschichte nicht unterbrechen, sondern ergänzen. Was mit zwei freien Journalisten begann, wurde letztendlich zu einem 20-köpfigen Team aus Reportern, Programmierern, Datenjournalisten, Foto- und Videoredakteuren.

#### KANÄLE SYNCHRONISIEREN

Cordt Schnibben vom *Spiegel* sieht die Zukunft in sozialen Netzwerken: »Twitter, Facebook, aber auch Google und Youtube – das sind alles Formen von moderner Dramaturgie. Man sollte anfangen, darüber nachzudenken, wie man dieses Medium für das, was einem wichtig ist, nutzen kann.« In diesem Zusammenhang sprach er von einer »Multi-Story«: Ein Thema müsse auf vier Kanälen – Print, Digital, Online und Social Media – unterschiedlich erzählt, die Dramaturgie synchronisiert werden.

Ziel dabei sei es, »die dramaturgischen Qualitäten, die in 140 Zeichen Botschaft sind, zu nutzen«. Crossmediale Konzepte seien notwendig, um auch die lange Form – die ganze Geschichte – wieder für den Leser attraktiv zu machen. Dabei müssten Journalisten wie Verleger die neuen Möglichkeiten erkennen und umsetzen, mahnte Cordt Schnibben. »Wenn sie sich nicht darum kümmern, werden sie in vier bis fünf Jahren von einer Sparrunde in die andere taumeln.«

Auch Caterina Lobenstein forderte ein Umdenken: »Der *Guardian* ist ein gutes Beispiel dafür, dass man Multimedia nicht nur in die Ecke schiebt. Dort gibt es eine große Redaktion mit Programmierern, Grafikern und Rechercheuren. So geht Multimedia richtig.«

Einen finanziellen und technischen Aufwand wie beim *Guardian* oder bei *Zeit Online* kann sich allerdings nicht jeder Verlag leisten. Die weitgereiste Journalistin weiß: »Das Know-how in Deutschland ist da. Aber das Geld fehlt, oder die Redaktionen denken nicht multimedial genug.« ■

Dania Maria Hohn und Rike Uhlenkamp



Der freie Journalist Jonathan Sachse lieferte die Idee zum Scroll-Dossier »100 Jahre Tour de France« auf *Zeit Online*.

# DIE WAHRHEIT HINTER DER WIRKLICHKEIT

Radiofeatures erzeugen Kontext und liefern thematische Einordnung. Ihren Machern bietet die akustische Langform Raum für Spielerei und Konzeptkunst – und manchmal sogar hohe Honorare.

**G**anze 53 Minuten. So lang dauert ein *ARD-Radiofeature*. 53 Minuten, in denen ausgiebig über den Terror des NSU berichtet wird. Oder über die deutschen Waffenexporte nach Katar. 53 Minuten, in denen es nicht um die schnelle Information geht, sondern darum, »die Wahrheit hinter der Wirklichkeit zu zeigen« – so formulierte Dorothea Runge, seit 1998 Redakteurin beim *WDR*, die Aufgabe von Radiofeatures.

Im Vergleich zu anderen Hörfunkbeiträgen nimmt ein Feature viel Sendezeit in Anspruch. Dass sich der Aufwand lohnt, davon waren alle anwesenden Radiomacher überzeugt: »Wir wollen wie die Dokumentarfilmer die Welt begreifen und es unserem Hörer ermöglichen, sich sein eigenes Bild zu machen«, erklärte Leslie Rosin, Redakteurin beim *WDR*.



Hielten ein ernstes Plädoyer für die lange Form im Radio: Dorothea Runge (*WDR*) und Walter Filz (*SWR*).

Die Themen, die in Features behandelt werden, gehen dabei weit über den tagesaktuellen Journalismus hinaus. »Die Beiträge sollen einen Kontext erzeugen und dem Hörer eine thematische Einordnung bieten«, so Rosin weiter. Als Beispiel führte die Radioredakteurin das Hörfunkfeature »Neun Stockwerke Deutschland« an – eine Koproduktion von *WDR*, *RBB* und *Deutschlandradio Kultur*. Es sei ein positives Stück über den Mut der Gescheiterten. Der Vorteil des nicht-tagesaktuellen Beitrags laut Rosin: »Er kann immer ausgestrahlt werden, sobald das Thema Hartz IV auf die Medienagenda kommt – denn er ist repertoirefähig.«

## KONZEPTKUNST UND FAKTEN

Zudem ermögliche das Feature die größten gestalterischen Freiheiten, fand Rosin. »Aber nicht nur inhaltlich, sondern auch ästhetisch«, ergänzte Hermann Thießen vom *Deutschlandfunk*. Das Radiofeature »Game INC«, das sich mit »Let's play«-Videos bei Youtube und deren Machern befasst, entstand durch eine experimentelle Studiosituation: Die Protagonisten zockten, während sie mit O-Tönen von Experten konfrontiert wurden und sofort kommentierten. »Aber auch Konzeptkunst mit Schauspielern ist im Feature möglich«, fügte Thießen hinzu. Wichtig sei aber trotz aller Spielerei, dass die Fakten stimmen.



Leslie Rosin (*WDR*) und Hermann Thießen (*Deutschlandfunk*) hatten sichtlich Spaß bei der Diskussion.

Die Synthese zwischen Radiokunst und Qualitätsjournalismus ist ein Merkmal der akustischen Langform. Das *ARD-Radiofeature* bietet ihr einen festen Sendeplatz. Sieben Rundfunkanstalten sind an der Kooperation beteiligt, seit 2010 strahlen sie jeden Monat jeweils ein Stück aus. Durch diese Zusammenarbeit ist es möglich, den Autoren Honorare zu zahlen, die etwa dreimal so hoch sind wie für reguläre öffentlich-rechtliche Features üblich. »Dadurch soll ein Anreiz geschaffen werden, sich auch an investigative und langwierige Recherchen zu wagen«, erläuterte Dorothea Runge. Denn genau solche Stoffe seien es, die gute Features – und damit gutes Radio – ausmachten. ■

*Julia Berghofer und Anna Waiblinger*

# INVESTIGATIV TROTZ ALLER WIDERSTÄNDE

Intensive Recherche kostet Zeit, Geld und Mühe. Sie kann sich in journalistischen Erfolgen und gesellschaftlichen Veränderungen auszahlen. Zwei preisgekrönte Reporter berichten von aufwändigen Nachforschungen.

Wo viele Reporter ihre Recherche beenden, fängt die Arbeit investigativer Journalisten erst an. Redaktionen entscheiden sich oft gegen aufwändige Vorhaben mit unsicherem Ausgang. Trotzdem gibt es Investigativ-Reporter, die sich sorgfältigen Nachforschungen und brisanten Themen verschreiben. Unter dem Titel »Hinterm Horizont geht's weiter« berichteten sie von Projekten, die viel Zeit, Geld und Durchhaltevermögen kosteten – und die nicht nur journalistisch zu Erfolgen wurden.

Ingolf Gritschneider ist ein Verfechter der investigativen Recherche. Als freier Autor arbeitet er unter anderem für den *WDR*, die *Süddeutsche Zeitung* und die *Zeit*. 2012 wurde er mit dem Deutschen Fernsehpreis in der Kategorie »Beste Reportage« ausgezeichnet. Mit seinen tiefgehenden Geschichten, die unter anderem in der *WDR*-Sendereihe *die story* gezeigt werden, hat er sich oft Feinde gemacht und sogar Klageandrohungen bekommen. »Das hindert mich aber nicht am Weitermachen«, betonte er.

Ein Beispiel dafür ist seine Reportage »Unter tödlichem Verdacht – Bayer und sein Wundermittel Trasylo!«, in der er es mit dem mächtigen Pharmakonzern aufnimmt. Die 45-minütige Dokumentation wurde 2007 im *WDR* ausgestrahlt. Gritschneider recherchierte, dass Bayer ein Medikament auf den Markt gebracht hatte, das überdurchschnittlich oft

schwerwiegende Nebenwirkungen wie Schlaganfälle oder Nierenschäden verursachte – obwohl die schädlichen Effekte des umsatzstarken Mittels bekannt waren. Trasylo! wurde seit den 1990er Jahren bei Bypass-Operationen eingesetzt, um Blutungen zu stillen.

## KONTAKT ZU INSIDERN

Die Recherche habe sich über mehr als zwei Jahrzehnte hingezogen, berichtet Gritschneider. Nach dem Jurastudium hatte er eine Stelle bei Bayer angenommen und sei schon damals auf das Thema gestoßen. Später wechselte er in den Journalismus. Nach der Veröffentlichung einer klinischen Studie von 2006, die Trasylo! als eindeutig gefährlich einstufte, habe er intensiver nachgeforscht und Kontakt zu Insidern aufgenommen. Bayer sei durch den Film so unter Druck geraten, dass das Medikament vom Markt genommen wurde.

Nur selten drängen sich Reportern Geschichten so auf. »Manchmal kommt es einfach auf das Bauchgefühl an«, berichtete Rainer Kahrs, der als freier Autor für verschiedene *ARD*-Rundfunkanstalten arbeitet. Für *Radio Bremen* produzierte er 2010 »Das Geheimnis des Waffenschiffes Faina«, ein Feature, in dem er ein Netzwerk des internationalen Waffenhandels aufdeckte.

»Damals haben wir in den Redaktionen gehört, wie die Faina von Piraten

gekapert wurde, aber das konnte nicht die ganze Geschichte sein«, sagte er. Kahrs Vermutung erwies sich als richtig. Seine Reise in die Ukraine, von wo aus der Frachter gestartet war, bezeichnet er als »Roadtrip«. Schließlich stellte sich heraus, dass die Waffenlieferungen ursprünglich aus Deutschland stammten.

Gritschneders und Kahrs Investigativ-Recherchen zeugen von Biss, Ausdauer, Risikobereitschaft und Sorgfalt. In beiden Fällen hing aber auch viel von der Zusammenarbeit mit den jeweiligen Redaktionen ab. Kahrs benötigte finanzielle Unterstützung, um in die Ukraine zu reisen, Gritschneider war auf juristische Rücken- deckung angewiesen, als Bayer mit einer Klage drohte. Das Ergebnis aber spricht für sich: Zumindest in Gritschneders Fall gab es unmittelbare Konsequenzen auf dem Pharma-Markt, die die Investigativ-Recherche zu einem Erfolg machten. ■

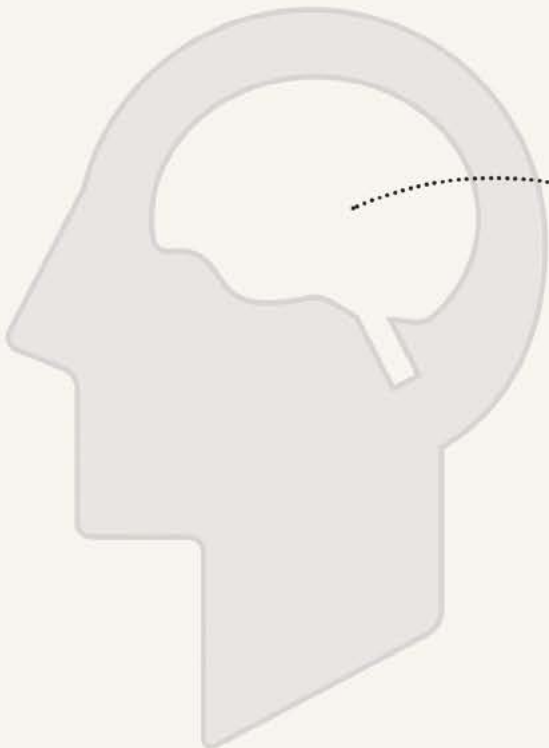
*Julia Berghofer und Anna Waiblinger*

---

*Dieses Podium entstand – von Recherche und Fotografie über Text bis zum Layout – in einer Projektwerkstatt des Master-Studiengangs Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg. Die Texte stammen von Studierenden. Layout: Janina Demiana Roll. Leitung der Lehrveranstaltung: Prof. Dr. Volker Lilienthal*

---

*Leitfaden für Journalistinnen  
und Journalisten*



**Sie wollen über ein neues Medikament  
oder Therapieverfahren berichten?  
Oder über eine medizinische Studie mit  
aufsehenerregenden Ergebnissen?**

**MedizinMag** ist ein Online-Leitfaden für Journalistinnen und Journalisten: Unter [medizinmag.de](http://medizinmag.de) finden Sie detaillierte Informationen, Links und ein Glossar. Konzipiert wurde der Leitfaden für diejenigen, die nicht täglich mit Medizinthemen zu tun haben. Aber auch für Profis, die noch einmal schnell

etwas nachsehen wollen. Die einzelnen Kapitel dienen als Checkliste: Am Ende sollte ein Text oder Beitrag möglichst alle darin erwähnten Kriterien erfüllen. So lassen sich Fehler vermeiden und der Journalist kann sich absichern – gegen Übertreibungen oder fehlerhafte Forschung.

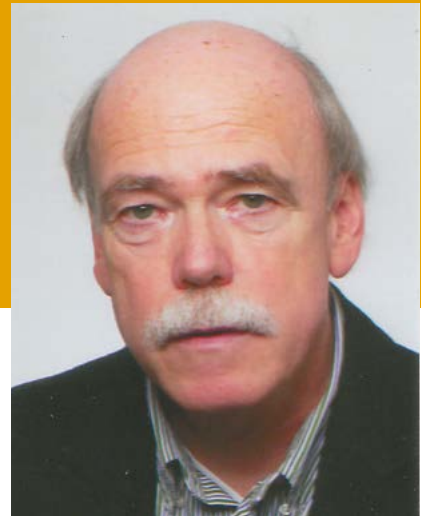
**[www.medicinmag.de](http://www.medicinmag.de)**

Mit Unterstützung der

Robert Bosch **Stiftung**

# Frühe Prägungen

Namhafte Journalisten erzählen in *Message* von ihren Vorbildern. **Herbert Hoven**, Autor vieler Radiofeatures, Buchautor und promovierter Germanist, erinnert sich an den Querkopf Jürgen Lodemann, der ihm zeigte, dass selbst eine Literatursendung hochpolitisch sein kann.



**G**uten Abend: Hier ist das deutsche Fernsehen« – unter diesem Titel veröffentlichte ich 1986 einen Sammelband zur Sprache der Fernsehbilder. Jürgen Lodemann gehörte zu den ersten Kollegen, die ich um einen Beitrag bat. Wenn einer etwas zur Entstehung der Fernsehwirklichkeit sagen konnte, dann er.

Als Fernsehredakteur beim SWF moderierte er den Literaten-Stammtisch *Café Größenwahn*, war Erfinder, Redakteur und Moderator des *Literaturmagazins* und hob die *Bücher-Bestenliste* als Gegenstück zur *Spiegel*-Bestsellerliste aus der Taufe. Ein ums andere Mal zankte er sich mit Marcel Reich-Ranicki und verteidigte Heinrich Böll gegen den absurden Vorwurf, dieser sympathisiere mit der RAF. Mal launig, mal verschmitzt, immer listig, zuweilen auch zornig, forderte er von seinen Gesprächspartnern eine Meinung ein. Streng kontrolliert von allen Instanzen, vom Abteilungsleiter bis zum Fernsehdirektor. Es ging um Literatursendungen – wohlgemerkt. Aber es zeigt, was Literatur ausrichten kann, wenn man sie vom Kopf auf die Füße stellt.

Im Januar 1976 dann der große Knall. Programmdirektor Dieter Stolte verbot seinem Redakteur, ein Gedicht

von Alfred Andersch zu senden. »Artikel 3 (3)« war die Antwort auf die Berufsverbote, die damals jeden Linken treffen konnten, der sich auf eine Stelle im öffentlichen Dienst bewarb:

»ein volk von / ex-nazis / und ihren / mitläufern / betreibt schon wieder / seinen liebblingssport / die hetzjagd auf / kommunisten / sozialisten / humanisten / dissidenten / linke.«

Persönlich kennengelernt haben wir uns dann Ende der 1980er Jahre in Baden-Baden. Ein kompetenter, freund-

»Es braucht Ziehväter,  
die Rückgrat haben und  
Haltung beweisen«

licher, gebildeter und blitzschneller Denker saß neben mir am Schneidetisch. Erschöpft von den jahrelangen Querelen mit den Hierarchen war Lodemann in die Abteilung von Ebbo Demant gewechselt, für dessen Sendereihe »Menschen und Straßen« ich einige Filme gedreht hatte. In Vertretung des Redaktionsleiters nahm Lodemann meinen Film ab.

Es muss wohl alles glatt gegangen sein, denn es blieb Zeit, uns über Lenz

und Büchner auszutauschen. Widerborstige Außenseiter auch sie, die die konkrete Ansprache und das direkte Wort ebenso pflegten wie der gebürtige Ruhrgebietsmensch Lodemann.

Jürgen Lodemanns Schaffen verfolgte ich bis heute. Vor ein paar Wochen entdeckte ich in der »Buchhandlung zum Wetzstein« in Freiburg seine Novelle »Fessenheim«. Es geht darin um den maroden Atommeiler südwestlich von Freiburg, um das Szenario eines explodierenden Brütters. Aber es geht auch um das spannungsreiche Verhältnis des 23 Jahre alten journalistischen Heißsporns Ben Busch zu seinem Ressortleiter Josef Oberst. Gegenseitig fügen sie sich einige Blessuren zu, letztendlich aber ziehen sie an einem Strang.

Es braucht solche Ziehväter, die ihren Nachwuchs sorgfältig auswählen, ihn gewähren lassen, ihm den Rücken freihalten, weil sie selbst Rückgrat haben und Haltung beweisen. Auch gegen Widerigkeiten. Lodemann, der heute 77-jährig in Freiburg lebt, war so einer in seiner aktiven Zeit als Fernsehredakteur. ■

# »Selbstzensur«

*Soll man Ausländer, die Straftaten begehen, auch als solche bezeichnen oder schürt man hierdurch Rassismus? Eine wichtige Diskussion ist im Gange, die auch den Presserat umtreibt.*

VON ILKA DESGRANGES

Unvermittelt ist im Oktober Ziffer 12 des Pressekodex in die Diskussion geraten. Einen aktuellen Anlass gab es dafür nicht. Der Fall, den der emeritierte Dortmunder Journalistik-Professor Horst Pöttker in der Wochenzeitung *Die Zeit* zum Anlass nahm, lag da schon fast ein Jahr zurück. In der Nähe von Amsterdam hatten im Dezember 2012 jugendliche Fußballer einen Linierrichter so brutal geschlagen und getreten, dass er starb. Niederländische Medien hatten berichtet, dass die Jugendlichen Marokkaner seien. Deutsche Medien taten das nicht. Pöttker nennt das Selbstzensur. Die zündende Überschrift des Artikels lautet denn auch: »Schluss mit der Selbstzensur«.

Journalisten, die sich selbst zensieren? Ein Presserat, der für die Pressefreiheit eintreten soll und will und dann zensierend eingreift? Wie passt das zusammen? Es passt natürlich nicht – und »Selbstzensur« ist auch nicht die geeignete Bezeichnung; es sei denn, man sucht nach der griffigen Schlagzeile.

Pöttker und der Deutsche Presserat. Das ist eine recht lange Geschichte. Das neue Kapitel, das er ihr mit seinem *Zeit*-Artikel hinzugefügt hat, allerdings ist so neu nicht. Man könnte es eine Fortschreibung, eine Zuspitzung nennen zu Überlegungen, die er bereits

2006 angestellt hatte. Damals hatte er dem Gremium der freiwilligen Selbstkontrolle zum 50-jährigen Bestehen die Leviten gelesen. In einer Vorbesprechung des novellierten Pressekodex, der 2007 erschien, forderte Pöttker schon einmal, bei Straftaten solle die Nationalität der Täter immer genannt werden. Kämen Journalisten dieser Forderung nach, hätten sie es im Tagesgeschäft möglicherweise leichter.

## Schutz vor Diskriminierung

Das Abwägen, wie es Richtlinie 12.1 verlangt, ist nicht immer einfach. Wann liegt ein begründeter Sachbezug vor und wann nicht?, lautet die entscheidende Frage. Pöttker wünscht sich Journalisten, die »unerschrocken, fair und umfassend über die komplizierte Welt berichten«. Niemand wollte bestreiten, dass das wünschenswerte Tugenden sind. Zur Fairness gehört aber eben auch, dass Menschen nicht diskriminiert werden. Es könnte doch sein, dass nicht die Tatsache, dass die drei Jugendlichen Marokkaner sind, die brutale Tat begründet, sondern dass ihr Auslöser kulturelle oder religiöse Gründe sind – oder die Lebensumstände der jungen Leute.

So sieht es jedenfalls Stefan Niggemeier, der in seinem Blog auf die Forderungen Pöttkers reagiert

hat. Ihm will nicht einleuchten, dass ein Verzicht auf das Nennen der ethnischen Zugehörigkeit einem Verzicht auf die Wahrheit gleichkommen sollte, wie Pöttker meint.

Die Journalistin Canan Topçu schreibt als Reaktion auf Pöttkers Forderungen auf *Zeit Online*:

Der emeritierte Journalistik-Professor Horst Pöttker hat mit seinem Artikel in der *Zeit* vom 2. Oktober 2013 eine relevante Diskussion um die Ziffer 12 des Pressekodex angestoßen.



# oder »Rassismus«?

»Die Forderung des Professors ist falsch, denn sie verbaut mehr Wege zur Wahrheit als sie eröffnet.« Pöttker selbst hat in seinem Text mit dem Begriff »Wahrheit« hantiert, in dem er Ingeborg Bachmann zitierte: »Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar.« Canan Topçu ist der Meinung, dass es viele Wahrheiten gibt: »Und die sind so komplex, dass man ihnen allein mit der Nennung von ethnischer Herkunft und religiöser Zugehörigkeit sicher nicht gerecht wird.« Wer nach den Gründen für Taten wie die der Jugendlichen in den Niederlanden frage, finde sie nicht in Marokko, »sondern eher in dem Milieu, in dem diese drei Jugendlichen aufgewachsen sind«.

## Redaktionen regen sich nicht mehr auf

Der Presserat selbst hat sich nicht öffentlich zu Pöttkers Kritik geäußert. Geschäftsführer Lutz Tillmanns begründet das auf Nachfrage so: Pöttkers Position enthalte nichts Neues. Einige Fakten seien sogar regelrecht überaltert. Pöttker hatte in seinem *Zeit*-Text darauf verwiesen, der Presserat beuge sich sozusagen dem Druck des Zentralrates der Sinti und Roma. Der hatte jahrelang unter dem Hinweis auf den Frick-Erlass von 1934 Sammelbeschwerden an den Presserat geschickt und im Grunde verlangt, die ethnische Herkunft dürfe nie genannt werden. Also die gegenteilige Forderung zu Pöttker aufgestellt. Das, sagt Tillmanns, sei aber schon lange nicht mehr der Fall. Der Presserat stehe in einem »unaufgeregten kontinuierlichen Dialog« mit dem Zentralrat. Der wiederum wende sich nur noch mit einigen wenigen Beschwerden im Jahr an den Presserat. In Redaktionen rege sich darüber hinaus niemand mehr über die Richtlinie 12.1 auf. Die Relevanzprüfung sei zur Selbstverständlichkeit geworden.

Der Deutsche Presserat ist derzeit dabei, seinen Kodex zu novellieren. Dabei geht es um Foren, digitale Archive u.ä. Wenn dies abgeschlossen sei, also gegen Ende 2014, sagt Tillmanns, könne er sich vorstellen, im Plenum eine Beratung über eine Novelle von Richtlinie 12.1 anzuschließen. Denn: Es sei durchaus diskussionswürdig zu prüfen, was heute noch unter einer »ethnischen Minderheit« als schüt-



zenswerte Gruppe im Sinne von Richtlinie 12.1 zu verstehen sei.

Mit Beschwerden zu Ziffer 12 musste der DPR sich in jüngster Zeit nicht allzu häufig beschäftigen. 2013 gab es eine Rüge, 2012 ebenfalls und 2011 und 2010 keine Rüge zur Ziffer 12. Jedoch hat der Deutsche Presserat im Jahr 2013 drei Missbilligungen und vier Hinweise zur Ziffer 12 ausgesprochen.

In seiner jüngsten Sitzung im Dezember 2013 hat der DPR die *Junge Freiheit* gerügt. Die Zeitung hatte einen Bericht über die Entscheidung des Landessozialgerichts Essen, dass auch Einwanderer aus Bulgarien und Rumänien Anspruch auf Sozialleistungen in Deutschland haben, mit der Überschrift »Zigeuner können Sozialhilfe bekommen« versehen. »Für die willkürliche Heraushebung« der Minderheit durch die Redaktion sah der DPR keinen sachlichen Grund. Er befand, sie wirke diskriminierend.

## Ein begründeter Sachbezug

Die gerügte Veröffentlichung aus dem Jahr 2012 ist insofern ein interessanter Fall, als die Nennung der Herkunft in einem Artikel unbeanstandet bleibt, ein Zitat in einem Kommentar hingegen zur Rüge

Stefan Niggemeier und Canan Topçu kritisieren die Argumentation von Horst Pöttker. Eine Tat erkläre sich nicht durch die Herkunft der Täter.

Der Deutsche Presserat entschied, diese Überschrift verstoße nicht gegen presseethische Grundsätze, da im Artikel ein medienkritischer Schwerpunkt für die Berichterstattung gewählt worden sei.

beitrug. Er zeigt unter anderem: Das Diskriminierungsverbot lässt die Nennung der Nationalität oder ethnischen Gruppe durchaus zu, wenn sie in einem begründeten Sachbezug zu sehen ist.

Der Fall: *Das Deutsche Waffenjournal* hatte in seiner Online-Ausgabe im September 2011 über den Amoklauf im belgischen Lüttich berichtet. Die Überschrift lautete: »Belgischer Amoktäter ein marokkanischer Migrant«. In dem Beitrag geht es nicht alleine um die Tat. Die Redaktion kritisiert andere Medien. Der Vorwurf: Sie konzentrierten sich in der Berichterstattung auf die Tatwerkzeuge und nicht auf den ethnischen Hintergrund der Täter. Der Artikel handelt auch davon, dass Belgien ordnungspolitisch ein

*Weder die Ziffer 12 noch die Richtlinie verbieten die Nennung von Herkunft, Nationalität oder ethnischer Gruppe in jedem Fall.*

Pulverfasser sei und Migranten Stadtviertel dominierten, in denen die Polizei keine Streife mehr gehe. Kritisiert wird

die Berichterstattung, die sich auf das Tatmittel konzentrierte und somit alle friedlichen Waffenbesitzer als »potenziell gefährlich« bezeichne.

In dem dazu gehörenden Kommentar mit dem Titel »Seltsame Stille bei Waffengegnern« heißt es, kein Belgier habe die Tat begangen, sondern »ein gefährlicher afrikanischer Verbrecher«. Ein Leser der Zeitschrift sah eine Diskriminierung nach Ziffer 12 des Pressekodex. Beitrag und Kommentar bildeten einen »Nährboden für Hass gegen Migranten«. Diese würden pauschal als Straftäter stigmatisiert. Für sehr problematisch hält es der Beschwerdeführer, dass der Kommentator einen österreichischen Waffenlobbyisten zitierte. Der Chefredakteur der Zeitschrift teilt dazu mit: Es sei das gute Recht der Redaktion, die Berichterstattung anderer Medien zu kritisieren. Angesichts der Beiträge öffentlich-rechtlicher Medien über die Tat von Lüttich, in denen die Rede von einem belgischen Waffennarren gewesen sei, sei die Kritik gerechtfertigt. Subtil seien Bezüge zur Waffenindustrie in Lüttich hergestellt worden sowie zu Bürgern, die privat und legal Waffen besäßen. Diese Sichtweise gehe völlig an der Realität vorbei und stelle eine Diffamierung Hunderttausender Sportschützen, Waffensammler und Jäger dar. Der zitierte Österreicher sei ein erfahrener Jurist, keinesfalls ein Waffenlobbyist. Das Zitat, das der Kommentator ihm



zuschrieb, lautet: »Wahrscheinlich eine kultursensible Erziehungsmaßnahme einer noch nicht ganz integrierten Fachkraft, mit der wir halt leben müssen.« Der Mann sei für seine bissigen, teilweise satireartigen, zugespitzten Stellungnahmen bekannt. Es sei unseriös, ihm Ausländerfeindlichkeit zu unterstellen.

### Die Grenzen der Meinungsfreiheit

Die Entscheidung des Deutschen Presserates: Die Zeitschrift habe mit dem Kommentar »Seltsame Stille bei Waffengegnern« gegen die Ziffer 12 des Pressekodex (Diskriminierung) verstoßen. Die zitierte Äußerung sei zynisch und menschenverachtend. Der Kommentator nehme keinerlei kritische Distanz zu dem Zitat ein und beginne dieses mit der Anmerkung: »Wie schrieb dazu bissig...«. Indem der Kommentator Distanz vermissen ließe, müsse er sich das Zitat zurechnen lassen. Der Beschwerdeausschuss sieht hier einen gravierenden Verstoß gegen das Diskriminierungsverbot. Der Beitrag »Belgischer Amoktäter ein marokkanischer Migrant« hingegen verstoße nicht gegen presseethische Grundsätze. Die Redaktion habe einen medienkritischen Schwerpunkt für ihre Berichterstattung gewählt, was in ihrem Ermessen liege. Die im Beitrag enthaltenen Äußerungen überschritten nicht die Grenzen der Meinungsfreiheit.

Der jüngste Fall zu Ziffer 12 zeigt also: Weder die Ziffer noch die Richtlinie verbieten die Nennung von Herkunft, Nationalität oder ethnischer Gruppe. Sie lassen sie jedoch nicht in jedem Fall zu, wie Horst Pöttker es fordert. Der Wahrheitsfindung diene das ohnehin nicht. Es sei denn, wir wollten Vorurteile wie »Polen stehlen, Roma verkaufen sogar ihre Kinder und Marokkaner sind gewaltbereite Islamisten« in jedem Fall als wahr betrachten. ■

*Dr. Ilka Desgranges war von 2004 bis 2006 Sprecherin des Deutschen Presserats. Sie ist Ressortleiterin bei der Saarbrücker Zeitung und Lehrbeauftragte an der Universität des Saarlandes.*





# Schweizer Wildsäue

Was darf Satire? Diese Frage musste sich der Schweizer Presserat bei einem geschmacklosen Vergleich zwischen Wildschweinen und Ausländern stellen – und kam zu einem eindeutigen Ergebnis.

VON MAX TROSSMANN

Immer neue Tiefen der fremdenfeindlichen Hetze im Gewand der »Satire« erklimmt die Gratiszeitung *Gipfel Zytig* in Davos im Gebirgskanton Graubünden. Ihr neuester Querschläger in der satirisch gemeinten Rubrik »Hitsch Bärenthalers Schnellschüsse« vom 8. März 2013 war buchstäblich saumäßig: Unter dem harmlosen Titel »Fällt Dir etwas auf?« stehen drei Fotos einer Rotte Wildschweine, die »am Sonntagmorgen einen Ausflug mit der ganzen Familie« mache. Die Schwarzkittel überqueren, scheinbar gesittet auf dem Zebrastreifen, eine Landstraße. Darunter die Antwort »Das fällt auf« zur Titelfrage mit folgender Aufzählung:

- »• Sie benützen den Fussgängerstreifen!
- Sie benützen das Trottoir!
- Sie tragen keine Kopftücher!
- Sie benützen keine geklauten Fahrräder, Roller oder BMWs!
- Sie zeigen Disziplin!
- Sie tragen keine Messer!
- Sie gehen nicht in fremde Häuser!
- Sie spucken nicht auf den Boden!
- ... und sie machen keine fremden Frauen an!«

Ganz am Schluss steht fett gedruckt: »Aber: Auf die darf geschossen werden!«

## Hetzjagd auf Ausländer

Nun sind die Bündner gewiss passionierte Jäger und schätzen die Spezialitäten der Wildsau – aber der Aufruf zum Abschliessen von Ausländern unter dem Vorwand der Satire ging entschieden zu weit.

In Graubünden gibt es zum Glück nicht nur Jäger und Wildsäue, sondern auch aufrechte Pfarrer. Jedenfalls legte der ehemalige evangelische Pfarrer

der Gemeinde Davos umgehend Beschwerde beim Presserat gegen den Blattschuss ein. Der Text verletze den Journalistenkodex, weil er den Respekt vor der Menschenwürde vermissen lasse und diskriminierende Aussagen enthalte. Er verschiebe eine Hemmschwelle, indem er suggeriere, »auf solche Menschen sollte man eigentlich schießen dürfen«.

Die *Gipfel Zytig* zog es vor, sich nicht zu den Vorwürfen des Pfarrers zu äussern.


## Muster der Volksverhetzung

Der Presserat befand, die Wildschwein-Satire operiere mit Generalverdächtigungen gegenüber Ausländern und Immigranten in der Schweiz. Und vergleiche sie mit Wildschweinen. Der Rat erinnert daran, dass sich fremdenfeindliche Hetzer stets solcher Tiermetaphern bedient hätten, um andere Volksgruppen, Hautfarben, Religionen, das »Fremde« allgemein, herabzuwürdigen. Besonders beliebt in der Verhetzungspropaganda seien Ratten, Schweine, Ungeziefer und Hündinnen, denen man negative Eigenschaften bestimmter Gruppen von Menschen überstülpe. Oft begleiteten Vernichtungsfantasien diese Sprachbilder: Ratten und Ungeziefer darf man ausröten oder, wie in diesem Fall, Wildschweine erschießen.

Auf der Satireseite der *Gipfel Zytig* vom 8. März 2013 werden Ausländer mit Wildschweinen gleichgesetzt und zum Abschuss freigegeben.

**Fällt Dir etwas auf?**

Am Sonntagmorgen ein Ausflug mit der ganzen Familie. Es ist schön zu sehen, wie die Alten ihre Jungen beschützen.



**Das fällt auf:**

- Sie benützen den Fussgängerstreifen, um über der Strasse zu gehen!
- Sie benützen das Trottoir!
- Sie tragen keine Kopftücher!
- Sie benützen keine geklauten Fahrräder/Roller oder BMWs!
- Sie zeigen Disziplin!
- Sie tragen keine Messer!
- Sie gehen nicht in fremde Häuser!
- Sie spucken nicht auf den Boden!
- ...und sie machen keine fremden Frauen an!
- **Aber: Auf die darf geschossen werden!**

Wegen einer ausländerfeindlichen Landeshymne auf der Satireseite der *Gipfel Zytig* vom 6. Juli 2012 hatte sich das Blatt schon einmal eine Rüge eingehandelt.



Der Presserat legt die Hürde bewusst hoch, bis er ein Medium wegen Verletzung des Diskriminierungsverbots oder Missachtung der Menschenwürde verurteilt, obwohl immer mehr Beschwerdeführende die einschlägige Ziffer 8 des Kodex verletzt sehen. Diese Bestimmung verbietet Journalisten diskriminierende Anspielungen auf die ethnische oder nationale Zugehörigkeit. Ein Bericht diskriminiert, wenn er das Ansehen einer Gruppe durch eine unzutreffende Darstellung beeinträchtigt und sie kollektiv herabwürdigt. Dabei ist zu fragen, ob der Journalist lediglich Handlungen von tatsächlich Verantwortlichen kritisiert oder ob er berechnete Kritik an Einzelnen ungerechtfertigt kollektiviert. Die Abwertung muss zudem eine Mindestintensität erreichen, um als diskriminierend zu gelten.

#### Satire als Deckmantel

Das Stilmittel Satire dürfen Medienleute nicht dazu missbrauchen, Anschuldigungen, die nicht belegt sind und die sie anders nicht äußern könnten, sozusagen risikolos publik zu machen. Lügen bleiben Lügen, auch unter dem Deckmantel der Satire.

Auch wenn die *Gipfel Zytig* in ihrer Wildschwein-Glosse keine Gruppen direkt benennt, ist für den Presserat die Diskriminierung offenkundig. Die Verhaltensweisen, die viele Vorurteile direkt mit Ausländern verbinden, sind unverkennbar nicht auf Tiere gemünzt, sondern auf Menschen. Es sind negative Kollektivzuschreibungen über das Bild der Wildschweine. Tiere, die bekanntlich oft Schäden anrichten, aber im Vergleich zu den hier suggerierten menschlichen Schädlingen dafür auch erschossen werden dürfen (Entscheid 49/2013 auf [www.presserat.ch](http://www.presserat.ch)).

Ob die *Gipfel Zytig* aus der Rüge Konsequenzen ziehen wird, ist fraglich. Der Presserat hatte die Zeitung zuvor bereits wegen einer diskriminierenden Schimpftirade gegen eine ganze Reihe von Nationalitäten scharf gerügt. Im Juli 2012 war in der Postille aus Davos in der gleichen Satire-Rubrik ein »humoristischer« »Vorschlag für eine neue Schweizer

Landeshymne« erschienen. Mehrere Beschwerdeführende, darunter der Ex-Pfarrer, berichteten, der Hymnen-Text habe mit seiner »schockierenden Fremdenfeindlichkeit« ein großes mediales Echo und breite Empörung ausgelöst.

#### »Ausdruck der Stimmung im Volk«

Der verantwortliche Redakteur gab sich damals gegenüber dem Presserat »erstaunt über die Vorwürfe und Unterstellungen. Sofern sich irgend jemand in seiner persönlichen Haltung verletzt fühlt, entschuldigen wir uns in aller Form.« Gleichzeitig wies er aber auf den satirischen Inhalt der Seite hin, die seit 20 Jahren erscheine. Er sehe keinen Anlass, sich zu distanzieren. »Im Gegenteil: Der zugegeben überspitzt abgefasste Text ist ein Ausdruck der Stimmung im Volk.«

Der Presserat rügte die Redaktion wegen Diskriminierung. Denn die *Gipfel Zytig* bediente hier reihenweise generalisierende Vorurteile gegen Ausländer. Und die Pauschalisierung war mit einer erheblichen Abwertung verknüpft (Entscheid 77/2012).

Die eine oder andere Betrachterin der abgebildeten Ausschnitte, der eine oder andere Leser dieser

Ausfälligkeiten mag erschrocken sein. Mag sich vielleicht auch an die Hetze gegen Juden in der Nazizeit erinnern fühlen. Ist die Sorge begründet? Der Redakteur der *Gipfel Zytig* hat keinesfalls recht, wenn er zu seiner Verteidigung vorbringt, der Text für die Landeshymne sei »ein Ausdruck der Stimmung im Volk«. Denn solch primitive Fremdenfeindlichkeit ist in der Schweiz nicht Konsens. Auch nicht im Kanton Graubünden. Das zeigen schon die starken, ja empörenden Reaktionen von Gruppen und Einzelnen auf die Ausfälle des Lokalblatts.

### Offen geführte gesellschaftliche Debatte

Die Schweiz hat eine lange Tradition der demokratischen Auseinandersetzung auch mit Fremdenhass. Fremdenfeindliche Stimmungen und Strömungen können sich öffentlich artikulieren, bleiben aber nicht unwidersprochen. Die nationalkonservative Schweizerische Volkspartei kanalisiert diese Tendenzen politisch und demokratisiert sie bis zu einem gewissen Grad. Die SVP hat seit den 1980er-Jahren nahezu alle rechtsextremen Strömungen aufgesaugt und ins politische Kräftespiel integriert. Und via Volksabstimmungen, etwa bei der Minarett-Initiative 2009 oder der demnächst auf der Tagesordnung stehenden Durchsetzungs-Initiative zur Abschiebung krimineller Ausländer, lassen nationalistisch gesinnte Gemüter Dampf ab. Zu gewaltsamen Übergriffen kommt es dagegen selten.

Der Presserat entschied medienethisch. Doch wo bleibt das Strafrecht? Zwar wurde beim Beitrag zur Landeshymne auch die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus informiert. Eine Anzeige blieb jedoch aus. Fraglich ist, ob ein Gericht den Rassismus-Paragrafen 261 des Strafgesetzbuchs verletzt gesehen hätte. Denn bei den Publikationen der *Gipfel Zytig* ist nicht auf Anheb klar ersichtlich, dass sie gegen diese Norm verstoßen.

### Wie schockierend dürfen Bilder sein?

In Ziffer 8 des Journalistenkodex geht es um Diskriminierung. Aber auch um die Menschenwürde. Diese sah ein Betrachter durch ein drastisches Frontbild der Pendlerzeitung *20 Minuten* verletzt.

Die hatte am 23. Mai 2013 unter dem Titel »Islamisten köpfen Mann mitten in London« über den Anschlag zweier »Islamisten« berichtet, die »auf offener Straße mit Hackmessern und Macheten einen Soldaten« köpften. Die Titelseite zeigt ein

HEUTE AUF 20MINUTEN.CH

Fliegende Reporter gesucht!

# Nachtzuschlag: SBB büssen zu Unrecht

ZÜRICH. Wer nachts ohne Nachtzuschlag mit dem Zug oder Bus fährt, erhält im Grossraum Zürich eine saftige Busse. Nun zieht das Bundesamt für Verkehr die Bremse: Es hat entschieden, dass viele Passagiere gar nicht gebüsst werden können, weil die SBB die Zuschlagspflicht nicht genügend klar kommunizierten. Zwei klagende Passagiere erhalten deshalb ihr Geld zurück. Die SBB und Pro Bahn warnen: Durch den Entscheid drohe den Nacht-S-Bahnen das Aus. SEITE 2

## Islamisten köpfen Mann mitten in London

LEW NEWS EXCLUSIVE

Einer der mutmasslichen Täter erklärt einem Passanten das Motiv der Untat: «Wir werden nie aufhören, euch zu bekämpfen.»

LONDON. Zwei Islamisten haben gestern in London auf offener Strasse mit Hack-... beiden mutmasslichen Täter erklären... Maxime sterben jeden Tag, das ist der einzige Grund, weshalb wir dies tun.

**Wirtschaft** 19  
Schweizer Bankenplatz nach wie vor attraktiv

**Sport** 51  
Bayern gegen Dortmund: Für Hitzefeld eine Herzenssache

**Wetter**

Agenturfoto, das einen der Täter mit blutigen Händen und einem Beil sowie einem Messer in seiner linken Hand abbildet. Der Leser fand das Bild »unmissverständlich menschenverachtend, respektlos«. *20 Minuten* liege überall gratis aus. Für Kinder und Jugendliche seien solche Bilder sehr schädlich.

Die Redaktion machte geltend, das Bild sei »schon vorgängig weltweit gezeigt« worden und sofort im Internet kursiert. Durch das Täterbild seien keine Menschen zu bloßen Objekten degradiert worden; es seien keine Opfer, Leidenden oder Leichen zu sehen.

Der Presserat fand das Foto zwar grenzwertig, billigte seine Publikation aber dennoch. Denn das Bild wird durch die Legende und den Text erläutert und ergänzt. Auch wenn es die Grenzen des guten Geschmacks strapaziert, wirkt das Foto nicht sensationsheischend und erniedrigt den Täter nicht. Vielmehr dokumentiert das Bild die beunruhigende Tatsache, dass eine solche Tat inmitten einer europäischen Hauptstadt geschehen konnte. Das Foto trägt damit Wesentliches zur Berichterstattung bei (Entscheid 47/2013). ■

Am 23. Mai 2013 machten die *20 Minuten* mit dem Bild eines blutverschmiereten Mannes auf, der einen Menschen getötet hatte.

*Max Trossmann ist Historiker und Publizist sowie Vizepräsident des Schweizer Presserats.*



# Wir brauchen

*Spendenfinanzierter Journalismus hat es hierzulande nicht leicht. Eine unklare Rechtslage verzögert die Anerkennung der Gemeinnützigkeit vieler Projekte. In den USA hilft man sich anders.*

VON GÜNTER BARTSCH

**V**ereine, die sich in Deutschland um die Förderung des Karnevals kümmern, können laut Paragraf 52 der Abgabenordnung als gemeinnützig anerkannt werden. Auch der Amateurfunk ist ausdrücklich erwähnt, ebenso Modellflug und Hundesport. Sogar das Schach als Sport gilt – und damit ebenfalls die Steuerbegünstigung erlangen kann – wurde vom Gesetzgeber pflichtbewusst notiert.

»Aufwändige journalistische Recherchen zu Themen aus der Stadt Leipzig finanzieren und die Journalisten im Zuge der Recherche

weiterbildend begleiten« – diese Ziele hat sich ein Verein auf die Fahnen geschrieben, der im Juni 2013 gegründet wurde: die Initiative Stadtjournalismus Leipzig. Man möchte mei-

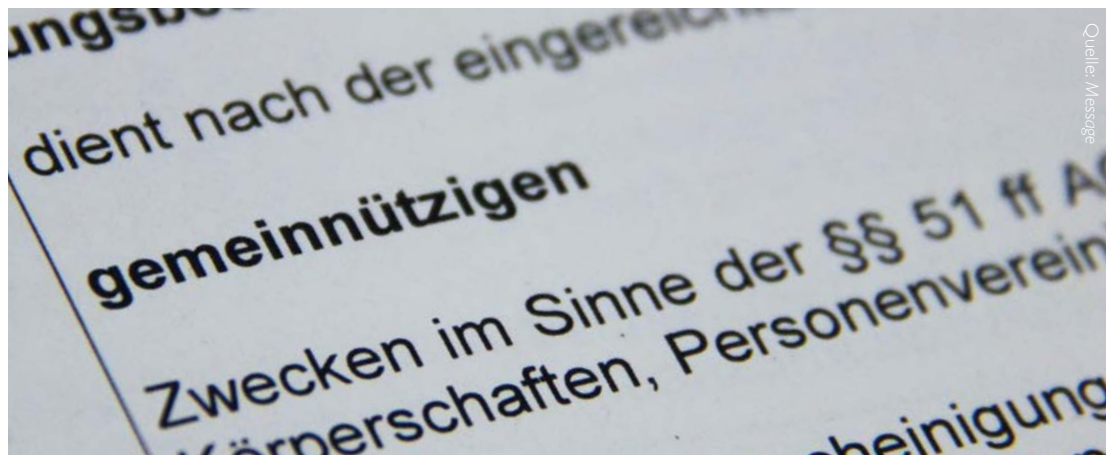
nen: Kein Zweifel, dass ein solches Vorhaben dem Gemeinwohl dient. Die Realität sieht anders aus, wie Stephan Schwardmann aus dem Vorstand der Initiative berichtet: In Vorgesprächen habe das Finanzamt deutlich gemacht, dass die finanzielle Rechercheförderung allein keine Chance habe, als gemeinnützig anerkannt zu werden.

## **Journalismus als Bildungseinrichtung**

Doch warum tut sich das Finanzamt so schwer damit? Tatsächlich findet man in der Abgabenordnung nichts über Journalismus oder Recherche. Und eine Ableitung von Zwecken wie der im Gesetz erwähnten »Volks- und Berufsbildung« oder der »Förderung des demokratischen Staatswesens« wird von den Finanzbehörden bislang offenbar nicht akzeptiert. »Deshalb müssen gemeinnützige journalistische Organisationen bislang eine Art kleine Bildungseinrichtung sein«, erklärt der freie Journalist Daniel Drepper, der sich für die Anerkennung des gemeinnützigen Journalismus stark macht.

*Ob Karneval, Modellflug oder Schach – Gemeinnützigkeit wird in vielen Bereichen anerkannt. Journalismus hat es da schwerer.*

ben, der im Juni 2013 gegründet wurde: die Initiative Stadtjournalismus Leipzig. Man möchte mei-



Quelle: Message

Die amtliche Bestätigung der Gemeinnützigkeit ist für journalistische Projekte keine Selbstverständlichkeit.

# Rechtssicherheit

Für das Netzwerk Recherche ergeben sich daraus mehrere Arbeitsfelder. Erstens: die Analyse der steuerrechtlichen Situation und der praktischen Erfahrungen bereits bestehender Nonprofit-Redaktionen. Zweitens: die Beseitigung von Rechtsunsicherheiten. Dabei wird es unumgänglich sein, die Politik zu Konkretisierungen in der Abgabensordnung oder den Ausführungsbestimmungen der Finanzbehörden zu bewegen. Ziel muss sein, dass die Finanzbehörden vor Ort bestimmte Formen von Journalismus ohne Probleme als gemeinnützig anerkennen. Schließlich drittens: die konkrete Unterstützung von Neugründungen und bestehenden Redaktionen, die in gemeinnütziger Weise tätig sind oder sein wollen.

## Ohne Verzögerung Spenden sammeln

In den USA sind in den vergangenen Jahren Dutzende gemeinnützige Journalismus-Initiativen gegründet worden. Das mithilfe mehrerer Stiftungen gegründete Investigative News Network (INN) vereint mehr als 80 solcher Organisationen. Neben verschiedenen Ratgebern auf der Website, etwa zum Thema Fundraising, bietet das INN Start-up-Mitgliedern ein sogenanntes »Fiscal Sponsorship« an. Es verleiht seinen eigenen Nonprofit-Status, damit die Organisationen ohne Verzögerung mit der Arbeit – und dem Spendensammeln – beginnen können. Auch Versicherungen, Rechtsberatung und Business-Trainings zählen zu den Angeboten des INN.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Investigative News Network ist die Beratung bei der Anerkennung der Gemeinnützigkeit (und damit der Steuerbegünstigung). Laut INN-Geschäftsführer Kevin Davis ist dieser Status entscheidend für die Arbeit der Nonprofit-Redaktionen – aus zwei einfachen Gründen: Erstens signalisiere der Status »gemeinnützig« sowohl Spendern als auch Lesern, dass es sich um eine an einem höheren Ziel orientierte Organisation handelt, an der sich niemand bereichert. Zweitens würden Menschen erheblich dadurch zu Spenden motiviert, dass sie diese steuerlich geltend machen könnten.

Auch die US-Kollegen berichten von einigen Schwierigkeiten bei der Anerkennung der Gemeinnützigkeit – in manchen Fällen dauerte es drei Jahre lang. Denn auch in den USA ist die Rechtslage ungenau und von Journalismus im Steuergesetz keine Rede. Die Nonprofit-Redaktionen beziehen sich daher auf den im Gesetz erwähnten Bildungsbereich, Kevin Davis spricht von

*Wie profitorientierte Verlage auf eine drohende Nonprofit-Konkurrenz reagieren, lässt sich schwer vorhersagen.*

»educating the public to help inform a free and working democracy«. Die US-Steuerbehörde IRS habe das Verfahren in letzter Zeit beschleunigt – in der Regel würden die Organisationen nun innerhalb eines halben Jahres die Anerkennung erhalten, sagt er.

Voraussetzung für die Mitgliedschaft im Nonprofit-Netzwerk ist die Anerkennung der INN-Mitgliedschaftsbestimmungen. Diese Richtlinien verlangen zum Beispiel eine Offenlegung von Spenden über 1.000 US-Dollar – oder, wenn ein Spender anonym bleiben will, eine Erklärung der Redaktion darüber, dass die Spende keinen Einfluss auf die Inhalte hat.

## Berechtigter Argwohn?

Ob gemeinnütziger Journalismus auch in Deutschland Erfolg haben wird, hängt vor allem davon ab, dass die Finanzbehörden diese Arbeit als gemeinnützig anerkennen. Dies zu erreichen, könnte durchaus Gegenwind provozieren. Wie profitorientierte Verlage auf eine drohende Nonprofit-Konkurrenz reagieren, lässt sich schwer vorhersagen.

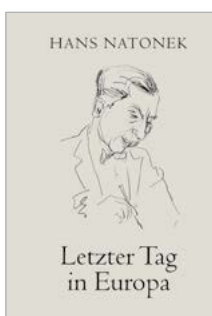
In den USA erlebt Kevin Davis ganz unterschiedliche Formen des Umgangs miteinander. Während manche Verlage gern mit Nonprofits wie ProPublica zusammenarbeiten, lehnen andere die Zusammenarbeit kategorisch ab. Manche Redaktionen fürchten, damit eine Konkurrenz zu unterstützen, die zur Verschärfung des Personalabbaus im professionellen Journalismus beiträgt. Kevin Davis kann da nur den Kopf schütteln. ■

*Günter Bartsch ist Geschäftsführer von Netzwerk Recherche.*



# Die Top-Ten des

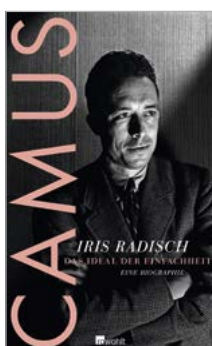
In jedem Quartal stellt Message die besten Bücher aus der Feder von Journalisten vor – ein Projekt des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.



**1. Hans Natonek: Letzter Tag in Europa. Gesammelte Publizistik 1933-1963. Herausgegeben von Steffi Böttger. Leipzig: Lehmann Verlag 2013, 372 Seiten, 24,90 Euro**

Den Kanon des Journalismus deutscher Sprache zu dokumentieren, das ist neben dem Aufspüren herausragender Neuerscheinungen ein gewichtiges Ziel dieser Top Ten. Werkausgaben, Editionen oder Biografien tragen dazu bei. So erschien in dem erst vor zehn Jahren gegründeten Lehmann Verlag in Leipzig 2006 eine Anthologie mit der gesammelten Publizistik 1914-1933 von Hans Natonek (geboren 1892 in Prag, gestorben 1963 in Tucson, USA): *Im Geräusch der Zeit* (427 Seiten). Herausgegeben wurde der aufwändige Band von Steffi Böttger, hauptberuflich Schauspieler. Jetzt ediert die gleiche Herausgeberin einen zweiten Band, nun mit Natoneks Stücken aus dem Exil, darunter viele, bisher ungedruckte Texte aus seinem Nachlass. Beide Bände sind vorbildliche Beispiele einer spezifischen, professionellen Editorkultur für journalistische Werke. Es findet sich alles, was man bei der Lektüre braucht, um solche überzeitlich haltbaren, aber eben in ihrer Zeit verhafteten Texte zu verstehen: kennerische, informa-

tive Anmerkungen (S. 311-351), ein Personenregister (S. 353-364) und ein sorgfältiger Quellennachweis. Was fehlt, ist ein biografisches Vorwort – und dies aus bewundernswertem Grunde: Steffi Böttger widmet ihrem Protagonisten die gleichzeitig erschienene Biografie *Für immer fremd. Das Leben des jüdischen Schriftstellers Hans Natonek*, Lehmann 2013, 244 Seiten. Alle drei Bände zusammen ermöglichen die Wiederentdeckung eines der ganz großen Journalisten der Weimarer Zeit und des Exils – nun zum Kanon gehörend wie sein Kollege Joseph Roth, über den er mehrfach in liebevoller Weise schrieb.



**2. Iris Radisch: Camus. Das Ideal der Einfachheit. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2013, 351 Seiten, 19,95 Euro**

Albert Camus nannte 1951 auf die seltsame Frage nach seinen bevorzugten Wörtern die folgenden: Welt, Schmerz, Erde, Mutter, Menschen, Wüste, Ehre, Elend, Sommer, Meer. Iris Radisch nimmt seine Lieblingswörter, macht daraus die Kapitelüberschriften ihrer Camus-Biografie und ordnet damit Leben und Werk. Die Literaturkritikerin, TV-Moderatorin und Feuilleton-Chefin der *Zeit* beherrscht nicht nur die »kleine Form« (Alfred Polgar), sondern auch die große Erzählung. Freunde, Feinde, Familie, Affären, Reisen, Triumphe, Niederlagen und eine späte Rehabilitation: Die kenntnisreiche Rahmung schärft das Bild Camus'. Da ist ein Grundton aus Empathie und diskreter Sympathie für die Person, eine unvergleichliche stilistische Eleganz und eine Recherche, die erstaunlich viel Neues über den Vielbeschriebenen zu Tage bringt. Iris Radisch führt literaturgeschichtliche Kompetenz und journalistische Vermittlungskunst aufs Trefflichste zueinander. Das Ergebnis ist eine großartige Biografie, ein informativer Lesegenuss.

»Monolog des letzten Blattes: Eine Zeitung, dieses Ephemere par excellence, dieses tägliche Sterben und Erscheinen, Leben und Makulatur in eins verwoben, lebt von der Fiktion einer ewigen Kontinuität. Die angesammelten, gilbenden Jahrgangsbände an der Wand sind ein gefrorener Strom, paradoxe Konservierung des Flüchtigsten. Dieser Strom ist es, der uns trägt; dieses fast automatisch: Wir werden morgen sein, weil wir gestern gewesen sind. Aber was wir jetzt noch taten, wissend, dass wir morgen nicht mehr erscheinen würden, das war gespenstisch.«

*Hans Natonek: Letzter Tag in Europa. Gesammelte Publizistik 1933-1963. Herausgegeben von Steffi Böttger. Leipzig: Lehmann Verlag 2013, S.118f. [Zuerst in: Das neue Tage-Buch, Paris 7. Jg., H.2, 14. Januar 1939]*

# Buchjournalismus

## 3. Ralph Bollmann: Die Deutsche. Angela Merkel und wir. Stuttgart: Klett-Cotta 2013, 224 Seiten, 17,95 Euro

Angela Merkel und der Buchjournalismus – das ist ein Staunen erregendes Kapitel der politischen Kultur dieser Republik. Nicht erst die Bundeskanzlerin fand ihre journalistischen Biografen, sondern schon früh »das Mädchen« und seitdem erschien Buch um Buch – vier Stück allein in diesem Quartal. Dabei handelt es sich nicht etwa um wahlbedingte Schnellschüsse, sondern gründliche journalistisch-zeitgeschichtliche Tiefenbohrungen, oft Produkte langjähriger Beobachtungen von Parlamentsjournalisten und Korrespondenten in der Hauptstadt. Allen gemeinsam ist eine Frage, die sich auch Millionen politisch interessierter Bürger stellen: Wie hat Angela Merkel diese Karriere geschafft? Wie bleibt sie so unangefochten an der Spitze? Wie erklären sich ihre konkurrenzlosen, stabilen Beliebtheitswerte?

Viele überzeugende Antworten zu diesen Fragen finden sich bei Ralph Bollmann, dem brillant ausgebildeten 44-jährigen Ex-Parlamentskorrespondenten der *taz* und seit 2011 wirtschaftspolitischen Korrespondenten der *FAS*. Ihm gelingt eine theoretisch gesättigte Mischung aus Zeitgeschichte und journalistischer Analyse mit vielen überraschenden Einsichten. Wie er daraus in zehn lakonisch überschriebenen Artikeln (wie »Krieg«, »Staatsräson«, »Halbhegemon«) eine konsistente Erzählung macht, das liest sich hochspannend. Die nächste Frage nicht nur für diesen Autor lautet wohl: Wann hört die Kanzlerin auf?

### Unser Spezialtipp: Fremdsprachiger Journalismus in der Übersetzung.

#### Jeremy Scahill: Schmutzige Kriege. Amerikas geheime Kommandoaktionen. München: Antje Kunstmann Verlag 2013, 720 Seiten, 29,95 Euro

Dies ist eine Anklageschrift. Der Vorwurf: Die US-Sicherheitspolitik hat Mord zu einem ihrer zentralen Instrumente gemacht. Was die Präsidenten Ford und Carter per Dekret ausdrücklich verboten hatten, findet längst und ohne demokratische Legitimation statt. Jeremy Scahill, Mitarbeiter von *The Nation* und der Radio- und Fernsehshow *Democracy Now!*, ist seit sei-

ner investigativen Buchreportage über die Söldnerfirma *Blackwater* als Spezialist für heikle Themen weltbekannt. Auch diesmal hat er kein Risiko gescheut, um CIA-Agenten, Söldner und Spezialkräfte der US-Army zu interviewen. Er war in Afghanistan und Pakistan, in der al-Qaida-Hochburg im Jemen und bei den Warlords in Mogadischu. Scahill beleuchtet die Schattenwelt der Geheimdienste, der Datensammler und Abhörer, der inoffiziellen Militäreinheiten und Tötungsdrohnen. Seine Enthüllungen kann er dank penibler Beweisführung bis ins kleinste Detail belegen.

Im Krieg Amerikas gegen den Terror nach 9/11 mehren sich die demokratischen Kollateralschäden. Und zwar unabhängig davon, ob ein republikanischer Scharfmacher oder ein demokratischer Friedensnobelpreisträger regiert. Fazit: Nicht jede Enthüllung braucht einen Whistleblower, manchmal reicht guter investigativer Journalismus.

## PLATZ 4 BIS 10

4. Ronald Reng: Spieltage. Die andere Geschichte der Bundesliga. München: Piper Verlag 2013, 477 Seiten, 19,99 Euro
5. Joachim Käppner: Profiler. Auf der Spur von Serientätern und Terroristen. München: Carl Hanser Verlag 2013, 344 Seiten, 21,90 Euro
6. Hans-Joachim Noack: Willy Brandt. Ein Leben, ein Jahrhundert. Berlin: Rowohlt 2013, 351 Seiten, 19,95 Euro
7. Hans Weiss: Schwarzbuch ÖBB. Unser Geld am Abstellgleis. Wien: Deuticke Verlag 2013, 200 Seiten, 16,40 Euro
8. Nikolaus Blome: Angela Merkel – Die Zauderkünstlerin. München: Pantheon Verlag 2013, 208 Seiten, 16,99 Euro
9. Andrea Roedig: Über alles, was hakt. Obsessionen des Alltags. Essays. Glossen. Reportagen. Wien: Klever Verlag 2013, 256 Seiten, 19,90 Euro
10. Thomas Darnstädt: Der Richter und sein Opfer. Wenn die Justiz sich irrt. München: Piper Verlag 2013, 351 Seiten, 19,90 Euro



Zusammengestellt von Prof. Dr. Hannes Haas und Prof. emer. Dr. Wolfgang R. Langenbacher.

Hannes Haas ist Beiratsmitglied von Message.



## Kritische Stilkunde

### Superb!

**Constantin Seibt: Deadline – Wie man besser schreibt. Zürich/Berlin: Kein & Aber 2013, 320 Seiten, 24,90 Euro.**

VON VOLKER LILIENTHAL

Es gibt eine Alternative zu Wolf Schneider. Und die heißt Constantin Seibt, ist Reporter und Kolumnist beim *Zürcher Tages-Anzeiger*. Sein Buch »Deadline« kann man einschränkungslos empfehlen. Es ist eine Pflichtlektüre für alle Journalisten, die in Routinen erstarrt sind und diese aufbrechen wollen. Die sich Inspiration erhoffen und hier auch wirklich bekommen. Immer aber verbunden mit einem kräftigen Schuss Kritik (am Handwerk, wie es üblicherweise ausgeübt wird) und Ironie (hinsichtlich unserer erodierenden Selbst- und Heldenbilder).

Also ist es ein Buch für uns alle. Es enthält die besten Kolumnen aus Seibts gleichnamigem Blog »Deadline« ([blog.tagesanzeiger.ch/deadline](http://blog.tagesanzeiger.ch/deadline)). Diese sind keineswegs schal geworden, nachdem die Tage ihrer digitalen Erstpublikation vergangen sind. Sondern sie sind es wert, aufbewahrt und nachgelesen zu werden. Hier geht es tatsächlich um den »Journalismus im 21. Jahrhundert«, wie der Untertitel des Blogs anspruchsvoll verheißt.

Seibt ist kein Visionär, sondern ein Kritiker und Liebhaber des Journalismus. Und immer ein Mann des offenen Wortes, nötigenfalls auch schneidend. Aus der Einsicht, warum wir träge geworden sind, weil wir nämlich »über hundert Jahre Erfolg« hatten, will der Schweizer Reporter Konsequenzen ziehen. Er kann gnadenlos kritisieren, aber auch leidenschaftlich plädieren: für mehr Glanz in unseren Produkten, für mehr Haltung in unserem Verhältnis zur Welt. »Ein Profi recherchiert immer in zwei Richtungen«, schreibt Seibt. »Nach außen, was die Fakten sind. Und dann nach innen, ins eigene Herz, was diese Fakten bedeuten.«

Eigentlich geht es auf jeder Seite um Stil: Wann sind Adjektive klasse? Wenn sie dem Substantiv widersprechen, so Seibt. Wie in »ein mageres Schwein«. Ein dickes Buch? Nein. Aber eines, das reich ist an geistvollen Einsichten und Anregungen. Superb!

*Volker Lilienthal ist Mitherausgeber von Message.*

## Wissenschaftskommunikation

### Vierte Säule Sichtbarkeit

**Iris Herrmann-Giovanelli: Wissenschaftskommunikation aus der Sicht von Forschenden. Eine qualitative Befragung in den Natur- und Sozialwissenschaften. Konstanz: UVK 2013, 272 Seiten, 34 Euro.**

VON MIKE S. SCHÄFER

Früher seien Forschung, Lehre und Administration die Säulen wissenschaftlicher Arbeit gewesen, sagt einer der von Iris Herrmann-Giovanelli befragten Forscher – aber heute sei die »vierte Säule Sichtbarkeit« (135). Damit ist die Situation zeitgenössischer Wissenschaft charakterisiert: Die Kommunikation in die Gesellschaft gehört zum Geschäft.

Herrmann-Giovanelli untersucht, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst dies sehen. Nach einem umfassenden Überblick, in dem sie die wichtigen historischen und theoretischen Etappen des Feldes von »Public Understanding of Science« zu »Public Engagement« und von der System- zur Strukturtheorie abschreitet, legt sie ihre Studie vor. In qualitativen Interviews fragte sie 39 Schweizer Wissenschaftler, für wie wichtig sie die Kommunikation ihrer Forschung halten, in welchem Maße sie diese betreiben und welche Erfahrungen sie damit gemacht haben. Die Autorin zeigt, dass die Forscher Wissenschaftskommunikation für wichtig halten, teils weil sie sich der Gesellschaft verpflichtet fühlen, teils weil sie damit die Legitimation der eigenen Forschung stärken wollen. Mehr als die Hälfte der Befragten hat bereits Forschungsergebnisse in der Öffentlichkeit kommuniziert, meist allerdings nach zufällig zustande gekommenen Anlässen und ohne klare Strategie. Und sie haben mehrheitlich gute Erfahrungen mit Journalisten, Medien und Öffentlichkeit gemacht. Dennoch sehen die Befragten auch Probleme, etwa knappe Ressourcen für wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit oder die unterschiedlichen Arbeitsweisen von Forschern und Journalisten.

Diese Ergebnisse werden nachvollziehbar und solide herausgearbeitet. Allein: All dies und auch die einfache Typologie von Wissenschaftskommunikatoren, die die Autorin aus ihren Daten gewinnt, kennt man bereits aus Studien zu Bio-, Gesundheits- oder Klimawissenschaftlern in den USA, Großbri-





tannien, Frankreich, Japan und Deutschland. Auch beim Versuch, die Kommunikationsaktivitäten von Wissenschaftlern zu erklären, gelingt es Herrmann-Giovanelli nicht, einen wesentlich neuen Beitrag zu leisten. Dazu fehlt ein elaboriertes Erklärungsmodell, das andere Arbeiten beispielsweise der Sozialpsychologie entlehnen, und die Beschreibungen einzelner Ursachen stehen unverbunden und etwas holzschnittartig nebeneinander.

Der wesentliche Verdienst Herrmann-Giovanellis beschränkt sich daher darauf, bereits bekannte Befunde noch einmal für die Schweiz sowie für Sozialwissenschaftler belegt zu haben. Stellenweise gelingt es ihr mit ihren datennahen Beschreibungen zudem, Befunde sehr anschaulich zu illustrieren. Zum Beispiel wenn sie zeigt, dass (v. a. Natur-)Wissenschaftler aller partizipatorischen Rhetorik zum Trotz oft einfache Modelle einseitiger Wissenstransfers im Kopf haben, wenn sie an Medien und Öffentlichkeit herantreten. Insgesamt ist dies ein begrenzter, aber kein nichtiger Ertrag – auch wenn bei gleichem Forschungsaufwand sicherlich ein größerer Mehrwert möglich gewesen wäre.

*Mike S. Schäfer ist Professor für Wissenschaftskommunikation an der Universität Zürich.*

## **Lokaljournalismus**

### **Stiefkind des Journalismus**

**Horst Pöttker/Anke Vehmeier (Hrsg.): Das verkannte Ressort. Probleme und Perspektiven des Lokaljournalismus. Wiesbaden: Springer VS 2013, 280 Seiten, 39,99 Euro.**

VON PETRA HEMMELMANN

Irgendwo zwischen Schützenfest, Karnevalssitzung und Kleintierzuchtverein, da wird er meist verortet, der Lokaljournalismus. Entsprechend gering war lange Zeit das Interesse von Wissenschaftlern und Verlegern daran. Erstaunlich, ist doch das Lokalressort der am meisten gelesene Teil der Zeitung. Für die kriselnde Printbranche könnte die Lokalberichterstattung ein Hoffnungsträger im digitalen Zeitalter sein. Noch realisieren das jedoch nur wenige Verlage.

Umso verdienstvoller sind das vom Land geförderte Weiterbildungsprojekt »Initiative Lokaljournalismus in Nordrhein-Westfalen« (INLOK) der TU

Dortmund sowie der Sammelband, der daraus hervorgegangen ist. »Das verkannte Ressort« schließt zum einen ein Stück weit die Forschungslücke auf dem Gebiet Lokaljournalismus, zum anderen wartet es mit konkreten, praxisorientierten Ratschlägen auf.

Die ersten beiden Kapitel thematisieren Strukturen und Probleme des Lokaljournalismus; ein Schwerpunkt liegt auf der Aus- und Weiterbildung. Die Beiträge von Manuela Puls und Gesa Schölgens/Mareike Potjans zeigen exemplarisch das gelungene Ineinandergreifen von Theorie und Praxis in diesem Sammelband: Während Puls den Forschungsstand zu freien Journalisten aufarbeitet, präsentieren Schölgens und Potjans die konkrete Konzeption des Weiterbildungs-Projekts INLOK als Antwort auf die Missstände.

Zielgruppe sind erklärtermaßen auch Berufspraktiker, die sich vor allem für das dritte Kapitel interessieren dürften, denn dort steht die journalistische Praxis im Mittelpunkt. Den vorherigen, theorielastigen Kapiteln zum Trotz: Auch wer als Praktiker den Blick in den Band wagt, wird durchaus belohnt. Wie Geschichts- und Wissenschaftsjournalismus im Lokalen möglich sind, wird anschaulich dargestellt. Der Leser erhält zudem eine verständliche Handreichung zu Presserecht und Recherche im Lokalen. Bedauerlich ist die häufige Beschränkung praktischer Beispiele auf Nordrhein-Westfalen. Der Nutzwert des Beitrags über Kommunalrecht beispielsweise sinkt so für einen bayerischen Journalisten deutlich.

Nicht ganz geglückt ist der Aufbau des Buches. Die Unterteilung in Strukturen, Probleme und Praxis ist nicht einhaltbar, schwingen doch bei Strukturen bereits Probleme und Lösungsansätze mit. Auch die Reihenfolge innerhalb der Kapitel ist nicht schlüssig: Überblickartige Aufsätze (wie von Wiebke Möhring) wären als Einstieg zugänglicher als ein detaillierter Problemaufriss eines Teilaspekts. Auf ein Resümee samt Zusammenfassung all der praktischen Empfehlungen verzichten die Herausgeber zudem leider.

Dennoch leistet »Das verkannte Ressort« einen wichtigen Beitrag zu Wissenschaft und Praxis. Das Gesamtniveau der Aufsätze ist hoch und gemeinsam vermitteln sie ein umfassendes Bild von Zustand, Chancen und Problemen des Lokaljournalismus in Deutschland.

*Petra Hemmelmann unterrichtet journalistisches Schreiben an der KU Eichstätt-Ingolstadt.*





## Debattenanalyse

### Faule Arbeitslose im Visier

**Matthias Kaufmann: Kein Recht auf Faulheit. Das Bild von Erwerbslosen in der Debatte um die Hartz-Reformen. Wiesbaden: Springer VS 2013, 319 Seiten, 39,99 Euro.**

VON SINAH GROTEFELS

Wir schreiben das Jahr 1998: Die SPD ist stärkste Fraktion im Bundestag, Gerhard Schröder Kanzler. Zu diesem Zeitpunkt setzt die Untersuchung von Matthias Kaufmann ein. Welches Arbeitslosenbild zeichnete die SPD in der öffentlichen Debatte während der ersten Legislaturperiode – und mit welchen Konsequenzen? Dieser Frage geht der *Karrierespiegel*-Redakteur in seiner nun als Buch erschienenen Dissertation nach.

Der Titel verweist auf einen Satz Schröders, den dieser 2001 im Zusammenhang mit arbeitsunwilligen Erwerbslosen gegenüber der *Bild* äußerte. »Kein Recht auf Faulheit« – das ist schmissig, bringt das zentrale Ergebnis der Studie auf den Punkt: Arbeitslose würden in den Medien diskriminiert, und zwar von Vertretern der selbsternannten Partei der kleinen Leute, der SPD. Ein Vorwurf: Faulheit. Obwohl die Zahl der Arbeitslosen, die das Sozialsystem missbrauchen, gering sei, seien die »Drückeberger« in den medial abgebildeten Debatten fast allgegenwärtig. Maßnahmen, durch die Erwerbslose diszipliniert und stärker kontrolliert werden sollen, würden als alternativlos dargestellt. Die Diffamierung ebnete den Weg für die später folgenden Hartz-Reformen.

In seiner Analyse behandelt der Autor Äußerungen von Politikern und Journalisten gleich, da beide seiner Ansicht nach zum debattenbestimmenden Elitenzirkel gehören. Konsequenterweise weist er auch auf Versäumnisse des Journalismus hin. Zum Beispiel: Obwohl es ein Prinzip der Fairness ist, diejenigen, über die man schreibt, zu Wort kommen zu lassen, kämen Äußerungen von Arbeitslosen kaum vor.

Mit der Debattenanalyse werden nicht nur Argumentationsmuster nachgezeichnet, es geht auch um das Lesen zwischen den Zeilen, das Finden von Argumenten, die nicht genannt wurden – und darin zeigt sich Kaufmann stark. Gleichzeitig liegt hier eine Schwäche der Methode: Wie so oft bei qualitativen Arbeiten hängt die Qualität der Ergebnisse eng mit dem

Hintergrund des Interpretierenden zusammen. Würde ein anderer Forscher das Material analysieren, käme er zu den gleichen Ergebnissen? Wohl kaum. Dafür hätte das Vorgehen stellenweise noch genauer beschrieben werden müssen. Ein weiterer Knackpunkt: Laut Kaufmann hat die Methode geholfen, Belege für intuitiv bereits Bekanntes zu sammeln. Damit stellt sich die Frage, ob er im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung doch nur das gefunden hat, was er erwartete.

Die Ergebnisse sind deshalb aber nicht weniger interessant. Die Arbeit ist wohlstrukturiert, ihr Stil angenehm schnörkellos. Kaufmann entkräftet mit Leichtigkeit verbreitete Argumente. Er zeigt nicht nur, wie die Debatte verlief, sondern bringt Auslassungen zu Tage und macht dadurch deutlich: Sie hätte auch ganz anders verlaufen können.

*Sinah Grotefels studiert Journalistik in Hamburg und arbeitet als freie Journalistin.*

## Politikjournalismus

### Distanzierte Schweizer

**Stephanie Schwab Cammarano (2013): Rollen in der Politikvermittlung. Die Interaktion zwischen Politik und Journalismus in der Schweiz. Baden-Baden: Nomos 2013, 226 Seiten, 39 Euro.**

VON STEPHAN RUSS-MOHL

Unterscheidet sich – im Vergleich zu Mittelmächten wie Deutschland, Frankreich oder Italien – das Zusammenspiel von Journalisten und Politikern in Kleinstaaten? Stephanie Schwab Cammarano spürt in ihrer Forschungsarbeit, mit der sie von der Universität Zürich promoviert wurde, am Beispiel der Schweizer Bundespolitik dieser Frage nach. Zumindest ein Teil ihrer Ergebnisse dürfte sich auch auf Nachbarländer wie Österreich, Belgien oder die Niederlande übertragen lassen.

Ziel ihrer Studie ist es, »die Vorgänge auf der Hinterbühne der Politikvermittlung auf nationaler und politikfeldübergreifender Ebene zu beleuchten«. Ihre Befunde sind erhellend. So überrascht bereits, dass selbst in der kleinen Schweiz nur ein Drittel der Parlamentsmitglieder mehrmals im Monat Kontakt mit Journalisten haben, Pressekontakte also stark auf die Parlamentseliten konzentriert sind. Unter den Journalisten wiederum sind es gerade die Parlamentsbe-



richterstatter, die auf der persönlichen Ebene Distanz zu Politikern halten: »Die befragten Bundeshauskorrespondenten sind mit signifikant weniger Politikern befreundet als andere Medienschaffende«. Dagegen pflegen die Chefredakteure deutlich häufiger als die anderen Journalisten solche Freundschaften. Die Redaktionschefs dienen aber auch als Klagemauer: »Politiker kontaktieren häufig dann Chefredakteure, wenn sie mit der Berichterstattung nicht zufrieden waren« – weshalb die befragten Chefredakteure auch »den Umgang mit Politikern als deutlich konfliktreicher empfinden als andere Medienschaffende«.

Spannend sind auch folgende Details: Die dem rechten Spektrum zuzurechnenden SVP-Politiker unterhalten intensivere Medienkontakte als Parlamentarier der Mitte. Parlamentarierinnen »kontaktieren weniger häufig Medienschaffende als ihre männlichen Kollegen«, und Journalistinnen werden ebenfalls seltener von Politikern angesprochen als ihre männlichen Pendanten. Nicht zuletzt unterscheiden sich »die politisch-journalistischen Interaktionen kaum in sprachregionaler Hinsicht«.

Die Erkenntnisse gehen auf eine Befragung zurück, in die einerseits Parlamentarier und andererseits Bundeshauskorrespondenten, Chefredakteure und leitende Inlandsredakteure einbezogen waren. Insgesamt wurden 76 Parlamentsmitglieder und 161 Journalisten befragt. Die Rücklaufquote betrug bei den Politikern bemerkenswerte 37 Prozent, bei den Journalisten sogar 38 Prozent. Die Autorin ruft abschließend zu Recht in Erinnerung, dass ihre Ergebnisse Aussagen der Befragten über deren Verhalten beinhalten, von denen das tatsächliche Handeln abweichen kann. So könnte es beispielsweise sein, dass Frauen die Kontakthäufigkeit unterschätzen«, während die Männer sie überschätzen. Insofern sind die Daten mit Vorsicht zu genießen.

Außerdem gibt es Besonderheiten der Schweiz, die einer voreiligen Übertragung der Ergebnisse auf andere Kleinstaaten entgegenstehen: »Im internationalen Vergleich zählt das Schweizer Parlament zu den am schwächsten professionalisierten Legislativen, gemessen an Einkommen, Kosten und zeitlicher Belastung der parlamentarischen Tätigkeit«, so Schwab-Cammara. Andererseits gibt es nirgendwo in vergleichbarem Ausmaß Volksabstimmungen und direkte Demokratie. So ist zu vermuten, dass die hochprofessionalisierte PR-Maschinerie, die auch in der Schweiz längst das politische Leben prägt, sich zwar weniger als anderswo als Filter und Verstärker zwischen die Abgeordneten und

die Journalisten schiebt, dafür jedoch an anderer Stelle ihre Wirkkraft umso mehr entfaltet.

*Stephan Russ-Mohl ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Lugano.*

## **Fernsehberichterstattung**

### **Islamisten und viel Angst**

**Nicole Haußecker: Terrorismusberichterstattung in Fernsehnachrichten: visuelles Framing und emotionale Reaktionen. Baden-Baden: Nomos 2013, 266 Seiten, 36 Euro.**

VON EVA BOLLER

**W**ie wird Terrorismus im Fernsehen dargestellt? Welche Visual Frames kommen darin zum Einsatz und wie reagieren die Zuschauer darauf? Darum geht es in der Langzeitstudie von Nicole Haußecker. In einer quantitativen Bild- und Textanalyse hat die Autorin Visual Frames in der Terrorismusberichterstattung von 1.145 TV-Nachrichtenbeiträgen zwischen 2007 und 2009 untersucht. Dabei stellte sie u.a. fest, dass meist der terroristische Akt (mit Polizei und Toten) sowie Anti-Terrormaßnahmen im Fokus der Berichterstattung stehen; dicht gefolgt von der Gefahr durch religiöse Täter, speziell Islamisten.

Im zweiten Schritt befragte die Autorin 104 Personen explorativ zu ihrer emotionalen Reaktion auf ausgewählte Fernsehbilder. Haußecker fand heraus, dass Zuschauer bei besonders emotionaler Darstellung zu einer verstärkten Bedrohungswahrnehmung neigen. Emotionaler Bilder bedienen sich die Nachrichtensendungen vor allem bei aktuellen Terroranschlägen. Haußecker schließt daraus, dass dadurch fehlende Fakten und Hintergründe kompensiert werden sollen. Insbesondere Privatsender setzten auf angsteinflößende Bilder, um die islamistische Gefahr darzustellen. Haußecker mahnt daher, bei Anschlägen keine vorschnellen Verbindungen zum Islam herzustellen. Ein weiteres Ergebnis: Alle Sender berichten deutlich häufiger über Anti-Terror-Maßnahmen anstatt über die Ursachen von Terrorismus. Die Studie leistet einen wertvollen Beitrag zur Fernsehinhaltsforschung und bietet Journalisten Anreize, ihre Berichterstattung über terroristische Akte zu hinterfragen.

*Eva Boller ist Message-Redakteurin. Sie promoviert zum Thema Visual Framing.*



# Der Meister des

*Jürgen Leinemann, der kürzlich verstorbene Spiegel-Redakteur, war ein exzellenter Schreiber und genauer Beobachter. Seine Politikerporträts machten ihn zu einem der meist geschätzten Journalisten seiner Zeit.*

VON WALTER HÖMBERG

Auf dieser Seite berichten Journalistik-Fachleute über Umbrüche und Sternstunden, die den Journalismus nachhaltig verändert und zum Berufsbild des Journalisten beigetragen haben.

Spiegel-Reporter Jürgen Leinemann hat Spitzenpolitiker wie Oskar Lafontaine, Willy Brandt oder Helmut Kohl über Jahre beobachtet.

Das letzte Buch von Jürgen Leinemann beginnt so: »Es muss kurz vor dem Wetterbericht der abendlichen *Tagesschau* gewesen sein, als der Oberarzt in mein Zimmer auf der strahlentherapeutischen Station der Berliner Charité stürmt. Er klopft hart, reißt die Tür auf und pflanzt sich auf meine Bettkante. Ich habe ihn noch nie gesehen. »Machen Sie mal den Bauch frei«, sagt er, nachdem er sich kurz vorgestellt hat. Er tastet, horcht und greift zum Telefon. Eher beiläufig teilt er mir mit: »Sie müssen operiert werden.« »Wann?«, frage ich. »Jetzt«, sagt er. »Jetzt? Was heißt das?« – »Jetzt heißt sofort.««

Unter dem Titel »Das Leben ist ein Ernstfall« schildert Leinemann seine Erfahrungen als Patient: Zungenrundkrebs, Herzschwäche, Diabetes, Lungenentzündung, Magengeschwür – so die Diagnosen. Die Odyssee durch Krankenhäuser und Arztpraxen, die körperliche Schwäche, die Stimmungsschwankungen zwischen Wut, Depression und Trauer. Wie in einem Film voller Rückblenden erinnert sich dieser Patient, der gerade seinen 70. Geburtstag mit vielen Freunden gefeiert hatte, an markante Stationen seiner Biografie. »Wenn die Zukunft schrumpft, blickt man zurück«, so schreibt er und wird zum Reporter seines eigenen Lebens.

Die biografischen Wegmarken in Kurzform: Geboren am 10. Mai 1937 als Sohn eines Sparkassenangestellten, aufgewachsen in der niedersächsischen Kleinstadt Burg-

dorf, nach dem Abitur Studium geisteswissenschaftlicher Fächer in Marburg und Göttingen (Geschichte, Germanistik, Philosophie). Dann ein Leben als Journalist: Volontär, später Redakteur der *Deutschen Presse-Agentur* in Berlin und Hamburg, anschließend Korrespondent in Washington. Dort 1970 Wechsel zum *Spiegel*, für den er dann mehr als drei Jahrzehnte berichtet. Seit Mitte der 1970er Jahre Redakteur im Bonner Büro des Nachrichtenmagazins, nach dem Fall der Mauer Mitglied der Berliner Redaktion.

## Biografien mit markanten Brüchen

Die Aufzählung dieser Stationen spricht für eine solide Berufskarriere. Sie sagt allerdings nichts aus über die Höhen und Tiefen seines Lebens, mit denen sich Jürgen Leinemann später immer wieder reflektierend auseinandergesetzt hat. Versagensängste, Rivalitäts- und Erfolgsdruck trieben ihn, der schon früh mit depressiven Stimmungen zu kämpfen hatte, in den Alkoholismus und führten schließlich im August 1974 zum physischen und psychischen Zusammenbruch. Die Therapie in einer psychosomatischen Klinik brachte die Wende. Ein Einschnitt, den Leinemann selbst als Beginn eines neuen Lebens bezeichnet hat. Seit September 1976 kein Tropfen Alkohol mehr – auch dank der Unterstützung von Schicksalsgenossen aus der Selbsthilfegruppe.

Die Be- und Verarbeitung dieses Lebensbruchs ist für das Verständnis der späteren Arbeit des brillanten Reporters entscheidend. Profiliert hat sich Leinemann insbesondere durch seine sensiblen Personenporträts. Vor allem den sogenannten Spitzenpolitikern galt seine professionelle Aufmerksamkeit. Willy Brandt, Joschka Fischer, Hans-Dietrich Genscher, Helmut Kohl, Oskar Lafontaine, Johannes Rau, Wolfgang Schäuble, Wolfgang Thierse, Hans-Jochen Vogel, Her-

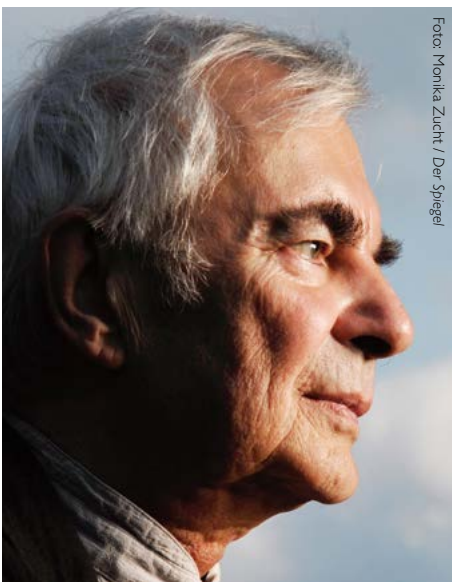


Foto: Monika Zücht / Der Spiegel

# Politikerporträts

bert Wehner und Richard von Weizsäcker – sie alle und viele andere hat er jahrelang beobachtet.

Zur Vorbereitung eines Sammelbandes mit publizistischen Porträts, der 1995 unter dem Titel »Gespaltene Gefühle« erschienen ist, habe ich Jürgen Leinemann zu dieser journalistischen Form befragt. Seine Antwort: »Ich will mir kein Bildnis machen, sondern es reizt mich – bei Politikern und anderen Figuren des öffentlichen Lebens – Antworten zu finden auf die klassische amerikanische Reporterfrage: ›What makes him tick?‹ Um eine Ahnung zu kriegen von der Wahrheit, die hinter der äußeren Wirklichkeit einer Person steckt, versuche ich ihre Motive zu verstehen. Ich bemühe mich, ihre Ausstrahlung zu erfassen und die geistigen und lebensgeschichtlichen Prägungen zu erkunden. Für mich ist es wichtig, jede Person im Kontext ihrer Herkunft und ihrer Umgebung zu erleben und zu beschreiben.« Das Private und das Politische zu verbinden, war sein Ziel. Aufgrund seiner eigenen Lebenserfahrung haben ihn vor allem solche Protagonisten interessiert, deren Biografien markante Brüche aufwiesen. Was steckt hinter den Fassaden? Wie unterscheiden sich Image und Identität? Welche Rolle spielt die Inszenierung?

Auch seine Arbeitsweise hat Leinemann, der sich für eine fundierte Ausbildung von Journalisten engagiert hat, eingehend erläutert: »Natürlich beginne ich mit einer Arbeitshypothese, habe eine vage Vorstellung davon, was ich zu finden hoffe. Dazu sammle ich Material. Aber ich behalte auch die Möglichkeit im Auge, dass die These falsch ist. Ich versuche, offen zu bleiben für Unerwartetes.«

## Selbstinszenierung der Akteure

Die politischen Akteure hat Leinemann oft lange begleitet, zum Beispiel auf Wahlkampfreisen. Er war ein scharfer und zugleich feinfühligere Beobachter. Aber auch die Urteile anderer waren für ihn wichtig. Als der Kanzlerkandidat Gerhard Schröder auf dem Eichstätter Marktplatz eine Wahlkampfreda hielt, bat Leinemann mich, mit einigen Journalistikstudenten teilzunehmen. Beim anschließenden Gespräch wollte er erfahren, wie der Kandidat auf junge Nachwuchsjournalisten gewirkt hatte.

Für die guten Arbeitsbedingungen beim *Spiegel* war Leinemann dankbar. Umgekehrt hat das Hamburger Nachrichtenmagazin die Qualitäten dieses Autors schnell erkannt: Er war einer der wenigen, deren Beiträge dort schon früh nicht anonym, sondern mit Namensnennung erschienen. Leinemann hat später darüber geklagt, dass der Qualitätsjournalismus in der heutigen Medienlandschaft immer weniger Raum findet. Die zunehmende Medienkonkurrenz befeuert die Selbstinszenierung der Akteure. Im Bundestagswahlkampf 1994 beobachtet der Reporter Leinemann, wie der SPD-Kandidat Rudolf Scharping lässig an der Reling des Bodenseeschiffes »Austria« lehnt und per Funktelefon dem Moderator eines Lokalsenders ein Interview gibt. »Dabei wird er gefilmt von einem TV-Team, was wiederum von Fotografen festgehalten wird, worüber sich die mitreisenden Wort-Reporter Notizen machen.«

## Die richtige Mischung aus Nähe und Distanz

War Leinemann ein »Kopffäger«, wie er manchmal genannt wurde? Wie falsch ein solches Etikett ist, zeigt folgende Episode aus seinem Bestseller »Höhenrausch«: Als Leinemann einmal an einem Porträt über Franz Josef Strauß, den Lieblingsfeind des *Spiegel*, arbeitete, las er den Beginn des Textentwurfs seiner Frau vor. Die Ärztin und Psychotherapeutin reagierte abrupt: »Das kann doch nicht dein Ernst sein. Du hast ja bei jedem Satz Schaum vor dem Mund.« Der Autor musste erkennen, dass er an Strauß gerade das bekämpfte, was er an sich selbst nicht leiden konnte. Ein klarer Fall von Projektion also. Die eigene quälende Identitätssuche führte den ewigen Selbstzweifler zu der Einsicht, dass ein journalistisches Porträt nur bei der richtigen Mischung von Nähe und Distanz gelingen kann.

Jürgen Leinemann war das, was man im 19. Jahrhundert als »Zeitschriftsteller« bezeichnete. Für seine Porträts und Reportagen hat er viele Journalistenpreise erhalten, darunter den Henri-Nannen-Preis für das Lebenswerk. In seinem letzten Buch notiert er: »Ich denke mir Totsein wie Schlafen, allerdings ohne Träume.« Am 9. November 2013 ist er nach langem Leiden in Berlin gestorben. ■

*Walter Hömberg lehrt als Gastprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Bis 2010 hatte er den Lehrstuhl für Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt inne.*





Der Berufsweg von **Gerhard Mester** schien alles andere als vorbestimmt. Nach der Schule und mangelhaften Kunstnoten folgt zunächst als Notlösung das Grafik-Design-Studium – »ein Glücksfall!« Fasziniert bleibt er dem Zeichenstift treu und arbeitet seit 1984 als freiberuflicher Karikaturist. Mester lebt mit seiner Familie in Wiesbaden. Er hat 2013 den Karikaturenpreis der deutschen Zeitungen gewonnen.

Mesters Karikatur beleuchtet den Informantenschutz als Teilaspekt der Pressefreiheit. Die steht seit eh und je unter Druck, zuletzt auch in den westlichen Demokratien: Die britische Regierung schikaniert den *Guardian*, die USA überwachen systematisch Journalisten. In Deutschland sind laut Reporter ohne Grenzen (ROG) vor allem die abnehmende Pressevielfalt und die Bedrohung von kritischen Journalisten durch radikale Gruppen eine Gefahr. Das bedeutet für Deutschland den Abstieg auf Platz 17 (zwischen Tschechien und Costa Rica) in der ROG-Rangliste zur Pressefreiheit.

*Holger Isermann ist freier Journalist, Fotograf und Medienwissenschaftler an der TU Braunschweig.*

## message IMPRESSUM

ISSN: 1438-499X

### Herausgeber:

Prof. Dr. Volker Lilienthal  
Dr. Lutz Mükke

### Gründungsherausgeber:

Prof. Dr. Michael Haller

### Redaktion:

Eva Boller, Kathrin Breer, Filiz Erkal,  
Maria Kirady, Malte Werner

### Layout:

Ute Lederer

### Verantw. i. S. d. P.:

Volker Lilienthal

### Korrektorat:

Rebecca Pohle, Claudia Nickels

### Titelgestaltung:

Ute Lederer

**Message ist ein Projekt der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus an der Universität Hamburg**

### Internationaler Beirat:

Dr. Carolin Emcke (Berlin)  
Prof. Dr. Hannes Haas (Wien)  
Dr. Mark Hunter (Paris)  
Henrik Kaufholz (Kopenhagen)  
Hans Werner Kilz (München und Hamburg)  
Prof. Dr. Miriam Meckel (St. Gallen)  
Prof. Dr. Michael Meyen (München)  
Sonia-Seymour Mikich (Köln)  
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)  
Prof. Dr. Stephan Ruß-Mohl (Lugano)  
Dr. Dieter Wild (Hamburg)  
Prof. Dr. Vinzenz Wyss (Zürich und Winterthur)

### Anschrift der Redaktion:

Universität Hamburg  
Redaktion *Message*  
Sedanstraße 19 (Raum 311)  
20146 Hamburg  
Telefon 040 428 389 331  
Telefax 040 428 389 333  
E-Mail: redaktion@message-online.com  
Internet: www.message-online.com

### Verlag:

Gesellschaft für Medienkultur und  
Qualitätsjournalismus gem. UG  
c/o Universität Hamburg/IJK  
Allende-Platz 1 - 20146 Hamburg

### Herstellung:

Holzmann Druck, 86825 Bad Wörishofen

### Aboservice:

Verlag der Evangelischen Gesellschaft  
Postfach 103852, 70033 Stuttgart  
Telefon 0711 60100 40  
Telefax: 0711 60100 76  
E-Mail: message@evanggemeindeblatt.de

**Message** erscheint viermal jährlich.  
Jahresabonnement: Euro 48 (Lieferung  
in Deutschland frei Haus, Ausland: zzgl. Porto)  
Abonnement für Studenten und Volontäre  
(gegen Nachweis): Euro 33,60  
Kündigungsfrist: 4 Wochen zum Jahresende

HUMAN  
RIGHTS  
WATCH

IM ANGESICHT DER UNMENSCHLICHKEIT IST  
MAN ALLEINE HILFLOS. DOCH GEMEINSAM  
KÖNNEN WIR SIE BEZWINGEN.



Human Rights Watch arbeitet an den gefährlichsten Orten der Welt, um Menschenrechtsverletzungen aufzudecken und den Opfern eine Stimme zu geben. Mithilfe unserer kompromisslosen Recherchen stellen wir die Täter vor der Welt bloß und lassen nicht locker, bis sie zur Rechenschaft gezogen werden.



HRW.org/de

INFORMIEREN SIE SICH UND GEBEN SIE  
UNTERDRÜCKTEN EINE STIMME.



## Jetzt sind Sie gefragt!

Journalismus muss ausgezeichnet sein. Schicken Sie uns Ihre Vorschläge für den Henri Nannen Preis 2014.

Der Henri Nannen Preis ist eine Auszeichnung für Qualitätsjournalismus und wird jährlich von Gruner + Jahr und dem stern vergeben. Sie als Leser können Ihre Favoriten nennen: Welche Artikel haben Sie in diesem Jahr besonders begeistert und bewegt? Reichen Sie sie ein auf [www.henri-nannen-preis.de](http://www.henri-nannen-preis.de). Einsendeschluss ist der 3. Januar 2014.